Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen evangelisch=protestantischen Missionsvereins.

Herausgegeben

von

Prediger Dr. Th. Arndt in Berlin,

Pfarrer Dr. E. Buß in Glarus u. Pfarrer J. Happel in Heubach (Hessen).

X. Jahrgang.

Berlin 1895.

Druck und Verlag von A. Haack.

NW. Dorotheenstraße 55.

Inhalt.

Die Aufgabe unserer Mission.

Vortrag auf der 10. Jahresversammlung des Allgem. evang.-prot. Missionsvereins am 17. Oktober 1894 zu Berlin gehalten von Pfarrer Dr. Buß in Glarus.

Die Mission hat zur Voraussetzung die Idee, daß die Religion über den Nationalitäten stehe und die Menschheit ein großes Ganze sei, das sich in seinen heiligsten Gefühlen und Interessen zur Einheit zusammenschließen sollte. Drei Religionen haben, auf diese Voraussetzung gestützt, den Anspruch erhoben, zur Weltreligion bestimmt zu sein, der Buddhismus, das Christentum und der Islam. Der Buddhismus schon Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, als seine Sendboten über die Grenzen ihres indischen Vaterlandes hinauszogen, um womöglich alle Völker für die Lehre ihres Meisters zu gewinnen. Der Islam gleich nach seiner Entstehung, als Mohammed (628) den Fürsten der Zeit die briefliche Aufforderung zur Annahme seiner Religion übersandte und die Heere der Kalifen sich anschickten, die ganze bekannte Welt für den Propheten in Beschlag zu nehmen. Allein ob auch Buddhismus und Islam noch beständig neue Proselyten machen, weder der eine noch der andere wird jemals die Religion der Menschheit sein. Der Buddhismus nicht. Denn was alle Völker soll durchdringen und beleben können, darf nicht in der Abgeschiedenheit einer Einsiedelei ausgebrütet, darf nicht die verkörperte Weltflucht sein und nicht blind für den Wert des Lebens, sondern muß dem frischen, vollen Leben eines Volkes entsprungen, dem frischen, vollen Leben der Menschheit zugewandt sein. Der Islam nicht. Denn erstlich ist er durch seine Verbindung mit dem Centralheiligtum in Mekka lokal und national beschränkt, zweitens trat er gleich von Anfang an als ein fertiges System auf, das, aus heterogenen, von außen hergeholten Elementen zusammengesetzt, jeder Biegsamkeit und Selbstverjüngungskraft entbehrt, so daß er von vornherein zur Stagnation verurteilt war und der Möglichkeit beraubt ist, sich Völkern von verschiedenster Geistesart anzubequemen.

Ganz anders das **Christentum**. Hier trifft alles zusammen, was einer Religion die Fähigkeit zur Weltreligion verleihen kann. Zunächst ist es die innerlichste und geistigste aller Religionen, gegründet auf die jedem Menschen angeborenen Triebe der Liebe, der Dankbarkeit, des Vertrauens und empfiehlt sich deshalb der edlern Menschennatur von selbst, ist der anima naturaliter christiana von vornherein zugänglich, von vornherein sympathisch. Es bietet aber auch einen so unerschöpflichen Reichtum von Kräften der Stärkung, des Trostes und der Reinigung, daß es alle innern Bedürfnisse aufs vollkommenste befriedigt. Es vermittelt die erhabenste Gotteserkenntnis, weist dem Menschen die denkbar würdigste Stellung in der Welt an, zeigt ihm einen sichern Ausweg aus Sünde und Elend, erzieht ihn zu edelster Sittlichkeit, führt ihn zu innerem Frieden. Das alles verleiht dem Christentum eine wunderbare Kraft, die Herzen zu gewinnen. Dabei ist es in seiner Wirksamkeit von keinem Volk, keiner Bildungsstufe, keiner Zeitlage abhängig. Das verdankt es dem Umstand, daß es nicht als etwas von

vornherein Fertiges, weder als ein geschriebenes Gesetz noch als eine bestimmte Organisation, sondern unabgeschlossen, unausgearbeitet in die Welt trat. Kein Religionsstifter ließ seiner Sache so sehr die Zukunft offen wie Jesus. Er begnügte sich damit, die großen Grundsätze des Gottesreichs auszusprechen, das weitere aber stellte er seinen Nachfolgern anheim. So waren die Christen genötigt, für das neue göttliche Leben, das sie erfüllte, selber die nötige Ausgestaltung zu suchen, selber die lehrhafte Formulierung der erkannten Wahrheit vorzunehmen, selber für Kultus und Gemeindeordnung die äußern Formen zu schaffen. So ist aber auch jedem Zeitalter die Möglichkeit gegeben, alles dies aufs neue zu thun, und jedem Volk die Möglichkeit, das christliche Leben vom Boden seiner Verhältnisse aus und im Anschluß an seine bisherige Geistesentwicklung so zu gestalten, wie es seinen nationalen Eigentümlichkeiten am besten entspricht.

Das Christentum kann also, ohne seinen Prinzipien etwas zu vergeben, die mannigfaltigsten Formen annehmen, wie es dies auch im Lauf der Zeit genugsam gethan hat. Man denke nur an die Unterschiede zwischen alter Kirche, Katholizismus, Protestantismus und ihren Schattierungen. Diese Veränderlichkeit — oder besser Anpassungsfähigkeit — mag als ein Nachteil erscheinen, indem dem Christentum nicht nur die Festigkeit abzugehen scheint, sondern es auch leicht der Verzerrung und Verderbnis ausgesetzt ist. In Wirklichkeit aber ist sie seine Stärke. Denn sie bewahrt es vor dem Schlimmsten, was es für eine Religion geben kann, vor dem Tod der Erstarrung. Während andere Religionen in Formeln und Gebräuchen sich versteifen, ist es dem Christentum möglich, immer neue Verbindungen einzugehen, besonders mit dem nationalen Leben seiner Bekenner, also sich zu nationalisieren, ein belebendes Ferment in der Geistesentwicklung eines Volkes zu werden und sich so zur Volksreligion zu gestalten.

Durch alle diese Vorzüge ist es wie keine andere Religion prädisponiert, nicht nur Volks-, sondern Völkerreligion, ja allgemeine Menschheitsreligion zu werden. Wozu aber etwas vom Schöpfer prädisponiert ist, dazu ist es auch prädestiniert. Hierin liegt die Berechtigung und religionsgeschichtliche Notwendigkeit der christlichen Mission. Hieraus ergiebt sich aber auch, worin ihre Aufgabe besteht.

Aufgabe der christlichen Mission ist, das Christentum zu dem zu machen, wozu es prädisponiert und prädestiniert ist, daß nämlich der Universalismus, der in seinem Prinzip liegt und zu dem sein Charakter es befähigt, Wirklichkeit werde, also Ausbreitung der christlichen Religion über die ganze Erde und Einpflanzung des christlichen Geistes und Lebens in die Herzen der Einzelnen und Völker, kurz die Christianisierung der Menschheit. Alle Völker des Erdballs, gleichviel, welcher Rasse sie angehören, auf welcher Höhe der Kultur sie stehen und zu welcher Religion sie sich bekennen, sollen zu christlichen Völkern gemacht, zu christlichem Denken und Leben, zu christlicher Gesinnung und Gesittung erzogen, es soll das Christentum als die höchste Blüte des menschlichen Geisteslebens zum Gemeingut des gesamten Menschengeschlechtes gemacht werden. Wahrlich ein weit ausschauendes, großartiges Ziel, eine hohe, herrliche Aufgabe, die höchste, die es auf dieser Erde zu erfüllen giebt, wohl wert, daß die Besten der Christenheit begeistert ihre

ganze Kraft dafür einsetzen. Die Frage ist nur die, wie sich dieses große Ziel erreichen lasse und welche Mittel hierzu angewendet werden müssen.

Bei der Beantwortung dieser Frage darf zunächst nicht übersehen werden, daß die allgemeine Aufgabe der Mission sich je nach den Bedürfnissen der verschiedenen Zeitalter beständig modifiziert und spezialisiert, welchem Umstand entsprechend auch die einzuschlagenden Wege immer wieder andere sein müssen. — Dies zeigt uns ein Blick auf die Vergangenheit. Von Epoche zu Epoche verschoben sich, schritthaltend mit dem Wandel der Zeitverhältnisse, die Grenzen der Missionsaufgabe, und dieser Verschiebung gemäß veränderte sich auch das Missionsverfahren.

Die spezielle Aufgabe, die sich dem ersten christlichen Jahrhundert darbot, war die, das römische Reich so schnell wie möglich mit der neuen Religion bekannt zu machen. Dieser Aufgabe mußte durch rasche, kühne Pionierarbeit genügt werden, und dies geschah durch die Wanderpredigt der Apostel und ihrer Schüler. Rastlos eilten diese mit der Freudenbotschaft von der in Christus erschienenen Erlösung von Land zu Land und vereinigten die gläubig Gewordenen zu Gemeinden. So waren bald die Länder von Jerusalem bis Rom mit einem zu beiden Seiten des Meeres sich hinziehenden Netz von Stationen überzogen, und in ähnlicher Weise ging es weiter bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts.

Als dergestalt dem Christentum die erste Bahn gebrochen war, erwuchs der jungen Kirche die neue Missionsaufgabe, das begonnene Werk zu befestigen und zu vertiefen, weil bei der Schnelligkeit des Vorgehens die Gründlichkeit zu kurz gekommen war. Deshalb verstummte nun die Wanderpredigt, und es trat an ihre Stelle die stille Propaganda von Haus zu Haus, an die Stelle des Missionars die verborgen wirkende Gemeinde. Es sagte sich von einem zum andern, was für ein neues, schönes Leben mit dem neuen Glauben ins Haus einziehe. Kaufleute, Soldaten, Sklaven trugen die Kunde überallhin; die wortlose Predigt ihres erneuerten Lebens riß Tausende von edlen Gemütern fort, und die auf den Scheiterhaufen bewiesene Standhaftigkeit schuf dem Christentum täglich neue Verehrer. Noch aber hielten sich die Kreise der Bildung und des Einflusses fern, und es drohte das Christentum eine Religion der Sklaven und Bauern werden zu sollen. Da trat als neue Missionsaufgabe die Gewinnung der gebildeten Welt hervor, und sofort nahm auch die Missionsthätigkeit einen andern Charakter an. Es entstand zum erstenmal in der Weltgeschichte eine religiöse Litteratur mit dem bestimmten Zweck der Werbung für eine Religion. Die Schriften des Neuen Testaments kamen in Umlauf, ihnen folgten Schlag auf Schlag die Schriften der Apologeten. Die Menschheit erlebte das Unerhörte, daß die Fragen der Religion zum Gegenstand der öffentlichen Diskussion gemacht wurden und eine vermeintlich bedeutungslose Sekte einen litterarischen Feldzug gegen alles, was man bisher gedacht und geglaubt, unternahm, ohne daß von seiten der herrschenden Religion etwas Stichhaltiges dagegen vorgebracht werden konnte. An die Stelle des Missionars war das Buch getreten, und durch dieses wurden dem Christentum nun auch die höhern Stände zugeführt.

Nach der Überwindung des Römerreichs entstanden wieder andere Missionsaufgaben. Neue Völker traten in den Gesichtskreis der Kirche,

der ganze, unaufhaltsam vordrängende germanische Völkerstrom, der für das Christentum gewonnen werden mußte; und wieder schuf sich die neue Aufgabe neue Missionsmittel. Rohe Barbaren waren es meistenteils, um deren Christianisierung es sich handelte, und ihre Religion war in den Wäldern Deutschlands eben erst taufrisch aufgeblüht. Da konnte mit religiöser Litteratur gar nichts, mit der Predigt wenig ausgerichtet werden; darum fanden auch die vereinzelten Glaubensboten, die aus Brittannien herüberkamen, wenig Gefolgschaft. Diese Völker mußten zuerst civilisiert werden, bevor sie das Christentum mit Verständnis aufnehmen konnten. Diesem Zwecke dienten die vorgeschobenen Niederlassungen der Mönchsorden. Durch Ackerbau, Krankenpflege, Schulen und Gottesdienst suchten die Klöster diese rohen Völker zu mildern Sitten zu erziehen. Wie aber die Kirche längst selbst verweltlicht und veräußerlicht war, so mischten sich auch in ihre Missionsthätigkeit ungeistige Maßnahmen. Nicht nur, daß man sich meist begnügte, die Heiden mit den Äußerlichkeiten des Christentums, seinen gottesdienstlichen Ceremonien und Gebräuchen, bekannt zu machen, und um ihnen den Übertritt zu erleichtern, sich einer falschen Akkommodation an ihre heidnischen Vorstellungen und Sitten schuldig machte; es wurden auch ganz fremdartige Interessen mit der Mission verquickt. An die Stelle des untergegangenen politischen Weltreichs mit dem Kaiser sollte das kirchliche Weltreich mit dem Papst als Oberhaupt treten; und um dies herbeizuführen, wurden weltliche Machtmittel in Bewegung gesetzt. Bündnisse, Verträge, politische Abmachungen sollten diese Völker in die Gewalt der Kirche bringen. Dieses unlautere Vorgehen mußte sich freilich an der Kirche selbst rächen. Die Völker, die nur äußerlich bekehrt worden waren, brachten eine solche Masse ungebrochenen Heidentums in die Kirche herein, daß das Christentum in einen rohen Paganismus auszuarten, die Kirche an sittlicher Fäulnis zu Grunde zu gehen drohte.

Daraus erwuchs abermals eine neue Missionsaufgabe, nämlich die, diesen heidnischen Sauerteig auszufegen. So kam die Reformation, eine Zeit der glanzvollsten Missionsthätigkeit, nur daß dieselbe nicht nach außen, sondern nach innen, gegen das Heidentum nicht außer, sondern in der Christenheit selbst gerichtet war. Es galt, die christliche Welt für das Christentum zurückzuerobern. Darum der allgemeine Ruf: zurück zu den Quellen! Das alte, ursprüngliche, einfache Evangelium wurde wieder aus dem Schutt der Jahrhunderte hervorgegraben und an der Hand dieser unanfechtbaren Norm die Reformation vorgenommen. Es lebte die altchristliche Mission in all ihren Formen wieder auf mit Verkündigung des Evangeliums in Wort und Schrift, auf Versammlungen und Religionsgesprächen, mit Verbreitung der Bibel in der Landessprache, Bildung von Gemeinden und Landeskirchen, Ausgestaltung der Lehre und des Gottesdienstes und reicher schriftstellerischer Bethätigung. Das Christentum war gerettet. Leider aber folgte auch hier die Einmischung des weltlichen Arms, das Eingreifen der Fürsten und Reichstage, wodurch der heiligen Sache fremde, politische Interessen beigemischt wurden, so daß das Schwert in Fragen der Religion die Entscheidung übernehmen mußte und der Sieg der Wahrheit auf Jahrhunderte aufgehalten ward.

Abermals tauchte eine neue, eigenartige, weitausschauende Missionsaufgabe auf: die Christianisierung der neu entdeckten Weltteile. Schade, daß der Protestantismus zu schwach war, hier einzusetzen! So zauderte die katholische Kirche nicht, diese für sich in Beschlag zu nehmen, und missionierte sie in alt-

gewohnter Weise mit ihren Mönchsorden, kirchliche Machtinteressen mehr als die religiöse Erneuerung der Völkerschaften verfolgend, wie sie dies bis heute allenthalben thut.

Endlich brach am Ende des vorigen Jahrhunderts die neueste Missionsepoche an, in deren voller Entwicklung wir gegenwärtig stehen, veranlaßt durch neue Entdeckungen und Handelsbeziehungen und den Erwerb auswärtiger Kolonien. Die Aufgabe, die dieser wartete, erweiterte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Zuerst schien es sich nur darum zu handeln, den neu gewonnenen Kolonien, dann, einigen andern bekannter gewordenen Ländern das Evangelium zu bringen, und es wurde dies auch von verschiedenen Seiten meist nach der Art des äußern Vorgehens der Apostelzeit unternommen. Je mehr aber ein neues Volk nach dem andern im Gesichtskreis der Christenheit auftauchte, und je lebhafter der Handels- und Kulturverkehr mit ihnen sich anließ, destomehr erschlossen sich der Mission die weitesten Perspektiven. Und heute liegt es klar vor aller Augen, daß die unserer Zeit von Gott zugewiesene Aufgabe kein Volk mehr ausnehmen darf. Hatte die alte Kirche das römische Reich, das Mittelalter die germanischen und slavischen Völker, die Reformation das neue römische Reich der katholischen Kirche, das 16. und 17. Jahrhundert Amerika, das 18. Jahrhundert die überseeischen Kolonien zu missionieren bekommen, so sind der Mission unserer Tage die sämtlichen nichtchristlichen Länder der Erde als Arbeitsfeld zugewiesen. Wir leben in der Zeit, da die früher auf einzelne Ländergebiete beschränkte Mission zur Weltmission sich auszuweiten angelegt und bestimmt ist. Und dieser veränderten Situation hat sich nun natürlich auch das Missionsverfahren anzupassen. Es müssen umfassendere Veranstaltungen getroffen, reichere Kräfte in Thätigkeit gesetzt werden als je zuvor und alle Mittel und Wege versucht werden, die je zum Ziele führen könnten, wie dies alles seit Jahren bereits in vollem Maße geschieht.

Besehen wir uns indessen, um über die vorhandenen Bedürfnisse ins Klare zu kommen, die ungeheure in Betracht fallende Völkermasse noch näher, so überzeugen wir uns bald, daß doch nicht alle Völker in gleichem Maße für die Mission zugänglich sind. Irgend etwas, was dem Christentum innerlich entgegenkommt, ein Gefühl der Unzulänglichkeit der eigenen Gotteserkenntnis, ein Sehnen nach etwas Besserem muß denn doch vorhanden sein, wenn die Arbeit nicht ganz aussichtslos bleiben soll. Und da sehen wir denn z. B. die Völker des Islams noch in völliger Selbstgenügsamkeit und Unempfänglichkeit verharren und sich durchaus ablehnend gegen jede christliche Annäherung verhalten, weshalb sie auch für die Mission noch zurückzustellen sind. Nicht so die übrigen Völker. Die Religionen der geistig niedrig stehenden Völker Asiens und Afrikas sind meist ausgelebt, erstarrt und keiner Wiedergeburt fähig, und ihre Bekenner haben so oft Gelegenheit, die Überlegenheit des Christengottes über ihre Götter zu spüren, daß viele in ihrem Glauben wankend geworden sind. Ähnlich verhält es sich bei den heidnischen Kulturvölkern. In Indien, China, Japan finden wir durch ihr Alter ehrwürdige, vielfach reich und großartig entwickelte Religionssysteme, die aber ihren Kulminationspunkt längst überschritten haben und nur noch von vergangener Größe zehren, und an ihrem Lebensmark nagt der Zweifel. Tausende, namentlich der Gebildeten,

haben mit dem Volksglauben gebrochen und sind vollendete Skeptiker oder ergeben sich irgend einer philosophischen Sonderlehre. Reformen und Sektenbildungen, Vermischungs- und Wiederbelebungsversuche sind an der Tagesordnung, ein Beweis, daß die innere Selbstzersetzung längst begonnen hat. — Also wie einst im römischen Reiche nirgends junge, lebenskräftige Religionen, die eine Zukunft hätten, sondern überall verknöcherte oder in Auflösung begriffene, die dem Christentum zwar den Widerstand der Altersstarrheit und des staatlichen Schutzes, nicht aber den der innern Lebendigkeit entgegenzusetzen vermögen. Ja, manche dieser Völker tragen, wie einst ein Sehnen nach bessern Zuständen die alte Welt erfüllte, in sich ein tiefes Verlangen nach uns und zwar nicht nur nach unsern Tüchern, Waffen und Schiffen, deren Wert eben im äußersten Osten die Probe bestanden hat, sondern vor allem nach dem ihnen unbekannten Etwas, das den Abendländern jene unheimliche Überlegenheit auf allen Gebieten verleiht und nichts anderes ist als die dem christlichen Glauben entspringende Geistesfreiheit und sittliche Kraft. Neuen Anschauungen zugänglich, befinden sie sich in einer beständigen unbewußten Annäherung an das Christentum. Es bereitet sich wie einst in Rom eine neue geistige Atmosphäre vor, es bilden sich neue geistige Grundlagen, auf welche das Evangelium etwas Neues bauen kann. Das Feld ist reif zur Ernte, heute ungleich mehr als noch vor 100 oder 50 Jahren. — An diese Völker mit ins Wanken geratenem Glauben also, gleichviel, ob sie hochgebildet seien oder auf niedriger Stufe stehen — und es sind meist die, mit welchen der Verkehr auf andern Gebieten längst in voller Entwicklung ist — an diese Völker sehen wir uns für die heutige Mission in erster Linie gewiesen, während noch abgeschlossene oder zurückhaltende Völker wie diejenigen in Tübet, der Mandschurei u. dgl., erst später in Betracht kommen können. Es kann und wird demnach in der heutigen Epoche die Missionierung der civilisierten und uncivilisierten Heidenvölker gleichzeitig neben einander hergehen, wie dies thatsächlich bereits längst der Fall ist; aber es muß, da die Bedürfnisse sehr verschieden sind, hier und dort ein verschiedenes Verfahren Platz greifen, nämlich ungefähr folgendes:

Bezüglich der kulturarmen Völker kommt vorzugsweise die bei den germanischen Völkern angewandte Missionsmethode in Betracht, wenigstens soweit sie sich reiner Mittel bediente. Hier wird man nicht zuerst mit der Predigt der christlichen Wahrheit kommen können, da ohne Vorbereitung ihnen die Fähigkeit, sie richtig zu verstehen, noch mangelt. Vielmehr wird hier durch reichliche civilisatorische Veranstaltungen, durch Gründung von christlichen Niederlassungen inmitten der heidnischen Bevölkerung, durch Gewöhnung dieser an Arbeit und Frieden, durch Pflege des Landbaus und Handwerks, durch ärztliche Hilfe und vor allem doch gründliche Schulung der Jugend erst langsam und geduldig durch Jahre und Jahrzehnte hindurch der Boden zu ebnen sein, bis eine gewisse geistige Reife diesen Völkern die verständnisvolle Aneignung und kirchliche Ausprägung der Grundsätze des Christentums erleichtert. Wo dies übersehen wird, bleibt das Christentum den Neubekehrten nur etwas äußerlich Angenommenes, das weder bessert noch beglückt und dem Volksleben keinen neuen Geist einhaucht.

Bezüglich der Kulturvölker dagegen finden richtiger alle diejenigen Missionierungsmittel Anwendung, welche einst bei den Völkern des römischen Reiches und nachher in der Reformationszeit beim gebildeten Bürgerstand ihre Wirkungskraft bewährt haben, also vor allem die mündliche und schriftliche Verkündigung der christlichen Heilswahrheit. — Hier aber kommen wir auf einen Punkt, der civilisierten und uncivilisierten Bevölkerungen gegenüber gleichsehr von größter Wichtigkeit ist: das Christentum, das ihnen gebracht werden soll, ist nämlich heute ein ganz anderes, als es früher war. Damals, als es in die Welt trat, war es etwas Einfaches, eine kleine Summe von großen religiösen Gedanken ohne feste Formulierung, einige wenige Elemente des Kultus: Predigt, Taufe und Abendmahl, und eine freie, lose Organisation der Gläubigen. Heute ist es etwas Schwerfälliges und Kompliziertes: ein ganzes ausgebreitetes System von artikelweise fixierten Glaubenslehren, von unabänderlich festgestellten Kultusordnungen, von kirchlichen Verfassungen und Gesetzen, so daß die Wissenschaft davon in eine Fülle von weitschichtigen Disziplinen zerfällt und die Arbeit eines ganzen Lebens erfordert, wenn sich jemand gehörig darin heimisch machen will. Und dies alles ist erst noch bei jeder der vielen Konfessionen, Denominationen und Sonderkirchen, in welche die gesamte Kirche sich gespalten hat, anders, und in manchen dieser Einzelkirchen, wo z. B. die Bekenntnisformeln, Liturgien und Katechismen der Reformationszeit heute noch unverändert in Kraft bestehen, während doch die gesamte Weltanschauung eine total andere geworden ist, bei manchen Einzelkirchen sind diese kirchlichen Formen überdies längst erstarrt und unzeitgemäß geworden. — Es ist nun klar, — und hier liegt der Nerv unserer ganzen Auseinandersetzung —, daß der Heidenwelt das Christentum nicht in diesen kirchlichen Ausgestaltungen unserer Tage, sondern in seiner alten, einfachen Form übermittelt werden muß. Denn unsere Kirchen sind Produkte Jahrhunderte langer geschichtlicher Entwicklungen mit spezifisch abendländischem Stempel und passen nicht auf einen völlig verschieden gearteten Boden, wo die geschichtlichen Voraussetzungen ganz andere sind. Der Missionar soll deshalb nicht als Vertreter einer speziellen Landeskirche oder Denomination, nicht als Reformierter oder Lutheraner, Staatskirchlicher oder Independent, Liberaler oder Orthodoxer, sondern lediglich als Christ unter die Heiden treten und nicht für eine besondere Konfession oder Richtung oder Sekte, sondern lediglich für die allgemeine christliche Kirche werben. Christianisierung der Völker ist die Aufgabe der Mission, nicht Proselytenmacherei für europäische und amerikanische Einzelkirchen. Das konfessionelle Gewand paßt nur für die Heimat; den fremden Religionen gegenüber verschwinden die Unterschiede, die uns trennen; darum sollen wir die Heiden damit möglichst verschonen. Veranlaßt man sie dennoch, nicht nur das aller Welt verständliche Evangelium der Liebe, das Jesus verkündigt hat, sondern dazu auch noch all die vergänglichen Hüllen, in welche spätere Zeiten es gekleidet, unsere Bekenntnisschriften und Agenden, unsere Kirchenverfassungen und Ceremonien anzunehmen, so legt man ihnen ein Joch auf den Hals, das sie nicht zu tragen vermögen, dem schon in der Heimat Tausende sich durch Kirchenflucht entziehen. Hüten wir wir uns doch wohl, in den Fehler zu fallen, den schon Paulus an den Judenchristen rügt (Gal. 2, 14; Ap. Gesch. 15, 10). Die Übertragung unserer fix und fertigen Kirchenverhältnisse auf die Heidenwelt wird zur Folge haben, daß in jenen Ländern zwar hier eine englisch-hochkirchliche,

dort eine baptistische oder lutherische oder wesleyanische Kirche entstehen wird, dergleichen es in der alten Welt genug gibt, nirgends aber, wonach allein ein Bedürfnis vorhanden ist, eine national-christliche Kirche. All das spezifisch Englische oder Deutsche oder Methodistische, das die Neubekehrten annehmen, bleibt ihnen ewig etwas Fremdes, Äußerliches, das sich nie einlebt. Ja mehr als das. Der enge, einseitige konfessionalistische Geist, der ihnen mit all dem ausländischen Wesen von Anfang an eingeimpft wird und ihnen nicht gestattet, zu sein, was sie sind, wird sich in ihnen nicht als ein Schutzmittel gegen Verirrung, sondern im Gegenteil als ein Krankheitserreger, als ein Fremdstoff in ihrem Leibe erweisen, der sie schließlich dem Siechtum überliefert. Mögen diese Kirchen auch eine Weile viele Anhänger gewinnen, sie tragen doch von Anfang an den Keim der Erstarrung in sich, weil ihnen der nationale Charakter fehlt, werden ewig zwerghafte Gebilde bleiben und weder je einen tiefer greifenden Einfluß auf das Volksleben ausüben, noch sich zu allgemeinen Volkskirchen ausweiten. Meinen wir doch nicht, Asien müsse der kirchliche Abklatsch von Europa werden und in Afrika müssen genau nach europäischem Muster zugeschnittene Kirchen sein. Durch solches Vorgehen werden nur bleibende Erfolge vereitelt; denn hundert kleine, totgeborne, weil entnationalisierte Gemeinden geben nie eine lebendige Volkskirche. — Begnügen wir uns also, den nichtchristlichen Völkern das zu bringen, was Jesus und den Aposteln genug war, und überlassen wir es im übrigen den zu neuem, göttlichem Leben Erweckten, selbst durch ihre Prediger und hervorragenden Männer die ihnen passenden Ausdrucksformen zu finden. Sie werden dabei ohne weiteres die besondern Bedürfnisse des Ortes und der Zeit berücksichtigen und an die nationale Eigenart anknüpfen. Das Christentum wird seine Anpassungsfähigkeit heute so gut bewähren wie in frühern Jahrhunderten und in Asien und Afrika so gut als einst auf europäischer Erde aus sich selbst heraus für Lehre, Gottesdienst, Gliederung des Gemeinschaftslebens und sittliche Bethätigung die nötigen, dem Geist der betreffenden Völker adäquaten Ordnungen und Institutionen schaffen. So könnte sich von Land zu Land ein neues kirchliches Leben von ganz eigener Art gestalten, hier ein ceremoniöses, phantasievolles, pomphaftes, dort ein nüchternes, lehrhaft angehauchtes, wortkarges; überall aber, wie immer es ausfiele, würde es den großen Vorzug haben, daß es ein heimisches Gebilde mit nationalem Gepräge wäre, Eigengewächs, das deshalb anzieht und Einfluß gewinnt. Nur solche volkstümlich aufgebaute Kirchen haben Aussicht, jemals allgemeine Volkskirchen zu werden.

Wie aber lassen sich in nichtchristlichen Ländern christliche Volkskirchen schaffen? Hierauf antworten wir folgendes:

Vor allem muß die richtige geistige Fühlung zwischen uns und den Bekennern anderer Religionen angebahnt werden, umsomehr als die christlichen Ansiedler und Reisenden, oft selbst Kolonialbeamte, in dieser Beziehung nicht selten ungünstig genug vorarbeiten. Man muß sich kennen lernen. Dem Beginn der missionarischen Thätigkeit muß deshalb ein gründliches Studium von Land und Leuten an Ort und Stelle vorausgehen, das Studium besonders der religiösen und sittlichen Zustände nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Kenntnis der allgemeinen Religionsgeschichte und vergleichenden Religionswissenschaft ist unbedingtes Erfordernis für jeden Missionar, der unter geistig höher stehenden Nichtchristen wirken will, sonst sind die Voraussetzungen, auf die er baut, falsch und wird er beständig

fehlgreifen. Es hat ja auch für Gebildete etwas Verletzendes, wenn man ihnen zumutet, die eigene Religion gegen die christliche aufzugeben, und sich nicht einmal die Mühe genommen hat, sich die ihrige genauer anzusehen, so daß man sie richtig beurteilen könnte. Vergessen wir nicht: das bloße Dasein eines Missionars an einem Ort ist an sich schon für die betreffende Bevölkerung eine gewisse Herausforderung, eine stille Verurteilung ihres Glaubens, die zur Opposition reizt. Sollen die Heiden dieses Gefühl überwinden und sich nur überhaupt mit der fremden Religion einlassen können, so müssen sie sich in ihrem Denken und Glauben wenigstens verstanden fühlen. Sie haben ein Recht, vom Missionar ein liebevolles Eingehen auf ihre Anschauungs- und Empfindungsweise, Achtung vor dem, was ihnen das Heiligste ist, und freudige Anerkennung der von Gott auch ihnen geschenkten Wahrheitselemente zu erwarten. Ja, wo wir von ihnen lernen können, z. B. von den Japanern, was kindliche Ehrerbietung, Gehorsam, Beherrschung des Zornes, Mäßigung im Urteil über andere ist, warum sollte dies nicht rückhaltlos zugestanden werden? Nur bei solchem inneren Entgegenkommen werden sie sich zugänglich erweisen. Man muß ihnen nahetreten im Sinne der Anbahnung eines freundlichen gegenseitigen Ideenaustausches, einer anzustrebenden Verständigung auf dem Boden dessen, was beiden Teilen gemeinsam ist, und dieses Gemeinsamen ist, besonders wenn man auf die gewöhnlich reinere Urform der betreffenden Religion zurückgeht, in der Regel weit mehr, als man denkt, in Hinsicht sowohl auf den Gottesbegriff, die Scheu vor der Sünde, den Glauben an Vergeltung und ewiges Leben als auf die ethischen Forderungen. Das Christentum darf nicht von vornherein als absolute Verneinung des von den Nichtchristen Geglaubten hingestellt, sondern muß unter Anknüpfung an das Gemeinsame Schritt für Schritt als der höhere Ausdruck der auch ihnen verliehenen Wahrheit, ja als die reinste und erhabenste Zusammenfassung aller Wahrheit nachgewiesen werden. Ohne irgend der Wahrheit etwas zu vergeben oder sich unlauterer Akkommodation schuldig zu machen, muß auch der heutige Missionar mit Paulus den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide werden, d. h. sich vorbehaltlos auf den gemeinsamen Grund der Wahrheit stellen können, der auch die Heiden mit uns verbindet. Dazu gehört freilich eine Weitherzigkeit und der Weitblick einer freien, großen Weltanschauung, wie sie sich in Seminaren und unter dem ausschließlichen Einfluß einer einzelnen, vielleicht noch konfessionell engen Geistesrichtung nur schwer gewinnen lassen. Für die Mission unter Kulturvölkern bedarf es deshalb durchaus akademisch gebildeter Männer, die auch in der Heimat den größten Aufgaben gewachsen wären.

Von dieser dem Heidentum freundlich zugewandten Gesinnung getragen, hat die Mission, wo immer sie Fuß faßt, zunächst mit der Pionierarbeit einzusetzen, für welche das Vorbild der Wanderpredigt eines Paulus, Barnabas und Justin von großer Bedeutung ist. Wie in unsern Städten abends das schwache Lichtchen des Laternenanzünders durch die dunkeln Straßen eilt und jetzt hier, dann dort eine Flamme aufblitzt, bis schließlich die Straßen durch ganze Reihen von Flammen erhellt sind, so muß das Licht des Evangeliums von Stadt zu Stadt getragen werden, damit allerorten leuchtende Punkte auftauchen, Reihen von Stationen, von denen jede wieder zu einem Herde wird, der seine Flammen nach allen Seiten entsendet. In einer großen Zahl von Ländern ist diese Pionier-

arbeit auch bereits thatsächlich vollbracht oder doch in vollem Gange und zwar in bewußter und möglichst getreuer Befolgung der biblischen Vorbilder. Sie wird auch vielerorts noch lange Zeit weitergehen müssen. Auf sie allein aber kann sich die Mission nicht beschränken.

Wie in der alten Zeit die Wanderpredigt aufhörte, nachdem sie dem Evangelium auf den verschiedensten Punkten des römischen Reiches Boden verschafft hatte, so muß auch in unsern Tagen, wo die wesentlichste Vorarbeit gethan ist, an die Stelle der augenfälligen, direkt angreifenden Propaganda das stille, unscheinbare, den Blicken der Welt entzogene Umsichgreifen der christlichen Ideen treten, befördert besonders durch das unaufdringliche Lebensvorbild der Christen und die Verbreitung apologetischer Schriften, also eine geräuschlosere und tiefgründigere Art des Vorgehens, bei welcher mehr das Beispiel eines Clemens von Alexandrien, eines Athenagoras, Arnobius, Minucius Felix und anderer Apologeten maßgebend sein wird als das der Apostel. Bei der hochcivilisierten Bevölkerung der Städte Indiens und Japans wird man mit Straßen- und Bazarpredigt und andern zudringlichen Überredungsversuchen nichts ausrichten. Da ist das geeignete Mittel, ans Herz des Volkes zu gelangen, das geschriebene Wort: die Zeitung, die täglich alles, was auf dem weiten Erdenrund sich zuträgt, im Licht des Christentums beurteilt, die Zeitschrift, die in größern Aufsätzen die Tagesfragen in eben diese Beleuchtung rückt, und das Buch, das hier im Gewand einer Erzählung für Jugend und Haus, dort in Form einer wissenschaftlichen Abhandlung die ewigen Gottesgedanken, die durch Christus offenbar geworden, zur Darstellung bringt. Vor allem ist es das Buch der Bücher, das keinem zu christianisierenden Volke vorenthalten werden darf, aber, um vor Mißverstand und falscher Auslegung geschützt zu sein, dort nicht unverkürzt, sondern in geeigneten Auszügen und mit fortlaufender Erklärung ausgegeben werden sollte. — Dem geschriebenen Wort muß aber das gesprochene bekräftigend zur Seite gehen nicht zwar im Sinne fortwährenden direkten Zuredens zum Übertritt, womit nur Unwillen erweckt wird, wohl aber zur Erfüllung der den Missionaren besonders geltenden Mahnung: seid bereit zur Verantwortung gegen jedermann, der von euch Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist. Und einmal bekannt geworden durch sein Interesse für das Heidentum und seine Arbeiten darüber, wird ein beredter Anwalt der neuen Religion schon aufgesucht werden und zwar um so öfter und vertrauensvoller, je weniger er sich aufdrängt. Es wird ihm bald genug Gelegenheit verschafft werden, sich auch mündlich vernehmen zu lassen, sei es in wissenschaftlichen Vorträgen, in Predigten und erbaulichen Reden oder bei öffentlichen Versammlungen und Religionsgesprächen. Daß daneben sein Privat- und Familienleben die sprechendste Illustrierung dessen sein muß, was er verkündigt, und daß er sich die Förderung aller Wohlthätigkeits- und Bildungsbestrebungen im Volke wird angelegen sein lassen, versteht sich von selbst.

Sind nun in einer Gegend da und dort einzelne Kreise für das Christentum interessiert und von seiner Wahrheit ergriffen, so werden sie sich aus eigenem Triebe irgendwie zusammenthun, um ihr Leben nun nach den Grundsätzen des Evangeliums neu einzurichten. So werden Verbände, Gesellschaften, Gemeinden entstehen, die ihre Zusammenkünfte halten, ihre Gottesdienste feiern wollen und zu Mittelpunkten einer Bewegung werden, deren Wellenschläge weiter und weiter ziehen. Hier ist nun der Punkt, wo der Missionar,

wenn sein Rat nicht ausdrücklich verlangt wird, hinter seinem Werke zurückzutreten die Selbstverleugnung haben soll, um es den eingebornen Christen zu ermöglichen, das Gemeindeleben den Anschauungen und Sitten ihres Volkes gemäß auszugestalten. Erhebt sich dann unter ihnen irgend eine geistesmächtige Persönlichkeit, die bahnbrechend vorangeht, oder werden Versuche unternommen, die neue Religion zu unterdrücken, oder treten sonstwie durchgreifende Ereignisse ein, die zu entscheidendem Handeln drängen, so kann mit einem Mal eine Kirche dastehen, die, weil aus dem Volke selbst hervorgewachsen, eine Macht ist und allmählich das ganze Volk an sich zieht. Auf diese Weise werden sich auch in unserm Zeitalter christliche Volkskirchen bilden können. Das aber eben ist es, was die Mission planmäßig anzustreben hat: die Herbeiführung von christlichen Volks- und Landeskirchen in sämtlichen Ländern der Erde, von Organisationen, in welchen das ganze geistige Leben der Nation zusammenströmt und von denen es wie das Blut vom Herzen wieder in alle Glieder und Gelenke hinaustreibt. Erst wenn dies erreicht ist, kann von Christianisierung der Menschheit die Rede sein, dann erst hat diese wenigstens begonnen. Freilich wird es alsdann noch weiterer Jahrhunderte und Jahrtausende bedürfen, bis durch immer neue Verjüngungen und Reformationen alle ausgelebten Formen gesprengt, die nationalen Härten abgeschliffen, die unnötigen Differenzen ausgeglichen sind und jene schöne, volle Übereinstimmung des religiösen Fühlens und Lebens hergestellt ist, welche es den Volkskirchen zum Bedürfnis macht, sich zur einen, großen Menschheitskirche zusammenzuschließen, zu dem, was dem christlichen Altertum vorschwebte, als es den Satz aussprach: ich glaube an eine heilige, allgemeine christliche Kirche.

Das sind die prinzipiellen und praktischen Aufgaben der heutigen, also auch unserer Mission.

Zum Schluß nur noch ein Wort über die **spezielle Aufgabe**, die dabei dem **Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein** zufällt.

1. Die Aufgabe des Vereins besteht zunächst darin, nach Maßgabe seiner Kräfte innerhalb der großen allgemeinen Missionsaufgabe der Christenheit insgesamt wie derjenigen des Protestantismus unserer Tage insbesondere ein Scherflein zur Lösung dieser Aufgaben beizutragen, dem mächtigen Strom der christlichen Liebesthätigkeit, der sich durch 80 Gesellschaften von Europa und Amerika aus in die Heidenwelt ergießt, ein neues Bächlein zuzuleiten.

2. Die Bedeutung des Vereins liegt jedoch zur Zeit nicht in erster Linie in seinen eigenen auswärtigen Missionsunternehmungen, sondern in dem Einfluß, den seine besondere Auffassung der Missionsaufgabe und der daraus sich ergebenden Forderungen für den Missionsbetrieb in der Lage ist, auf den Gang der gesamten protestantischen Missionsthätigkeit ausüben zu können. Vermöge der Wahrheit seiner Grundanschauungen, die auch bis jetzt unwiderlegt geblieben sind, ist der Verein bestimmt und berufen, auf Geist und Methode der Mission reinigend und befruchtend einzuwirken. Das Bächlein, dem Gebirge entsprungen, soll dem Strome reines, erfrischendes Quellwasser zutragen.

3. Demgemäß hat der Verein der Christenheit gegenüber die Aufgabe: immer und immer wieder die Ideale wahrer Völkermission von der

Höhe einer freien, weiten christlichen Weltanschauung aus aufzuzeigen und — nicht um an einem großen, herrlichen Gotteswerk, das er weder gegründet noch in erheblicher Weise gefördert hat, Kritik zu üben, sondern lediglich um der Wahrheit und um der Wichtigkeit der Sache willen — immer und immer wieder es auszusprechen, daß die Mission nicht die Sache einzelner christlicher Denominationen und kirchlicher Richtungen, sondern das gemeinsame Werk der gesamten Christenheit oder doch wenigstens der gesamten protestantischen Kirche sein sollte, es auszusprechen, daß der konfessionell-kirchliche Charakter, den die Mission meistenorts angenommen hat, ihr Verderben und das größte Hindernis ihres Erfolges ist, ein Hindernis schon des ersten, augenblicklichen, besonders aber eines bleibenden Erfolges und zwar, weil er a) in der Heimat weiten Kreisen die Mitarbeit verunmöglicht und die Missionsbestrebungen trennt, statt sie zu verbinden, weil er b) die Missionsgesellschaften und Missionare verleitet, für die einzelnen Konfessionen und Sonderkirchen statt für die allgemeine christliche Kirche zu werben, und damit die Mission zur Proselytenmacherei erniedrigt, weil endlich c) der enge konfessionalistische Geist auch in die neu gewonnenen heidenchristlichen Gemeinden hineingetragen und dadurch die Herbeiführung von lebensfähigen Volkskirchen mit nationalem Charakter erschwert, wo nicht verunmöglicht wird.

4. Indem der Verein in diesem Sinne auf die Missionsbestrebungen der Zeit einzuwirken sucht, daß sie je länger je mehr von den Banden des Konfessionalismus frei werden, erwächst ihm die weitere Aufgabe, Missionsunternehmungen ins Leben zu rufen, an denen sich Christen oder doch wenigstens Protestanten der verschiedensten Richtungen und Denominationen beteiligen können und die in praktischer Durchführung der Grundsätze des Vereins nichtchristlichen Völkern das schlichte Evangelium Jesu Christi bringen, um sie zur Herbeiführung von Volkskirchen durch ihre eigenen Leute und nach selbstgewählter kultischer Ausprägung zu veranlassen. Der Verein muß deshalb die im Kleinen bereits begonnenen Unternehmungen nach Kräften zu fördern und zu vermehren suchen.

5. Dies legt dem Verein endlich die Pflicht auf, auch sonst allerlei Veranstaltungen zur Herbeiführung fruchtbarer Missionsunternehmungen zu treffen, die bestehenden Vorurteile gegen die Mission zu bekämpfen, die dafür noch Unthätigen zur Mitarbeit aufzufordern und zu vereinigen, das Studium der Mission, der Religionsgeschichte und vergleichenden Religionswissenschaft möglichst zu fördern, auf die Errichtung von Lehrstühlen für die theoretische und praktische Ausbildung von Missionaren hinzuwirken u. dgl. m.

Ich schließe. Verehrte Freunde! Sehen wir nicht in erster Linie auf äußere Erfolge; diese müssen langsam errungen und durch manche Enttäuschung erkauft werden, und lassen wir uns weder durch Widerstand und Kaltsinn noch durch die Langsamkeit der Fortschritte irre machen, sondern halten wir vor allem unsere Ideale hoch! Sie sind unsere Kraft, und ihnen gehört, so klein wir auch trotz zehnjähriger Arbeit heute noch sein mögen, die Zukunft; denn der Wahrheit gehört der Sieg.

Vom Senfkorn.

Predigt über Matth. 13, 31. 32. bei der 10. Jahresversammlung des Allg. evang.-prot. Missionsvereins am 16. Oktober 1894 zu Berlin gehalten von Professor **Dr. Bassermann** in Heidelberg.

Seid gegrüßt in Gottes Namen, ihr Freunde unsres Missionswerks von nah und fern! Sei gegrüßt, du Gemeinde, die der Ruf unseres Vereins hier versammelt hat. Gott gebe uns Einmütigkeit und Kraft des Geistes, unser Werk vor seinem Angesicht mit Freuden und im Segen zu thun! — Was für ein Werk, meine Freunde, was wollen wir hier? Nach zehnjähriger Thätigkeit unsres Vereins wollen wir uns nicht unsrer Arbeit brüsten, sondern uns in ihr stärken. Die Kraft zu jedem guten Werke kommt von Gott, deshalb treten wir zuerst in sein Haus, vor sein Angesicht und stellen unsre Sache in das Licht seines Wortes, wie es aus dem Munde unsres Erlösers uns entgegentönt.

Wie oft schon mag dieses kleine, einfache Gleichnis einer Gemeinschaft zur Stärkung gereicht haben, welche sich um ein dem Reiche Gottes dienendes Werk arbeitend und betend geschart hatte! Es ist aber auch dazu wie geschaffen. Ob ichs recht verstehe, wie es in der Seele des Erlösers entstanden ist? Seine Aufgabe war unendlich groß, das was er selbst dazu thun konnte schien unendlich klein. Was lag näher als die Frage: wie kann aus so Kleinem so Großes werden? es war die Frage seines Lebens; alles hing von ihrer Beantwortung ab. Da hat er, der frommen Auges in die ihn umgebende Welt blickte, von dem kleinen Senfkorn „ein Gleichnis gelernt", und vielleicht sich selbst zunächst zur Beruhigung las er aus seinem wunderbaren Wachstum das göttliche Gesetz heraus, das, im Reiche der Natur solche Wunder wirkend, auch im Reiche des Geistes Gültigkeit haben mußte, das Gesetz, an dem er sich nun aufrichten, auf das er sein Lebenswerk gründen konnte, das Gesetz: aus Kleinem wird Großes, aus Kleinstem Größtes. Und was er sich selbst zur Stärkung aus der Quelle göttlicher Offenbarung geschöpft hatte, das hat er andern zur Stärkung geboten in unsrem Gleichnis.

Wer aber sollte diese heilige Gabe freudiger und dankbarer annehmen als wir, unser Verein, der in dem Senfkorn recht eigentlich sein eigenes Bild erkennen kann? Er ist ja wirklich das kleinste unter allen Missions-Samenkörnern zum mindesten in unserm deutschen Vaterlande. Für ihn ist dies Gleichnis recht eigentlich gesprochen. Er in erster Linie muß es beherzigen. Und wenn nun auch wir heute aus ihm jenes alte göttliche Gesetz heraushören, wenn es auch uns einfach und doch gewaltig predigt, daß im Reiche Gottes aus Kleinstem Größtes wird, wozu soll es uns dann ermuntern, was sollen wir aus ihm lernen?

Ich antworte: zweierlei. Wir sollen aus ihm lernen, *das Kleine zu pflegen und Großes zu hoffen.*

I. In der That, meine Freunde, wenn es wirklich ein Gesetz ist für die Werke des Reiches Gottes, daß aus Kleinem Großes wird, so liegt vor allem Eines uns ob: *das Kleine zu pflegen*, weil es die Keime des künftigen Großen darstellt. Und klein ist ja alles, was unsern Verein angeht, was

wir geschaffen haben und was wir treiben. Was will es denn heißen: 3 bis 4 missionierende Kräfte in Japan, 2 bis 3 in China! und auf diesen beiden wichtigen Missionsplätzen 4 oder 5 Gemeinden! und auch diese sind klein an Zahl, kaum 200 zusammen, dazu ein paar Schüler, ein paar einheimische theologische Kräfte, vielleicht am meisten noch Leser unsrer Zeitschrift und unsrer Broschüren oder Hörer unsrer Vorträge. Ach, wie klein ist das alles, besonders im Vergleich mit dem, was so manche andre Missionsgesellschaft leistet, noch mehr im Hinblick auf die riesengroße Aufgabe, die einer Mission in Japan und China gesetzt ist! Wie klein! wahrlich wie das Senfkorn; aber wie wertvoll! so fügt unser Gleichnis hinzu, wie zukunftskräftig, wie vielverheißend! schätzt es nur, pflegt es nur, so wird es groß werden!

Aber das Kleine zu pflegen ist nicht so leicht. Nicht allein, daß wir Menschen, die überall nur sehen, was vor Augen ist, es leicht übersehen und dadurch vernachlässigen; auch wenn wir es beachten, fällt seine Pflege schwer. Denn ein kleiner Kreis ist bald durchlaufen; wer ein kleines Grundstück hat, kennt bald jeden einzelnen Fleck desselben; da giebt es bald für ihn nichts Neues mehr, und auch wem ers zeigen will, der hats bald gesehen. Denkt euch, wir könnten euch erzählen von einer großen Reihe über die ganze Welt zerstreuter Missionsstationen, von einer Fülle der verschiedensten auf ihnen gemachten Erfahrungen, von all dem, was eine große Zahl von Missionsarbeitern unter den mannigfachsten Verhältnissen dort erlebt, Gefährliches, Grausiges, Rührendes, Erhebendes: wie würde das euer Interesse wachrufen, wie leicht wäre die Menge dafür zu begeistern. Was kann man aber von dem kleinen Senfkorn viel sagen? Wir sehen, es gehört Treue, Selbstverleugnung, Hingabe dazu, das Kleine zu pflegen.

Wenn ihr aber auf unser Gleichnis achtet, so laßt ihr euch dadurch nicht abschrecken; ihr werdet vielmehr fragen: was gehört zu solcher Pflege, was fordert sie von uns, was sollen wir thun? Pflegen heißt überall das Gedeihen fördern, das Wachstum unterstützen; und das kann nur so geschehen, daß man dem, was wachsen soll, die günstigsten Bedingungen gewährt. Man braucht wahrlich unsrer Zeit nicht erst zu sagen, daß zum Gedeihen jeder Unternehmung Geld gehört. Hätten wirs nicht von Anfang an gewußt, die Erfahrungen der letzten Jahre, als das Geld anfing knapp zu werden, hätten es uns gelehrt. Auch hier stoßen wir wieder auf ein Kleines, das wir zu pflegen haben. Auch unsre Kasse ist klein, so groß sie auch schon geworden ist im Vergleich zu den ersten Anfängen. Geld ist eine Macht und wird es bleiben, so lange die Welt steht. Es ist thöricht, auf das Geld zu schelten und es dennoch zu wünschen, zu brauchen, zu sammeln. Wohl ists eine dämonische Macht, von der es heißt: „bete sie nicht an und diene ihr nicht!", aber es ist auch eine segensreiche Macht, wo Gott es in seine Hände nimmt und seine Werke damit schafft. — Doch nicht um euer Geld werbe ich, sondern um ein Höheres, Besseres. Geld findet sich stets und für alles Mögliche, wofür sich nur Menschen wirklich und ernstlich interessieren. Ich werbe um euer Interesse. Das Interesse für das Missionswerk in der Heimat ist zu pflegen. Auch das ist klein; nicht überhaupt, o nein; seht einmal zu, wie viele Missionsgesellschaften es giebt, und was sie aufbringen an Mitteln, vor allem in England und Amerika, was sie leisten in allen Teilen der Welt, und ihr werdet staunen. Aber unter diesen vielen und großen Gesell-

schaften ist eine, die ist noch jung und klein, und klein ist der Kreis ihrer Freunde, klein das Interesse, das sie unter den Christen erregt: das ist unser Verein, der einzige, der eine Mission unternommen hat in freierem Geiste, in einem Geiste, der zwar durchaus christlich ist, aber nicht gebunden an die dogmatischen Überlieferungen der Vergangenheit, nicht eingeengt von den kirchlichen Schranken, die dem Christentum in der Heimat so vielfach Licht und Luft nehmen, im Geiste eines Christentums, das, ohne sich selbst zu verleugnen, doch einig gehen will mit der Entwicklung unsrer ganzen übrigen Kultur, unsres ganzen weltlichen Wissens und Könnens, eines Christentums, das auf dem Grunde steht, der von Gott für die Ewigkeit gelegt ist, Jesus Christus, aber auf ihm stehend mit dem Apostel ausruft: Alles ist mein, ich aber bin Christi, Christus aber ist Gottes.

Dieses Christentum müssen wir pflegen, wollen wir anders das Interesse an unserm Verein pflegen. Denn nur wo es Herzensbesitz, wo es Lebensertr74gnis, heiliges Gut, höchster Wert ist, nur da kann gedeihen, was wir brauchen: die Liebe zu unsrer Sache. Man kennt und hat ja allerhand Mittel zur Erregung des Interesses und man muß sie haben. Aber was den Ausschlag giebt, ist doch das, was auch diese Mittel erfindet, die Liebe zur Sache, die Liebe zu unsrer Art eines frommen und doch freien Christentums. Ihr nur erschließen sich die Herzen, von ihr erst werden sie überwältigt. Ist vielleicht auch diese unsre Liebe klein? Ich fürchte es, denn sonst müßte das Interesse für unsre Sache größer sein. Mir will scheinen: wir haben nicht genug an unserm Christentum, wir wissen nicht recht, was wir an ihm haben und wozu es uns wert ist; so lieben wir es nicht innig genug, sonst müßten wir wärmer und kräftiger dafür eintreten, daß es der ganzen Welt, soweit sie seiner bedarf und für es fähig ist, zu teil wird. Und dabei kommen wir zuletzt an: unser Christentum ist klein, das Christentum derer, die frei und doch fromm denken und leben wollen, dieses Christentum ist klein, schwach, es steckt noch in seinen Anfängen, es hat überall zu kämpfen gegen Unterdrückungsversuche, aber auch gegen die Gleichgültigkeit, Blindheit, Oberflächlichkeit in uns und in andern. Unser Christentum müssen wir pflegen.

Seht hier, meine Freunde, eine der Segenswirkungen, die von jeder rechten Missionsarbeit auf die Missionsgemeinde in der Heimat zurückströmen. An unsern Werken lernen wir uns selbst kennen, unsre eigne Kleinheit spiegelt sich in der Kleinheit dessen, was wir als Christen thun und leisten. So wirkt die Missionsarbeit klärend auf uns selbst zurück, sie deckt unsre Schäden auf, sie macht unsre Augen helle, sie wirkt reinigend und eben dadurch erbauend. O lasset diese Wirkung bei euch ein: pflegt, was ihr irgend vom Christentum habt, im Herzen, im Leben, im Hause, in der Gemeinde, unterdrückt es nicht, vergeßt es nicht, laßt es wachsen, gebt ihm Licht und Nahrung. Scheint es auch klein und wenig wert: es ist vielleicht, ohne daß ihrs wißt, die letzte Grundlage eures Lebens, die letzte Grundlage auch für das Heil unsres Volkes und für das Gedeihen unsres Vaterlandes.

II. Wenn wir es aber so pflegen, weil wir so viel von ihm halten, so liegt darin schon eingeschlossen, daß wir auch viel von ihm erwarten, Großes von ihm hoffen. Ohne diese Hoffnung auf Großes wird eine Pflege des Kleinen wenigstens auf die Dauer unmöglich sein. Erwarten wir nicht von unserm Christentum das Beste für uns selbst, unser Haus,

unser Volk, ja hoffen wir von ihm nicht das Heil der Welt, des ganzen Menschengeschlechtes, so wird wohl unsre Sorgfalt in seiner Pflege nicht sehr groß sein oder bald nachlassen. Umgekehrt aber: laß solche Hoffnung vor deinen Augen stehen, in deiner Seele glühen, dein ganzes Herz erfüllen, und die Pflege auch des kleinsten, was zu ihrer Verwirklichung beitragen kann, wird dir Gewissenssache sein und von dir eifrig übernommen werden. So ist, meine ich, daß wir Großes hoffen unsre Pflicht, eine Pflicht, deren Erfüllung notwendig ist, wenn nicht die uns aufgetragene Pflege des Kleinen notleiden soll. Wir sollen hoffen, sonst können wir nicht wirken; und wir dürfen hoffen, denn aus Kleinem, lehrt unser Gleichnis, wird Großes, wie in der Natur, so auch im Reiche Gottes.

Aber kann man die Hoffnung einem vorschreiben? ist sie nicht vielmehr Sache der Stimmung, mit der sie kommt und geht, als Sache des Willens, oder nicht vielmehr Sache einer sorgfältigen Berechnung, aus der sie erwächst, als Sache des sittlichen Entschlusses? Ja wohl, so meint man gewöhnlich. Aber diese Arten des Hoffens sind nur Zerrbilder dessen, was wirklich Hoffnung zu heißen verdient. Jenes verschwommene Träumen von künftigem großem Glück, ohne feste Grundlage und ohne deutliche Umrisse, wie rasch verfliegt es der Fata Morgana gleich, die trügerische Spiegelung dem sehnenden Blicke des Wüstenwanderers vorzaubert. Und jenes peinliche Berechnen der vorhandenen Mittel, der bevorstehenden Ereignisse, der zu erwartenden Aussichten, wie oft wird es mit einem Schlage zu nichte gemacht von irgend einer Wendung der Dinge, die keine menschliche Berechnung hat voraussehen können? Die Hoffnung aber wird von dem Apostel neben Glaube und Liebe zu dem gerechnet, was „bleibt". Wann „bleibt" eine Hoffnung? Der erste Petrusbrief redet davon, daß Gott uns wiedergeboren habe zu einer „lebendigen" Hoffnung. Jene Arten des Hoffens sind tot, und wir sollen unsre Lebenszeit nicht mit ihnen vertrödeln, unsre Arbeitskraft nicht durch sie schwächen. Denn wer toten Hoffnungen nachjagt, wird schwach. Die lebendige Hoffnung aber macht stark; und was uns stark macht, müssen wir aufsuchen. Wißt ihr, was eine lebendige Hoffnung ist? Eine Hoffnung, die deshalb Leben in sich hat, weil sie sich auf ein vorhandenes Leben gründet. Der erste Petrusbrief preist Gott, daß er uns zu solch lebendiger Hoffnung wiedergeboren habe durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Nur auf einen lebendigen Christus kann er eine lebendige Hoffnung setzen. Das vorhandene Leben, auf Grund dessen wir Großes hoffen sollen, ist die Kraft, die im Senfkorn ruht, die Kraft des Reiches Gottes, ja die Kraft Jesu Christi selbst, der des Reiches Gottes Gründer und Anfang ist. Das Senfkorn verschwindet im Boden, wenn es gesäet wird: so ist Christus gekreuzigt, gestorben, begraben. Aber Gott hat ihn auferweckt von den Toten; er ist zu neuem Leben erstanden in seiner Gemeinde und dadurch in der Weltgeschichte, und jetzt erst zeigte sich, welche Fülle und Kraft des Lebens in ihm war. Tausendmal haben sie ihn begraben und verschüttet, und immer wieder ist er von den Toten auferstanden. In ihm war göttliche Kraft und göttliches Leben, war Kraft der Erlösung und des Heils für alle. So konnte er nicht sterben, er lebt, auch heute noch; deswegen ist Großes zu hoffen von jedem Werk, in dem die Kraft des Reiches Gottes treibend und wachsend wirkt.

Das, meine Freunde, ist auch unsre Hoffnung, unsre lebendige Hoffnung. Sie ist nichts anderes als das Vertrauen auf Gott, der sein Erlösungswerk nicht lassen, der Glaube an Christus, der sein Heil zu wirken nicht aufhören kann, nichts anderes als dieser Glaube, nur sofern er auf die Zukunft gerichtet ist. Ob wir also auch in unserm Kreise andre als die sonst üblichen Vorstellungen von Gott und seinem Wirken in der Welt hegen, wir glauben ihn dennoch als einen, der immer noch das Wunder eines Baumes aus dem kleinen Senfkorn hervorruft. Ob wir also auch in unserm Kreise uns ein andres Bild von Christus zu machen genötigt sind, als man es gewöhnlich zeichnet: wir glauben ihn dennoch als den, der der Heiland der Welt, der auferstanden, lebendig und ewig siegreich ist. Deshalb hoffen wir, deshalb sollen wir hoffen.

Mögen wir also immerhin unsre Hoffnung nach ihrer menschlich-irdischen Seite auf die vorhandenen Mittel setzen oder auf die Gunst der Umstände, auf hohe Protektion oder auch auf unsre eigene mühsam erworbene Kunst des Haushaltens, Anordnens und Leitens — gewiß das alles ist auch nötig, auch wertvoll, wir habens ja erfahren! — aber der letzte Grund unsrer Hoffnung, das, was sie wahrhaft groß und wirklich lebendig macht, das ist unser Glaube, daß der große Gott selbst bei uns ist in Christus, daß auch wir seine Sache führen, daß es seine Gedanken sind, die auch wir an unserm schwachen Teile verwirklichen helfen. Es muß uns gewiß sein, daß der Vater im Himmel droben auch Leute haben will, die ihn also anbeten wie wir, so wie wir ihn heute nach bestem Wissen und Gewissen verstehen. Erst dann wird uns zweifellos, daß unsre Arbeit draußen unter den nichtchristlichen Völkern auch eine Stätte haben, auch einen Erfolg finden wird, nicht jetzt, — dazu sind die Verhältnisse wahrlich nicht angethan — sondern in der Zeit, die der Herr des Baumes dem Reifen desselben gesetzt hat und die der Sämann geduldig muß erwarten können. Geduld bringt Bewährung, Bewährung aber bringt Hoffnung, und diese Hoffnung wird nicht zu Schanden werden. Denn so gewiß jeder Vogel einen Zweig sucht, auf dem er sich niederlasse, so gewiß jedes Volk den innern Halt und Frieden braucht, den nur die Religion geben kann, so gewiß dieser Halt und Friede schließlich und wirklich nur bei dem Gott gefunden wird, der in Christus offenbar geworden ist als die erlösende Liebe, so gewiß werden dereinst auch die Völker, an denen wir arbeiten, sofern sie Gott erhält, einmal einziehen in die Gefilde des Gottesreiches, einmal wohnen unter dem Schatten seiner Zweige. Das ist unsre Hoffnung, wahrlich eine große Hoffnung; aber wir müssen Großes hoffen, wollen wir das Gleichnis vom Senfkorn nicht Lügen strafen.

Und so lasset uns denn beides vereinigen, die Pflege des Kleinen und die Hoffnung auf Großes, mit den Füßen fest auf der Erde stehen, das Haupt aber hoch gen Himmel erheben. So wurzelt der Baum fest im Boden, aber seine Zweige streckt er nach oben. Dann ist er stark, dann kann er auch Stürme aushalten, ja sie machen ihn nur stärker. Auch über unser Werk sind schon solche Stürme gekommen, es hat jetzt zehn Jahre ausgedauert; sein Wachstum erscheint denen, die es mit angesehen haben, ein Wunder; aber aus ihm lesen wir das göttliche Gesetz: aus Kleinem wird Großes im Reiche Gottes. Mut also, meine Brüder: arbeiten wir treu, treuer noch als bisher, weiter am Kleinen, hoffen wir kühn, kühner noch

als bisher, auf die Zukunft unsrer Sache und auf unseres Gottes Schutz und Förderung, so wird er vollenden das gute Werk, das er in uns angefangen hat. Ihm sei Ehre jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Die Psychologie der japanischen Sprache.

Von Missionar Pfarrer Karl Munzinger in Tokyo.

III.

C. Das innere Gewebe der Sprache.

VIII. Der Naturlaut.

Am unmittelbarsten zeigt sich der Charakter des Japanischen als Anschauungssprache in dem Reichtum an onomatopoetischen Wörtern, oder besser an Naturlauten. Denn nicht solche Sprachteile sind darunter zu verstehen, welche wie unser „zischen, krächzen" rc. selbständige Wörter bilden. Dieselben werden in der Regel sehr rasch und in Nachahmung von Naturlauten nicht sehr artikuliert gesprochen, so daß sie schwer zu verstehen sind. Der Europäer, welcher nicht jedes einzelne japanische Wort zu unterscheiden vermag, läßt sie sich leicht entgehen und hat keine Ahnung von ihrer außerordentlichen Häufigkeit; und zwar finden sich dieselben nicht nur im Gespräch, sondern auch im Vortrag. Man begnügt sich nicht damit, zu konstatieren, daß der Donner rollt; um den Eindruck auf das Gefühl recht lebhaft zu machen, fügt man das Geräusch hinzu, wie der Donner rollt (gorogoro bei dem dumpfen Rollen des fernen, gachigachi bei den scharfen Schlägen des nahen Gewitters). Man ist nicht damit zufrieden, zu sagen, daß die Sonnenstrahlen auf dem Tau flimmern, man drückt das prickelnde Gefühl, das beim Anschauen in den Nerven entsteht, sinnlich im Wort aus (pikapika). Diese Ausdrucksweise erstreckt sich selbst auf Dinge, welche nicht unmittelbar auf dem sinnlichen Gebiet zu liegen scheinen.

Es ist der Versuch einer Nachbildung der Wirklichkeit, auf dem Gebiete des Hörens etwas Ähnliches, wie auf dem des Sehens diejenigen chinesischen Zeichen, welche einfach Bilder, Photographien der entsprechenden Dinge sind; nennen wir es Gehörsideographie. Man fühlt sich hier noch näher dem Ursprung der Sprache, wie sie sich aus dem unmittelbaren Ausdruck der inneren Gemütsbewegung oder in Nachahmung von Außengeräuschen entwickelt hat. Wir Europäer haben uns mehr und mehr daran gewöhnt, das Urteil auf Grund einer zu ergänzenden sinnlichen Erfahrung zu statuieren; Völker, welche der Natur nahe stehen, haben mehr das Bedürfnis, die sinnliche Erfahrung selbst thatsächlich zum Ausdruck zu bringen. Eine Art von Übergang finden wir in den ländlichen Dialekten unserer heimischen Bevölkerung, wo der Naturlaut verhältnismäßig noch stark vertreten ist, während er aus der gebildeten Sprache faktisch verschwunden ist.

IX. Abstrakte und konkrete Anschauungsweise.

Was nicht im Einklang mit der sinnlichen Erfahrung ist, ist dem Sprachbewußtsein des Japaners mehr oder weniger fremd. So legen z. B. wir Europäer abstrakten Begriffen Thätigkeiten bei, als wären dieselben wirklich thätige Individuen, und wir haben dabei nicht das geringste Bedenken. Anders der Japaner. Daher sind in der japanischen Sprache abstrakte Begriffe an und für sich schon viel seltener als bei uns. Die japanische Sprache kennt z. B. wohl einzelne Gedichte (uta, shi); für den abstrakten Begriff der Poesie hat sie kein Wort. Sie lebt im Einzelnen und Besonderen, die Zusammenfassung des Einzelnen zum Allgemeinen ist nicht vollzogen.

Auch auf Kosten eines großen Umwegs vermeidet daher der Japaner abstrakten Gedankenausdruck, wenn er denselben dadurch konkret und anschaulich wiedergeben kann. Der Japaner weiß z. B., daß der Lehrer lehrt, weil er das täglich sieht; daß aber die Geschichte uns etwas lehrt, begreift er nicht, weil er die Geschichte nicht sinnlich wahrnimmt, weil die Geschichte ein Abstraktum ist. Anstatt: die Geschichte lehrt uns sagt er darum: wenn wir die Geschichte untersuchen, so lernen wir.

X. Weltanschauung.

Eine konkrete Ausdrucksweise, wie die erwähnte, erscheint dem common sense, dem gemeinen Verstande leicht als die allein berechtigte. Für den common sense ist einzige Realität das Einzelding, der Begriff ist nur ein nomen, keine res, kein ens. Wie sich die Sache aber vom Standpunkt einer tieferen Weltanschauung aus verhält, ist eine andere Frage, dieselbe, welche schon den Grundgegensatz zwischen Plato und den Sophisten bezeichnet, welche zwischen den Nominalisten und Realisten des Mittelalters lebhaft erörtert wurde, und die in unserer Zeit in veränderter präziserer Fassung den Mittelpunkt des Kampfes zwischen Positivismus und Idealismus ausmacht. Es ist nicht unsere Sache, auf jene Frage hier einzugehen; es genüge zu bemerken, daß die japanische Ausdrucksweise die anschaulichere und lebhaftere, die indogermanische, ganz unabhängig davon, ob sie wahr oder falsch ist, die tiefere und konzisere ist, ohne doch dem Schwung der Rede Eintrag zu thun. Als ein entschiedener Mangel erscheint uns die japanische Ausdrucksweise bei der Personifizierung der Ideale und idealen Lebensgüter, welcher wir ein gut Teil der Schönheit unserer Sprache verdanken. Für den Japaner ist das Ideal ein nackter Begriff. Kunst und Wissenschaft, Weisheit und Schönheit, Geist und Gemüt, welche dank unserer indogermanischen Entwicklung und zumal dem klassischen Griechentum, auf dem unsere Bildung beruht, für uns lebendige Realitäten sind, sind für ihn tot. Daß der schöpferische Geist des Ariers in den Begriffswörtern seiner Sprache gleichsam lebendige, produktive Wesen schafft, die nicht mechanisch zusammengefügt, sondern mit innerer Lebenskraft begabt sind, daß er seinen Hauptwörtern ein Geschlecht beilegt und sie dadurch bezeichnend belebt, daß er in seinen Mythologien die ganze Natur vergöttlicht, die Götter wieder vermenschlicht (Schroer), beweist, daß seine Auffassung eine geistige ist. Daß der Geist des Ostasiaten für lebendige und schaffende Begriffe kein Verständnis zeigt, daß die Dinge, geschlechtslos, für ihn tot sind, daß an die

Stelle der Mythologie die trockene prosaische Moral des Konfuzius tritt, so daß er für die Geistes-Höhen und -Tiefen der Religion überhaupt viel unzugänglicher ist wie der Arier, beweist, daß seine Auffassung eine sinnliche ist. Unsere Sprache mit ihrer Realisation des Begriffs, mag dieselbe subjektiv oder objektiv gemeint sein, ist die Sprache einer idealistischen, die japanische mit ihrer Entleerung des Begriffs die der mechanischen Weltanschauung [1]).

Damit dürfte sich auch die frappierende und anfangs sehr einleuchtende Behauptung eines Japaners richtig stellen, welcher den Unterschied der deutschen und japanischen Sprache darin erblickte, daß die japanische mehr logisch, die deutsche mehr grammatisch ausgebaut sei, daß also beim Japaner — entsprechend der Logik — der Inhalt, beim Deutschen — entsprechend der Grammatik — die Form im Vordergrund stehe. Daß dieser Ausspruch den Schlüssel zum Verständnis nicht bietet, sondern lediglich auf einer irrigen Identifizierung des common sense mit logischem Denken beruht, werden wir auch im weiteren Verlauf unserer Erörterungen noch öfter zu sehen Gelegenheit haben.

XI. Methode des Sprachstudiums.

In der japanischen Sprache nimmt das Verbum die erste Stelle ein. Ein Studium der Sprache, welches mit dem Verbum beginnt, ist darum das Naturgemäße, und weil es das Naturgemäße ist, auch das Empfehlenswerte. Jeder, der Japanisch zu studieren Gelegenheit hatte, weiß: wer das Verbum beherrscht, und nur wer das Verbum beherrscht, meistert die Sprache. Die Methode, welche mit dem Substantiv beginnt und dann erst noch das Adjektiv, das Zahlwort und Fürwort bringt, ehe

---

[1]) Es ist interessant, hiermit eine Äußerung von Walter Dening, einem der besten Kenner der neuern japanischen Litteratur und des japanischen Geisteslebens überhaupt, zu vergleichen. Wir glauben übrigens, daß seine Bemerkung nicht absolut, sondern nur im großen und ganzen verstanden werden darf; denn wir selbst haben viele Japaner kennen gelernt, auf welche Denings Behauptung nicht paßt. Wir citieren nach B. H. Chamberlain: Things Japanese p. 239—240: „Es ist bekannt, daß einer der hervorragendsten Charakterzüge des japanischen Geistes sein Mangel an Interesse für metaphysische, psychologische und ethische Fragen aller Art ist . . . . Weder ihre Geschichte noch ihre hervorstechendsten Neigungen zeigen eine Tendenz zu Idealismus. Sie lieben das Wirkliche: weder die Gebilde Goethes noch die Phantasien Hegels sind nach ihrem Geschmack . . . . Manche behaupten — und nach unserer Meinung mit Recht, — daß durch den Mangel an Idealismus im Geiste des Japaners das Leben auch der Gebildeten im Vergleich mit dem Europäer mechanisch maschinenhaft sich gestalte. Die Japaner können nicht verstehen, wie man sich über psychologische, ethische, religiöse und philosophische Fragen so ereifern kann . . . . Der Reiz, welchen der gebildete Geist des Abendländers in der Welt der Phantasie und Romantik findet, der Zauber, welchen Probleme an sich, ganz gleichgiltig, ob sie von praktischem Belang sind oder nicht, auf ihn ausüben, ist für den Japaner meist ein unverständliches Rätsel".

Zu diesen Bemerkungen Denings darf ich aus eigener Erfahrung noch hinzufügen, daß trotz aller Bemühungen, sich auf die Grundlage der deutschen Philosophie zu stellen, der englische Positivismus am meisten Anklang und Verständnis findet. Der Name des populären common-sense-Philosophen Herbert Spencer ist auch dem halbwüchsigen Jungen schon bekannt. Eine Zeit, wo der materialistische Positivismus durch eine idealistische Strömung abgelöst wird, ist nach dem Urteil verständiger Japaner noch nicht abzusehen. Diese Zeit vorzubereiten, ist die Hauptaufgabe der wenigen, aber um so tiefer und gründlicher vorgebildeten japanischen Vertreter des Idealismus.

sie zum Verbum kommt, scheint mir sehr anfechtbar. Im besondren wieder ist es angebracht, mit reinen Anschauungssätzen zu beginnen und nicht mit der Eintrichterung einzelner Worte. Denn das einzelne Wort ist abstrakt, der Wahrnehmungssatz spiegelt die konkrete Wirklichkeit wieder. Für jeden Menschen steht die Wahrnehmung im Vordergrund, sie bildet die Grundlage des Denkens und folglich auch der Sprache. Mehr aber noch, erkennbarer und sichtbarer jedenfalls, als in andern Sprachen, spielt sie in der japanischen eine große Rolle. Also mache man den Wahrnehmungssatz zur Grundlage! Und zwar beginne man mit Dingen des alltäglichen Lebens, da dieselben, wie oben bemerkt, für den Japaner von großer Bedeutung sind, und zwar nicht bloß in der rein objektiven, sondern auch in der illustrativen oder figurativen Sprache.

XII. Bestimmte Anschauung bes. bei Zahlwort, Pronomen und Frage.

Nehmen wir ein Beispiel „was ist Herr Mayeda?“ Die wörtliche Übersetzung: Mayeda-san wa nan desu ka, würde nicht verstanden werden. Der Japaner sagt: Was thut (treibt) Herr Mayeda? oder seltener: Welchen Beruf hat Herr Mayeda? Mayeda-san wa nani wo suru hito desu ka, oder seltener: Mayeda-san wa nan no shokugyō desu ka? Bei dem Unterricht mit Kindern gilt bei uns in Europa der katechetische Grundsatz, die Fragen, dem Verständnis des Kindes angepaßt, so präcis als möglich zu stellen, und gerade auf solche Dinge wird der junge Lehrer oft hingewiesen. In Japan noch durch die Sprache des ganzen Volkes, in Europa durch die Sprache der Kinderschule — hier wie dort genau dasselbe!

Hier geborene Kinder europäischer Eltern lernen das Japanische eher und leichter als ihre Muttersprache; auch in Europa geborene und vor dem zehnten Jahr nach Japan gekommene Kinder eignen sich das Japanische fabelhaft rasch und korrekt an und bedienen sich mit Vorliebe einer Sprache, welche ihren Eltern als der Inbegriff alles Schwierigen erscheint. Worin hat das seinen Grund? Man führt es gewöhnlich darauf zurück, daß die japanischen Wörter in der Aussprache leichter und gefälliger sind als die unsrigen; man vergleiche nur uma für Pferd, ume für Pflaume, tabi für Strumpf. Ohne Zweifel ist dieser Grund nicht zu unterschätzen. Der tiefere Grund aber, welcher auch praktisch mindestens ebenso schwer wiegt, ist in dem Umstand zu suchen, daß die japanische Ausdrucksweise dem kindlichen Geist homogen ist und dem Fassungsvermögen und der Anschauungsweise eines Kindes weit mehr entspricht als unsere zur Mannesreife entwickelten Sprachen.

Überhaupt stellt der Japaner seine Fragen bestimmt und prägnant. Anstatt zu fragen: „Wie gefällt Ihnen das?“ fragt er gleich: „Gefällt Ihnen das gut?“ o sŭki desu ka; und anstatt: „Was ist Berlin für eine Stadt?“ sagt er direkt: „Ist Berlin eine unterhaltende Stadt?“ Berlin wa omoshiroi tokoro desu ka? Diese Prägnanz erstreckt sich auch auf indirekte Fragen. Wir sagen, wenn wir etwas ganz unbestimmt lassen wollen, ob es gut oder schlecht sei: „Ich weiß nicht, ob es gut ist“, und wir behalten dabei im Sinn: „es ist vielleicht schlecht“; der Japaner sagt sich ganz richtig, wenn das zweite Glied logisch so viel Berechtigung hat wie das erste, so mag es auch ausgedrückt werden, und was wir im Sinn behalten, spricht er daher aus. Er sagt also: „(Ich) weiß nicht, ob es gut oder schlecht ist“.

Die direkte Art und Weise der Frage scheint eigentlich mit dem im Widerspruch zu stehen, was man in Büchern über die indirekte Art des Japaners liest und was wir im Leben auch thatsächlich beobachten können. Der Japaner ist in seiner Verfahrungsweise indirekt. Hat er ein Anliegen, so geht er in der Regel nicht selbst, sondern schickt einen Dritten. Will er etwas erfahren, so geht er mit seinen Fragen mehr hinten herum als gerade aus. Diese indirekte Verfahrungsweise, das Produkt eigentümlicher Zustände der Vergangenheit, hat mit der Sprachform nichts zu thun. Ich nehme an, es will jemand wissen, ob ich bald nach meiner Heimat zurückkehre. In diesem Fall fragt er mich vielleicht nicht: „Gehen Sie bald nach Hause?" sondern: „Kommt bald ein neuer Missionar heraus?" Je nach meiner Antwort konstruiert er sich's dann selbst, ob ich bald gehe oder noch bleibe. Das Verfahren ist also indirekt, dagegen ist die Frage: „Kommt bald ein neuer Missionar heraus?" in ihrer Form direkt und bestimmt.

XIII. Das Verbum.

a. Das Tempus.

Von hohem Interesse ist das Fehlen der Futurformen. Denn wenn einzelne Grammatiker von einem Futur I und einem Futur II reden, so beruht das auf einer falschen Auffassung der unbestimmten oder disjunktiven Präsenz- und Präteritumsformen. Eine solche Auffassung liegt darum nahe, weil das Futur als Ausdruck von etwas noch nicht Realem oft auch der Ausdruck einer Unbestimmtheit ist, so daß mitunter unser Futur mit der japanischen Unbestimmtheitsform wiederzugeben ist. Auch scheint sich jene Auffassung praktisch zu empfehlen, da sie eine Anpassung an unsere Grammatik und damit an das Verständnis der europäischen Leser ist. Gleichwohl richtet sie auch in der Praxis mehr Verwirrung als Segen an, während sie andrerseits dem Geist der Sprache nicht gerecht wird. Diejenige Klassifizierung, welche im Einklang mit den wirklichen Verhältnissen nur ein Präsenz und Präteritum anerkennt, empfiehlt sich auch praktisch am besten.

Die Frage, warum der Japaner nur Gegenwart und Vergangenheit, aber keine Zukunft kennt, ist unschwer zu beantworten. Gegenwart und Vergangenheit schließen die Wirklichkeit, erfahrungsgemäße Wirklichkeit in sich. Die Gegenwart lebt unmittelbar in der Welt der Wirklichkeit; sie ist daher besonders bevorzugt, indem oft sogar deutsche Perfekta in ihr ausgedrückt werden, wenn ein Mißverständnis nicht zu befürchten ist; dies gilt insbesondere von negativen Antworten auf vorhergehende Fragen. Die Vergangenheit hat es mit Erinnerungsbildern einer objektiv erfahrenen Wirklichkeit zu thun. Beide, Gegenwart und Vergangenheit, haben realen, festen Boden unter sich, und wenn eine der beiden fehlte, so würde das dem Geist der japanischen Sprache durchaus widersprechen.

Die Zukunft dagegen hat es mit Nichtwirklichem zu thun; die Zukunft ist ein unbekanntes, dunkles Land, wo der Fuß keinen festen Halt zum Stehen findet, wo die Hand anstatt greifbarer Wirklichkeit verfließenden Nebel zu fassen bekommt, und das Auge nichts klar und deutlich zu erkennen vermag. Wenn es dem konkreten, realen Sinn des Japaners widerstrebt, sich in einem solchen Lande heimisch zu machen, so können wir uns darüber nicht groß wundern, da es mit seinen übrigen Neigungen, so weit uns die

Sprache dieselben enthüllt, durchaus in Einklang steht. Etwas, was er als wirklich kennt, negieren kann er, und er thut es im Negativum. Wo aber von vornherein nichts der Art vorhanden ist, wie bei der Zukunft, fehlt ihm der Ausdruck.

Hier tritt nun vermöge seiner Auffassung und überhaupt nach der Auffassung des primitiven Geistes, welcher die Zukunft als etwas Ungewisses, Fließendes, Unbestimmtes erfaßt, die Form der Unbestimmtheit oder disjunktive (probable) Form oft da ein, wo wir in unsern Sprachen das Futurum setzen. Daß das Futurum dem Naturmenschen mit seinem konkreten Sinn überhaupt ferne liegt, sehen wir noch sehr klar und deutlich in unsern Dialekten, besonders bei der ländlichen Bevölkerung, deren Ausdrucksweise mit der japanischen in der Sache große Ähnlichkeit hat; denn bei bestimmter Zukunft gebraucht der Bauer stets die Form des Präsenz, wie der Japaner seinerseits thun muß; wendet aber der Bauer einmal wirklich die Futurform an, so meint er dieselbe in der Regel nicht als Futur, sondern als Wahrscheinlichkeitsform.

b. Die Ethik des Verbums.

Eigentümlich ist die japanische Wiedergabe unseres Sollens, Müssens und Dürfens. Sollen, Müssen und Dürfen liegen in der Zukunft. Hätte der Japaner für sie voll entsprechende Worte, so müßte er ebenso gut ein ausgebildetes Futur haben. Wie das letztere, so fehlt ihm aber auch eine direkte Bezeichnung jener Formen. Er muß umschreiben, so daß das Deutsche „muß thun" durch seneba ikenai, wörtlich: wenn man nicht thut, gehts nicht, wiederzugeben ist. Der deutsche Satz enthält eine ethische Forderung, wie sie in dem Wort „soll" auch etymologisch noch klar zum Vorschein kommt, da „soll" gemeinsamen Stammes mit Schuld ist; man vergleiche nur das englische should = sollte, wo die Verwandtschaft mit Schuld sofort einleuchtet. „Du sollst" ist also „du schuldest". Der Japaner aber setzt einfach einen Urteilssatz, beruhend auf dem Grunde der Erfahrung, aus welchem die ethische Forderung nicht ersichtlich ist. Es ist ohne Zweifel charakteristisch, daß in den einzigen Formen des Verbums, wo das ethische Moment in den Vordergrund zu treten Gelegenheit hat, dasselbe beim japanischen Ausdruck überhaupt nicht vorhanden ist. Es wäre vielleicht zu weit gegangen, den japanischen Ausdruck als den Ausfluß einer utilitaristischen Weltanschauung und Lebenspraxis zu betrachten; daß derselbe aber bedenklich utilitaristisch klingt, ist nicht zu leugnen. Daß der Japaner dabei einen so eminent direkten Ausdruck wie „du sollst, du mußt" indirekt und möglichst unpersönlich umschreibt, daß er also hinten herum geht, anstatt gerade aus, konnten wir kaum anders erwarten. Im gewöhnlichen Leben sind ihm auch die erwähnten Ausdrücke noch vielfach zu direkt und zu scharf.

XIV. Der Satzbau.

Was den Anfänger am meisten verwirrt, ist der antipodische Charakter der japanischen Sprache. Der Japaner schreibt nicht von vorn wie wir, sondern von hinten; er liest und schreibt nicht quer nach der Seite wie wir — kanimoji, Krabbenschrift, nennt er in seiner anschaulichen Art unsere Schreibweise, weil sie quer läuft wie die Krabbe —, sondern von oben nach unten.

Ja er denkt und spricht sogar umgekehrt wie wir. „Die Ohren der Katze" (1, 2, 3, 4) wird in seinem Munde gerade umgekehrt „Katze der Ohren (die)" (4, 3, 2, 1), neko no mimi (wa); „auf dem Tische" (1, 2, 3) wird umgekehrt „Tisch dem auf" (3, 2, 1) tsukue no ue. Das Adjektiv kommt stets vor dem Substantiv, der Genitiv stets vor dem Hauptwort, von dem er abhängig ist, das indirekte Objekt vor dem direkten, das Adverb vor dem Prädikat. Präpositionen werden zu Postpositionen, Konjunktionen treten hinter den durch sie bestimmten Satz, das Hilfszeitwort hinter das Zeitwort. Die Wortstellung ist genau bestimmt, Versehen klingen dem japanischen Ohr komisch.

Das Wichtigste kommt immer hinten nach, die letzte Stelle im Satz ist von größter Bedeutung und gehört darum dem Verbum. Ehe das Verbum kommt, weiß man nicht, woran man ist; der Satz nimmt die Aufmerksamkeit in Anspruch bis zum letzten Wort, da bis zum letzten Wort das in der Schwebe bleibt, um was es sich eigentlich handelt.

Wer sich einigermaßen mit der japanischen Wortstellung vertraut gemacht hat, kann nicht umhin, ihre Vorzüglichkeit tief zu empfinden. Es ist ein harmonischer Aufbau, welchen man vor sich hat. Der letzte Teil, zumal das Verbum, erscheint wie ein Feldherr, welcher hinter den wohlaufgestellten Truppen steht und von dort aus alles übersieht und leitet, während in andern Sprachen oft alles durch einander zu gehen scheint und eine eigentliche kontrollierende Macht nicht vorhanden ist.

Genau dasselbe Prinzip, welches die Wortstellung beherrscht, macht sich auch in der Satzstellung geltend. Das Nebensächliche kommt voran, der Hauptsatz steht immer am Ende. „Besuchen Sie mich manchmal, wenn Sie nach Tokyo kommen" muß notwendig wiedergegeben werden „wenn Sie nach Tokyo kommen, besuchen Sie mich manchmal" — Tokyo ye oide nasattara, toki-doki irasshai. „Er sagte, er werde kommen, wenn das Wetter gut sei" (1, 2, 3) wird umgekehrt: „wenn das Wetter gut sei, werde er kommen, sagte er" (3, 2, 1) tenki ga yokereba kuru to itta. So muß ein deutscher Satz mit vier und mehr Nebensätzen im Japanischen oft geradezu auf den Kopf gestellt werden, und ich kenne Japaner, bei denen es Prinzip ist, bei Übersetzungen aus dem Deutschen von hinten anzufangen.

Es ist bewundernswert, wie streng der Japaner das Verhältnis der Koordination und Subordination durchführt. Wir sagen ruhig: „Gestern war ich krank und ging nicht zur Schule". Wir koordinieren. Dem Japaner geht das wider das Gefühl. In strikter Übereinstimmung mit dem wirklichen Verhältnis subordiniert er den ersten Satz: nur der zweite erscheint als selbständig, also: „wegen Kranksein ging ich gestern nicht zur Schule" — — byōki de kinō gakō ye mairimasen deshita. „Es regnet und die Wege sind schlecht" wird: „in Folge Regnens sind die Wege schlecht", ame ga futte michi ga warui.

Auch hier ist die japanische Sprache in unbedingter Harmonie mit der Logik des natürlichen Verstandes, welcher alles so sieht, wie es wirklich erscheint, das Nebensächliche als Nebensächliches setzt und dem Gegenstande den Hauptplatz zuweist, dem er gebührt. Der Europäer wird nur dann richtig japanisch konstruieren, wenn er streng logisch, d. h. in strenger Übereinstimmung mit den Verhältnissen denkt.

Durch die Tendenz, die Neben- und Hauptsache in der Sprache zum Ausdruck zu bringen, sind kurze Sätze von vornherein beschränkt. Kurze

Sätze sind überall da häufig, wo Nebeneinanderstellung, Koordination stattfindet. Dieses ist im Japanischen aber nicht der Fall. Der Japaner bildet daher Satzgefüge und zwar, entsprechend dem gegenseitigen Verhältnis der einzelnen Glieder, oft von außerordentlicher Länge. Nehmen wir die erste Sektion der Japanese Exercises von Noyes: musume ga teoke wo nigiru; musume ga teoke wo sageru; musume ga daidokoro wo tōru; musume ga shōji wo akeru ꝛc. ꝛc. Alle diese Sätze der ganzen ersten Sektion stehen hier selbständig; in Wirklichkeit aber sind sie nicht selbständig; die durch sie bezeichneten Handlungen sind vielmehr nur Durchgangspunkte zu einem Ziel, Mittel zu dem Zweck: musume ga pompu no hō ye yuku. Darum sollte eigentlich nur diesem Selbständigkeit zukommen, während die Verba der Vermittelungssätze der selbständigen Verbalform verlustig gehen und als unselbständige Satzglieder sich mit der Stammform event. auch Subordinationsform begnügen müssen. Diese beiden Formen sind darum außerordentlich häufig.

Es könnte überraschen, daß ein Volk, dessen Sprache so offenbare Spuren der Kindlichkeit aufweist, nicht einfach in kurzen Sätzen redet, sondern das wirkliche Verhältnis der Dinge und Vorgänge zu einander so zum Ausdruck bringt. Zeigt sich darin nicht eine außerordentliche Überlegung? Ist ein solches Verfahren anders möglich als auf dem Wege des Denkens und der beurteilenden Vergleichung, welche eines dem andern gegenüber stellt, die einzelnen Glieder auf ihr gegenseitiges Verhältnis hin prüft, um ihnen dann ihre Stellung anzuweisen? — Ich glaube, man muß sich hier vor Überschätzung hüten. Vielmehr meine ich, daß es zurückzuführen sei auf eine unverfälschte, lebhafte Empfindung und eine scharfe und genaue Beobachtung. Diese beiden dürften schon genügen, um einen wirklich formvollen Satz, wie es der japanische ist, zu konstruieren. Es scheint mir darum nichts wesentlich Höheres zu sein als das, weil gerade dann, wenn es nicht bloß auf das Verhältnis der Unterordnung als solches ankommt, wenn es vielmehr gilt, die Natur dieses Verhältnisses zu bestimmen, die erwähnte Genauigkeit zu wünschen übrig läßt. Die kausalen, koncessiven, adversativen ꝛc. Verhältnisse der Sätze werden in unseren Sprachen besser und sorgfältiger ausgedrückt als im Japanischen. Diese Verhältnisse aber bezeichnen das eigentümliche innere Wesen eines Vorgangs, während einfache Unterordnungs- oder Beiordnungsverhältnisse mehr oder weniger nur die Außenseite des Vorgangs ausdrücken.

Gleichwohl bleibt der japanische Satzbau etwas Bewundernswertes, das in Bezug auf Schärfe der Auffassung und Konsequenz des Aufbaues in seiner Art vielleicht einzig dasteht.

Die Kulturbedeutung
des chinesisch-japanischen Kriegs für Japan.[1])

Von Missionar Pfarrer Karl Munzinger.

Mit dem Fall von Port Arthur ist der chinesisch-japanische Krieg menschlicher Voraussicht nach entschieden. Die politischen Folgen freilich

[1]) Der Abdruck dieses wichtigen Artikels, dessen Manuskript uns erst kurz vor Schluß der Redaktion zugestellt wurde, noch in dem vorliegenden Hefte macht die Zurückstellung der Fortsetzungen von Ritter, Japanisches, und Faber, Der Apostel Paulus in Europa, notwendig. D. Red.

lassen sich noch keineswegs übersehen, da dieselben wesentlich durch die Friedensschließung bedingt sind. Wohl aber lassen sich aus dem seitherigen Verlauf mit Sicherheit einige Lehren feststellen, welche für die gegenwärtige und künftige Kultur des Ostens Asiens nicht zu unterschätzen sind.

Was der Bevölkerung Europas im allgemeinen stets etwas unklar gewesen ist, das dürfte jetzt wohl selbst dem Kinde bekannt sein: daß nämlich die Völker Ostasiens nicht unterschiedslos durcheinander geworfen werden dürfen, daß zwischen Japan und China ein gewaltiger Unterschied besteht. In China eine greisenhafte Kultur, die sich längst selbst überlebt hat, in Japan eine aufstrebende Nation, welche aus dem frischen Quell modernen Denkens und Könnens zu neuem Leben verjüngt emporstieg. In China ein durch und durch verrottetes Regierungssystem, in Japan ein wohlgeordneter Staatsorganismus. In China eine formlose Masse von Individuen, die durch keine inneren Bande mit einander verknüpft sind, denen zusammengehöriges Volkstum abgeht, in Japan eine einzige zusammengehörige Nation, in welcher das Individuum zurücktritt, in welcher der einzelne gern Gut und Blut für das gemeinsame Vaterland opfert. Und dazwischen drin Korea, klein und haltlos, mehr als halb barbarisch. An seine Existenzberechtigung als Nation glaubt es selbst nicht, wie dürfte man erwarten, daß andere sie anerkennen! So wurde es denn schon seit seiner Eröffnung vor 10 Jahren das große Fragezeichen des Ostens, ein Problem, dessen Lösung besonders von den angrenzenden Ländern Japan, China und Rußland, aber auch von England und Frankreich, welche im Osten große politische Interessen haben, mit Spannung erwartet und einstweilen vorbereitet wurde. Für Japan war die Frage am brennendsten und darum mußte Japan über kurz oder lang Krieg führen. Unmittelbar an seinen Grenzen ein Land, welches die Mächte zur Aktion geradezu herausforderte, das konnte für Japan jeden Augenblick zur Störung seines Friedens, zu einer Gefahr seiner eigenen Sicherheit werden. Das Fragezeichen mußte aus der Welt geschafft, dem ewig Schwankenden ein Ende gemacht, ein Festes, Sicheres an seine Stelle gesetzt werden. Dieses konnte nur so geschehen, daß die seither zweifelhafte Stellung Koreas, welches bald selbständig, bald als chinesischer Vasallenstaat erschien, genau bestimmt und daß für Korea im Innern feste Verhältnisse geschaffen wurden. Das alte morsche Verwaltungsgebäude, welches der Anlaß fortwährender Unruhen war, mußte beseitigt und ein neues festes geschaffen werden. Mit der ganzen Vergangenheit mußte gebrochen werden, damit das Volk in einer neuen Kultur auch neue Lebensfähigkeit, damit es sich selbst wiederfinde. Als China diesen Lebensinteressen Japans geradezu entgegenarbeitete, da war der Krieg da, ein Krieg, welcher von allen Klassen der Bevölkerung, nicht am wenigsten von den Christen, als ein gerechter begeistert begrüßt wurde.

Es war ein kühnes Wort, als Japan, geleitet von den vorstehenden Erwägungen, erklärte, einen Kulturkrieg führen zu wollen, indem es im Interesse der Wohlfahrt Ostasiens Korea zu einem Kulturstaat zu machen versuche. Mancher schüttelte wohl ungläubig den Kopf dazu, manchem auch dünkte es lächerlich. Japan aber war es ernst. Es hatte an sich die Möglichkeit einer Kulturerneuerung erfahren, und unbedenklich nahm es an, daß das nun ebenso auch bei Korea gelingen müsse. Ob Japan hier nicht allzu optimistisch ist, scheint mehr als fraglich. Japan ist stets eine Nation im höchsten Sinn des Wortes gewesen, Korea aber ist das schon lange nicht

mehr. Unterdessen hat Graf Inouye, einer der bedeutendsten Staatsmänner Japans, die Reformation Koreas kräftig begonnen. Es wäre im Interesse von Korea selbst herzlich zu wünschen, daß dieses erste Ziel des gegenwärtigen Krieges erreicht würde.

Es wird aber vielfach behauptet, daß dieses nicht das einzige Ziel Japans gewesen sei. Man führt als zweiten Grund zum Kriege noch an Japans Wunsch, vor der civilisierten Welt seine eigene Stellung als eine große militärische und kulturelle Macht nachzuweisen, und als dritten Grund die Furcht der Regierung vor inneren Unruhen. Wer aber das koreanische Fragezeichen recht verstanden hat, wird zugeben, daß dasselbe allein für sich nicht bloß zum Krieg führen konnte, sondern zum Krieg führen mußte. Darum bin ich geneigt, jenes für den einzigen Anlaß zu halten, gebe aber zu, daß im Verlauf des Krieges auch Japans äußere Weltstellung, sowie seine innere Entwicklung zu Japans Segen radikale Veränderungen erfuhren. Daß freilich die Staatsmänner Japans dieses voraussahen, und daß es ihnen eine nicht geringe innere Erleichterung bot, als sie den notwendig gewordenen Krieg erklärten, versteht sich von selbst.

Gehen wir nun auf Punkt 2, den Erweis Japans als einer Kulturmacht näher ein.

Es wird wohl wenige geben, welche leugnen, daß Japan sich als eine große militärische Macht thatsächlich erwiesen hat. Mögen auch die Chinesen keine ebenbürtigen Gegner sein, mögen sie auch den Japanern selten Gelegenheit gegeben haben, den persönlichen Mut des einzelnen Mannes zu erproben, so ist doch die ganze Art der Kriegsführung, die Mobilisierung, die Taktik, die organisatorische Leitung dem verständigen Beobachter Beweis genug für die hervorragende Kriegstüchtigkeit der japanischen Nation. Mehr als je ist der Osten Asiens jetzt auch für Europa politisch von Bedeutung gewesen; denn jetzt erst, aber jetzt auch wirklich, ist Ostasien in die Weltgeschichte eingetreten. Die europäischen Mächte werden sich aber daran gewöhnen müssen, die darauf bezüglichen Fragen künftig nicht mehr allein zu entscheiden, sondern in ihrem Rat eine weitere Macht zu sehen, welche nicht nur die stärkste unter den asiatischen Mächten ist, sondern auch für ganz Ostasien und damit für einen großen Teil der Erde auch jeder europäischen Macht einzeln zu Land überlegen, zur See nicht viel unterlegen ist.

Unter diesen Umständen geht es natürlich nicht mehr an, Japan eine tief untergeordnete Stellung anzuweisen. Dieses war aber unter den seitherigen Verträgen thatsächlich der Fall. Seit Jahren, vielleicht schon seit einem Jahrzehnt, hatte darum Japan die Vertragsrevision in den Mittelpunkt seiner auswärtigen Politik gestellt, bis sie schließlich sogar das Leitmotiv der politischen Parteien wurde. Seit 10 Jahren arbeitete die Diplomatie daran, und seit 5 Jahren verlangte das Volk selbst stürmisch und immer stürmischer, daß mit dem alten Ausnahmezustand ein Ende gemacht, und daß die in Japan residierenden Fremden der japanischen Gerichtsbarkeit unterstellt würden. Mit Recht empfand man es als ein beständiges Mißtrauensvotum, ja als eine nationale Schmach, daß das japanische Gesetz nicht einmal Herr im eigenen Lande sei. Dieses war der eigentliche und tiefste Grund der chauvinistischen, fremdenfeindlichen Bewegung der letzten Jahre. Nachdem nun vor wenigen Monaten England neue Verträge mit Japan abgeschlossen hat, welche im Jahre 1899 in Kraft treten sollen,

werden die übrigen Mächte wohl kaum noch länger als einige Monate auf sich warten lassen. Für uns darf es eine große Genugthuung sein, daß es dem auch uns nahestehenden Gesandten in Berlin, Vicomte Aoki, vorbehalten war, diesen entscheidenden Kultursieg für sein Volk zu erringen, nachdem ein erster Versuch desselben und des uns ebenfalls nahestehenden damaligen deutschen Gesandten in Tokyo, Herrn von Holleben, im Jahre 1889 noch kurz vor der Verwirklichung gescheitert war.

In der That scheint heute kein Grund mehr vorzuliegen, Japan die Anerkennung als Kulturstaat und damit seine Gleichstellung mit den westlichen Mächten zu versagen. Japan hat den gegenwärtigen Krieg ausdrücklich als Kulturkrieg unternommen. Sein Gegner ist zugleich der größte Widersacher, welchen die europäische Kultur je in der Welt besessen hat. Dadurch hat sich Japan so nachdrücklich für die moderne Kultur gegen ihre Feinde erklärt, daß es auch in Zukunft alles thun wird, um immer mehr mit höchstem Recht ein Kulturstaat genannt zu werden. Durch seine gegenwärtigen Erfolge ist es sich so sehr bewußt geworden, daß es die führende Kulturmacht des Ostens ist, hat sich ihm so sehr das Bewußtsein der Aufgabe aufgedrängt, daß es berufen ist, den ganzen Osten auf die Höhen modernen Lebens zu führen, daß ein Rückfall völlig ausgeschlossen, ein Fortschreiten auf der gegebenen Bahn notwendig geboten ist. Ja, ob es zu irgend einer Zeit auch einmal nicht willig wäre, sein Gegensatz gegen das reaktionäre China würde es, willig oder unwillig, unter die Fahne moderner Kultur zwingen.

Die Richtung, welche das Japan der Zukunft als Kulturmacht zu gehen hat, ist somit durch den gegenwärtigen Krieg definitiv entschieden. Daß es auf diesem Wege hohe Ziele erreicht, ich bezweifle es nicht. Hat doch schon die gegenwärtige Kultur Japans in diesen Monaten eine Probe siegreich bestanden, welche wohl als die schwerste bezeichnet werden darf. Denn nichts ist geeigneter, Roheit und Barbarei so sehr hervortreten und die Kultur des einzelnen Mannes wie des großen Ganzen so sehr zurücktreten zu lassen, wie der Krieg. Diese große Gefahr der Entsittlichung durch den Krieg hat das japanische Volk und Heer wohl überwunden: die Kriegführung Japans ist eine hochgesittete gewesen. Das wird heute allgemein zugegeben und selbst ein englisches Blatt, welches sonst für Japan nichts hat als Haß und Hohn, schrieb vor einigen Tagen, daß das Benehmen der Deutschen in Frankreich in 1870 nicht gesitteter sein konnte als das der japanischen Armee in Korea und China.

Freilich der Anfang des Kriegs war für Japans Ruf als Kulturmacht sehr ungünstig. Die im Vorstehenden behandelte Veranlassung zum Krieg liegt ja durchaus nicht so auf der Hand, daß sie sofort verstanden wird. In der That wurde sie von oberflächlichen Zeitungsschreibern besonders in England fast durchgängig nicht verstanden und Japan wurde daraufhin eines rohen, leichtfertigen Friedensbruchs angeklagt. Dazu kam, daß der erste Akt des Kriegs, die Vernichtung des Transportschiffs Kowshing durch das japanische Kriegsschiff Naniwa, wobei über 1000 Chinesen kaltblütig dem Tod überliefert wurden, als Akt der Roheit und Barbarei erscheinen mußte. Auch mir will das immer noch als ein häßlicher Fleck bedünken, obgleich die Sache keineswegs völlig aufgeklärt ist, noch jemals völlig aufgeklärt wird. Doch darf man nicht glauben, daß alle Japaner mit jenem

Vorgehen einverstanden sind und viele giebt es, welche das Vorkommnis tief bedauern.

Von diesem Anfang aber hob sich der Fortgang um so leuchtender ab.

Schon zuvor waren aus Korea von dort wohnenden Fremden Aussprüche höchster Anerkennung für die Disziplin der japanischen Truppen zu uns herübergedrungen. Ausschreitungen kamen kaum vor; einige wenige wurden auf das härteste bestraft. Das erste Blut, welches bei der 2. Armee in China floß, war japanisches. Die japanischen Kuli, welche einen Chinesen grausam mißhandelt hatten, wurden zum Tod durch japanische Kugeln verurteilt. Von den Kriegsschauplätzen kommen Nachrichten, daß die Bewohner zuerst fliehen, nach einiger Zeit aber sich an die Japaner gewöhnen und sich den Wechsel gegen die chinesischen räuberischen Beamten gern gefallen lassen. Manches mag daran übertrieben sein, alles wohl kaum. Jedes Lebensmittel wird von den Japanern in Korea und China gut bezahlt. Plünderung ist völlig ausgeschlossen. Koreaner und Chinesen werden zu Arbeiten requiriert, erhalten aber für jede Arbeitsleistung einen Lohn, wie sie ihn früher kaum gewöhnt waren. Die Oberbefehlshaber beider Armeen, die Grafen Yamagata und Oyama, haben an ihre Truppen Erlasse ausgehen lassen, in welchen sie die Grundsätze einer gesitteten Kriegsführung zur Pflicht eines jeden machen: daß man Krieg führe nur gegen den bewaffneten Feind, daß man den Wehrlosen schonen, den Kranken und Verwundeten liebevoll unterstützen müsse u. s. w. u. s. w.

Die Behandlung der Gefangenen ist eine musterhafte, wie denn der private Chinese kein Gegenstand thätlichen Hasses ist. Auch nicht einmal ist eine Ausschreitung japanischen Pöbels gegen in Japan ansässige Chinesen vorgekommen. Unbehelligt wie früher gehen die Chinesen in Tokyo, Yokohama, Kobe, Nagasaki ꝛc. ihren Geschäften nach. Viele verließen Japan bei Beginn des Krieges, die meisten kehrten seitdem wieder zurück, nachdem die Erfahrung gelehrt hatte, daß sie hier völlig sicher seien. Ich habe selbst in Osaka über hundert chinesische Kriegsgefangene einziehen sehen. Ich stand mitten im Gedränge der dicht gescharten Zuschauermenge. Aber ich habe auch nicht eine Äußerung der Roheit gehört, während die Unglücklichen vorbeimarschierten. Es mag wohl wenigen von ihnen in ihrem Leben je so gut gegangen sein, als jetzt in ihrer Gefangenschaft. Besonders verdient macht sich um verwundete Chinesen wie Japaner das „Rote Kreuz", zu welchem auch Japan, nicht China, schon seit lange beigetreten war.

Manches noch ließe sich sagen. Aber an diesem soll es genug sein. Kann doch jeder daran erkennen, daß der Krieg in gesitteter, ja in christlicher Weise geführt wird. Möglich mag es dabei immerhin sein, daß bei diesem oder jenem die klare Absicht vorwaltet, Europa gegenüber den Erweis der Gesittetheit zu erbringen; aber man ersieht doch auch, daß im großen und ganzen es keine Mache ist; denn keine Mache kann z. B. einer vieltausendköpfigen Menge den Mund gegen rohe Äußerungen stopfen. Zugegeben muß ferner auch werden, daß das Benehmen der Japaner vielleicht nicht ganz so ordentlich geblieben wäre, wenn sie durch Niederlagen gereizt worden wären. Trotzdem bleibt noch sehr viel übrig. Vor 300 Jahren führten die Japaner auch Krieg in Korea unter Hideyoshi; damals führten sie aber Krieg als Barbaren; Tausende von Ohren und Nasen gefangener und gefallener Feinde brachten sie als Siegestrophäen mit nach Japan zurück.

Welcher Unterschied damals und heute! Und ob auch heute unter Japans Kriegern wenige Christen sind, so ist doch Japans Kriegführung ein Erfolg des Christentums, wie er glänzender kaum erwiesen werden kann!

Wenn ich nun im folgenden noch ein Wort über die Bedeutung des Krieges für Japans innere Kulturentwicklung sprechen will, so muß ich mich dabei auf einiges wenige beschränken. Nicht davon will ich reden, daß jetzt, nachdem es seine Kraft erprobt, eine neue Schaffenslust über Japan kommen wird, nicht davon, daß Handel und Verkehr und Industrie einen neuen Aufschwung nehmen werden, daß neue Fabriken, neue Eisenbahnen, neue Kriegsschiffe und unendlich viel anderes mehr notwendig aus dem Boden heraus wächst, vorausgesetzt natürlich, daß der Krieg sich auf Japan und China beschränkt. Ich will nur reden von den voraussichtlichen Folgen für das innerpolitische und für das moralisch-religiöse Leben der Nation.

Die hohe Bedeutung für Japans innere Entwicklung liegt in der Umgestaltnng des monarchischen Bewußtseins. Japans Kaiser sitzen seit 2500 Jahren auf dem Thron. Sie bilden eine einzige ununterbrochene Kette, alle stammen sie aus derselben Familie, der ältesten Adelsfamilie der Erde. Man sollte meinen, daß dies ein monarchisches Bewußtsein ohne gleichen hervorbringen werde. Man muß aber bedenken, daß die japanischen Kaiser als Nachkommen der Sonnengöttin selbst göttlich sind. Dadurch sind sie von dem gemeinen Volk durch eine unübersteigliche Kluft getrennt. Die kam auch äußerlich stets zum Ausdruck. Einen persönlichen Verkehr zwischen dem Kaiser und seinem Volk gab es nicht. Wie sein Kaiser aussah, wie er lebte, wie er dachte, wie er sich freute, wie er litt: sein Volk wußte es nicht, man kannte ihn nicht. Infolgedessen stand nicht die Person des Kaisers, sondern die unpersönliche Idee des Mikadotums im Mittelpunkt des monarchischen Bewußtseins. Wie aber für den modernen Geist z. B. nicht mehr die Idee des Gottesgnadentums das monarchische Bewußtsein trägt, sondern die Person des Monarchen selbst, wie es steigt und fällt, je nachdem der Monarch persönlich geliebt wird, oder nicht, so mußte es hier, wo man überhaupt von dem Kaiser persönlich nichts wahrnimmt, mit dem Eindringen des modernen Bewußtseins, welches ebenso sehr gegen eine abstrakte Idee wie gegen das mythologische Märchen von der Sonnengottessohnschaft protestierte, notwendig verblassen und, wenn keine Änderung geschaffen wurde, schließlich ganz verschwinden. Wer mit dem japanischen Volksleben vertraut ist, dem wird das cynische Lächeln auf dem Antlitz manches Jünglings nicht entgangen sein bei der Erwähnung des Kaisers. Wer die in letzter Zeit immer häufiger gewordenen Adressen des Parlaments an den Thron gelesen hat, der konnte nicht umhin, sich über den dem Kaiser gegenüber angeschlagenen Ton zu wundern. Demokratisierende Tendenzen gingen durch das Volk und wuchsen mit einer Geschwindigkeit, wie sie nur in Japan möglich ist. Parlamentsregierung und damit der völlige Zusammenbruch der kaiserlichen Macht stand vor der Thür.

Eine Änderung in dem monarchischen Bewußtsein des Volkes mußte eintreten. Der Kaiser mußte seinem Volk als Mensch und Vater seiner Unterthanen gezeigt werden, wenn er fürderhin noch Autorität besitzen sollte. Es liegt aber auf der Hand, daß es recht gefährlich sein konnte, ihm plötzlich seines göttlichen Nimbus zu entkleiden, und daß er als Mensch nur zu einer Zeit gezeigt werden konnte, wo er wirklich als ein großer Mensch

dastand. Dazu kam der Krieg wie gerufen. Der Kaiser verließ Tokyo, um in Hiroshima die Leitung des Kriegs zu übernehmen. Allen Luxus, ja selbst den gewöhnlichen Komfort des täglichen Lebens ließ er zurück, um in Selbstentäußerung die Entbehrungen seiner Truppen und seines Volkes mitzutragen. Nun erschienen zum ersten Mal in allen Zeitungen Beschreibungen der Lebensweise des Kaisers, wie er sich in beständiger Sorge um die Wohlfahrt seines Volkes alles versage ꝛc. Wo er zum ersten Mal seinem Volk als Mensch gegenüber trat, war er ein wirklich großer Mensch, welcher die Ehrfurcht, war er ein liebender Vater, welcher die Liebe und Zuneigung seines Volkes sofort gewinnen mußte. Das Märchen von seiner Göttlichkeit verschwindet, aus seiner göttlichen Unnahbarkeit tritt er hinein in die Herzen seiner Unterthanen. Ein Herrscherhaus, welches seit 2500 auf dem Thron sitzt, ein Kaiser, welchem die Herzen des Volkes schwärmerische Liebe entgegenbringen: da dürfte es wohl mit der Demokratie, welche bestimmt ein nationales Unglück für Japan wäre, noch lange gute Wege haben.

So dürfte denn das japanische Volk, welches sich ohnedem in diesen Monaten seiner Einheit und Zusammengehörigkeit bewußt wurde wie noch niemals bevor, einer friedlicheren inneren Entwicklung entgegen gehen, als man vor kurzem noch befürchten mußte.

Welches aber wohl seine religiöse Zukunft sein wird? Hier fällt es schwer, mit Bestimmtheit ein Urteil zu fällen. Gegenwärtig nimmt der Krieg die Interessen des Volks ausschließlich in Anspruch. Für Religion hat man keine Zeit. Einen besonderen Gewinn hat der Krieg bis jetzt keiner der drei rivalisierenden Religionen gebracht, keine auch hat ernstlich daran gedacht, aus demselben eine Gelegenheit zur Propaganda zu machen. Denn daß einige buddhistische Priester und auch ein christlicher Evangelist mit ins Feld zogen, daß der buddhistische Hongwanshi und christliche Gesellschaften unter den Soldaten in Hiroshima einige Traktate verteilten, das kann man doch nicht etwas Außergewöhnliches nennen. Thatsächlich taucht jetzt erst der Gedanke auf, und zwar unter den fremden Missionaren, die Mission in dem Hauptquartier Hiroshima in großem Stil zu betreiben. Man hat die Befürchtung ausgesprochen, daß infolge der Steigernng des kaiserlichen Ansehens der Schintoismus an Macht gewinnen werde. Das mag wohl so scheinen. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß es für kurze Zeit der Fall sein wird. Aber setzen wir selbst den schlimmsten Fall, daß die Regierung versuchen würde, ein System wieder von neuem zur Geltung zu bringen, welchem sie soeben, bewußt oder unbewußt, durch die Vermenschlichung des Kaisers, einen sicheren Tod bereitet hat, so wird sich doch bald herausstellen müssen, daß gerade dieser Krieg dem Schintoismus als Religion den letzten Boden entzogen hat. Der Buddhismus, welcher in den letzten Jahren durch seine Verbindung mit der national-chauvinistischen Bewegung sehr geschickt vorgegangen war, hat mit der gegenwärtigen patriotischen Begeisterung gar nichts zu thun. Der Abschluß der Vertragsrevision nimmt ihm seine gefährlichste Waffe vorläufig aus der Hand, nämlich die Hetzerei gegen die Fremden und ihre Religion. Somit scheinen für diese beiden Religionen die Aussichten nicht günstig. Und doch wäre es überkühn, wollte man sie als für das Christentum positiv günstig bezeichnen. Zunächst wird alles davon abhängen, wie die Stimmung

gegen Fremde und Fremdes nach dem Kriege werden wird. Sollten sich bei dem Friedensschluß die europäischen Mächte in einer Weise einmischen, daß Japan sich verletzt fühlen würde, sollte es gar zu noch Schlimmerem kommen, so ist jede Hoffnung für auch nur geringes Fortschreiten der Sache des Christentums für absehbare Zeit dahin. Insbesondere würde die Thätigkeit des fremden Missionars so ziemlich unmöglich. Mehr als einmal wurde von japanischen Zeitungen hervorgehoben, daß in der Behandlung fremder Völker die europäischen Mächte die Prinzipien des Christentums nicht kennen. Wer sich in der neueren Missionsgeschichte etwas umsieht, weiß, daß das in der That das größte Hindernis der Heidenmission ist. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es auch diesmal zu einer schweren Krisis führt.

Sollte aber diese, immerhin mögliche, Befürchtung sich als unbegründet erweisen, ist Japan mit dem Verhalten der Mächte zufrieden, so sind wenigstens alle Bedingungen für eine schöne Zukunft des Christentums in Japan erfüllt. Die Stimmung gegen die Fremden ist jetzt schon nicht schlecht; man ist vielleicht noch etwas mißtrauisch, war aber mit der Haltung Europas während des Krieges zufrieden. Eine große Gefahr ist noch vorhanden, die Gefahr, daß man glaubt, mit einer Übernahme der Resultate des Christentums sei es genug. Die Gefahr scheint mir gerade durch den Krieg vergrößert. Die ganze humane Art der Kriegführung ist doch nur eine Schöpfung christlichen Geistes und doch wurde dieselbe von einem nichtchristlichen Volk erfolgreich angewandt. Zum ersten Mal in der Weltgeschichte tritt uns die Thatsache entgegen, daß von einem Staat, dessen Angehörige noch Heiden sind, christliche Prinzipien offiziell angenommen sind. Wir haben seither nur eine Entwicklung von dem Besonderen zum Allgemeinen gekannt. Ob nun hier sich das Allgemeine zum Besonderen entwickelt? Ein zweifaches ist möglich: entweder läßt man sich selbstzufrieden an der allgemeinen Einführung der christlichen Humanitätsprinzipien genügen, oder auf dem schon durch und durch vorbereiteten Boden erwächst auch das Christentum als persönliches Bekenntnis mit beispielloser Schnelligkeit. Vorzeichen, welche das eine oder das andere mehr wahrscheinlich machen, kann ich vorläufig nicht entdecken. Auch wird die nächste Zukunft uns darüber noch nicht aufklären.

Diesen, in sich selbst allerdings bestimmten, Möglichkeiten gegenüber scheint mir aber eines als sicher fest zu stehen, daß nämlich unter allen Umständen die christliche Bewegung bald definitiv in die Hände der japanischen Christen übergehen wird. Der Krieg hat eine Steigerung des Selbstbewußtseins in allem und jedem hervorgebracht. Manche, auch Fremde Japans, fürchten, die Japaner möchten vor lauter Selbstgefühl den Kopf verlieren und eine Missionierung, die auf solchem Grunde ruht, ist natürlich nicht wünschenswert. Aber man muß doch zugeben, daß die Japaner bei all ihren Siegen im Feld und im Land trotz allen Jubels nüchtern geblieben sind. Mir kommen sie veränderter vor als früher. Der Krieg hat sie für greifbare Ideale empfänglich gemacht, hat sie auf Aufgaben und bestimmte Ziele hingewiesen. Das ist geeignet, einen schwankenden Menschen zu einem festen, männlichen Mann zu machen. Bei dem Verkehr mit Menschen läßt man sich bekanntlich am meisten durch sein Gefühl, ja durch einen gewissen Instinkt leiten. Und dieses Gefühl, dieser Instinkt hat mich früher, ich gestehe es offen, nicht immer zu freundschaftlichen Gesinnungen für die Japaner geführt. Heute ist das anders.

Ich fühle mich mit ihnen versöhnt, ich habe Sympathien für sie und mit neuer Lust und Liebe kann ich für sie arbeiten. Wie es aber mir ergeht, so weiß ich es von manchem anderen! Daß an Chinas Kulturentwicklung dieser Krieg spurlos vorübergehen sollte, ist wohl kaum anzunehmen. Welchen Einfluß er aber dort haben wird, liegt völlig außerhalb meiner Beurteilung. Sichere Anhaltspunkte dürfte der demnächstige Friedensschluß bieten. Dankbar aber würde ich sein, und ich glaube, die Leser schließen sich meinem Wunsche an, wenn uns einer unserer Missionare in China, etwa unser verehrter Dr. Faber, darüber belehren wollte.

Einstweilen, so lange wir noch nichts Bestimmtes über die für uns wichtigsten Folgen des Krieges wissen, wollen wir wenigstens nicht aufhören, zu hoffen und zu beten, daß auch dieses sich erweise als „in majorem Dei gloriam"!

Tokyo, Ende November 1894.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

X.

Ist es uns gelungen, eine Verknüpfung des Urahnen mit dem Monde auch bei den Bantu nachzuweisen, so müssen wir doch sagen, daß dieselbe einer früheren Religionsstufe derselben angehört und bei den meisten Stämmen vergessen ist, auch wo sich noch ein gewisser Mondkult erhalten hat, wie z. B. bei den Makalaka (Livingstone, Südafr. S. 141, Réville p. 143). Bedeutung behielt er noch für die Zeiteinteilung (vgl. Bastian, D. E. II. 232). Nach Campbell S. 242 hörten die Betschuanen beim Erscheinen des Neumondes auf zu arbeiten; es wurde ein allgemeiner Feiertag gehalten. Selbst im Kalender der Kaffern, denen doch Mondkult jetzt ganz fehlt, stirbt der Mond als abnehmender und beginnt als Neumond einen neuen Lebenslauf (Kropf, Xosa S. 97) oder wird von der Sonne verfolgt und verzehrt, überlistet sie aber und wächst von neuem (Waitz S. 411, Réville p. 143). Frank Bates, der eine Mondfinsternis im Matabeleland erlebte, sah, wie die Eingebornen Feuerbrände nach dem verfinsterten Mond unter lauten Verwünschungen und Beschwörungen warfen; den Schatten bezeichneten sie als Rauch (Ratzel S. 178). Wenigstens ein henotheistisches Verschwimmen des Himmels mit den Gestirnen, des Himmelsgottes mit den Ahnen scheint mitzuwirken, wenn die Marave südlich und westlich von Nyassa nach Missionar Czimermann (kath. Missionen 1887 S. 51 bei Schneider S. 80) Sonne, Mond und Sterne als Ausfluß der Gottheit in hohen Ehren halten.

Ganz vom Monde abgelöst hat sich der Urahn bei den Kaffern, bei denen, (besonders den Zulu) er unter dem Namen U(n)kulu(n)kulu d. h. Urgroßvater, von Kulu groß (Fr. Müller, Sprachwiss. I. 2 S. 248) eig. der Groß-Große hier und da zwar auch schon ein Märchenpopanz, zu dem man die Kinder wie bei uns in den April schickt (Merensky, Beiträge S. 123 f.),

aber wo die Tradition sich lebendiger erhalten, in den auf die Uranfänge bezüglichen Sagen und Gedanken von großer Bedeutung ist. Eigens und am ausführlichsten hat Callaway über ihn gehandelt im ersten Teil seines Werks The religions system of the Amazulu 1868. Fritsch (Die Eingebornen Südafrikas 1882 S. 57, 137 f.) sieht sogar in ihm, dem Urmenschen, den höchsten Gott der Kaffern als Abschluß ihres Ahnenkults, wogegen Schneider (S. 61) und Max Müller (Anthropol. Rel. 1894 S. 285 ff.) sich mit gewissem Recht erklären: er mache nur den Eindruck eines Halbgotts und demiurgischen Mittlers, habe die göttliche Wesenheit nicht in sich selbst, habe, während Himmel und Erde als ewig gelten, einen Anfang gehabt, sei gestorben und, wenn auch als erster der himmlischen Ahnengeister fortlebend, doch verschieden von dem höchsten Himmelsherrn. Auch wenn die Sprache ursprünglich für Himmel und Mensch dasselbe Wort hatte, so war das doch nur möglich beim Glauben an eine Herkunft des Menschen vom Himmel und in der sprachlichen Entwicklung der Urwurzel schieden sich auch die Worte für beide Begriffe. Auch die besprochene Verknüpfung des Urmenschen mit dem Mond unterschied ihn relativ vom Himmel. Freilich konnte er mit diesem nach Ablösung von jenem auch wieder leicht zusammengefaßt werden. Er heißt auch nicht bloß Umfo unkulu, der große Mann, sondern auch Inkosi unkulo der große Herr oder Häuptling. Wie nun auf die verstorbenen und selbst die lebenden Könige Namen und Funktionen des Himmels übergehn (s. Jahrgang VIII. S. 175 vgl. IX. S. 26), so faßt ihn auch Réville p. 139 als eine Personifikation des Himmels, weil er sich durch Blitz und Donner offenbare und zuerst die Dinge geordnet habe, und zugleich als den ersten Menschen und ersten Häuptling; man opfere ihm schwarze Rinder, um Regen zu erlangen, genieße das Opfermahl schweigend und verbrenne die Knochen außerhalb des Kraals (Call. p. 59). Aber diese Bittopfer dürften doch nicht sowohl an den Ahnherrn, als an den noch höhern Himmelsherrn, den großen Itongo gerichtet sein, an den sich (nach Call. p. 117) die Zulu wie die Gquika an Ukquamata um Hilfe in Furcht wenden. Denn von den Ahnen, obschon sie kollektiv mit angerufen und zum Opfer geladen werden (Jahrg. IX. S. 29), erhalten doch speziell nur die der letzten Generationen Gebete und Opfer (Call. p. 122). Die Kaffern sagen ausdrücklich von Unkulunkulu: „Wir beten nicht zu ihm; es sind auch keine Ehrentitel da, um ihn damit zu loben, gleich den Ehrentiteln (izibongo), mit denen wir die Geister der Abgeschiedenen loben" (Wangemann, Gesch. der Berliner Mission III. 2 S. 9). Merensky (Beitr. S. 123) sagt: „Vielleicht war Unkulunkulu einmal der Name Gottes, ist aber jetzt nur der eines Urmenschen oder Halbgottes; der Gedanke an ihn hat nichts Erhebendes mehr oder das Gemüt Vertiefendes für das Volk." Der kgl. engl. Distriktsarzt Dr. Kranz in Südafrika sagt sogar (Natur- und Kulturleben der Zulu 1880 S. 109): „Mit dem Wort unkulunkulu, das viele mit Gott übersetzen wollen, verbinden die Zulu durchaus keinen religiösen Begriff, sondern eine rein materialistische Idee eines Allvaters der Menschen und Dinge, eines ursprünglichen Mannes, sowie diejenigen unter ihnen, die die Bibel lesen lernen, auf Adam als Kulunkulu hindeuten." Das ist freilich etwas zu weitgehend, da Kranz doch selbst auch sogleich sagt, daß sie die Geister der Verstorbnen verehren; in diese Verehrung ist natürlich kollektiv auch der Stammvater eingeschlossen; nur eine besondere Verehrung im äußeren Kultus scheint nicht stattzufinden, so wichtig sonst die Idee des Stammvaters den Kaffern sein mag, und die dem großen Himmelsherrn, freilich auch nur in besonderen Fällen dargebrachten Opfer, auf die Kranz leider nicht Bezug nimmt, werden also nicht dem Stammvater, sondern einem über demselben stehenden Gott gelten. Dazu kommt, daß das Wort Unkulunkulu, das nach seiner Grundbedeutung „der Großgroße" oder auch

„Uralte" auch den höchsten Himmelsgott bezeichnen konnte und vielleicht in ältester Zeit auch bezeichnet hat, doch gerade die Bedeutung des menschlichen Stammvaters, des Volks- und Familienurahnen erhalten hat. Jede Familie hat nämlich auch ihren eignen Unkulunkulu (Call. p. 103). Auf den gemeinsamen Unk. führt man auch die gesellschaftlichen Einrichtungen und Gesetze zurück und begründet sie mit der stereotypen Formel: Unk. hat gesagt (Fritsch a. a. O.); aber bei jenen Opfern an den großen Inkosi oder Itongo wird dieser wohl so wenig als mit dem Namen eines späteren Herrschers mit dem Namen Unkulunkulu ausdrücklich näher bestimmt oder das Wort würde dann nur in seiner ursprünglichen weiteren Bedeutung gebraucht. So könnte es auch gebraucht sein im Anfang der von Bleek (Reynard p. 74) mitgeteilten Zuluversion vom Ursprung des Todes: God (Unkulunkulu) arose from beneath (the seat of spiritual world, according to the Zulu idea) and created in the beginning (ohlangeni) men, animals and all things. Aber es bleiben bei dieser Übersetzung Bleeks noch Fragen. Das Verb arose kann heißen „stieg empor", aber auch „entstand". In letzterem Fall könnte Unkulunkulu selbst von dem Himmelsgott hervorgebracht sein; denn die Tiefe umfaßt Himmel und Unterwelt in ihrer Einheit; die Geisterwelt wird nach Kranz (a. a. O.) zugleich im Himmel und unter der Erde gedacht. Eine spätere Stufe der Schöpfungssage war es also, wenn die Höhle, aus der die ersten Menschen hervorkamen, auf Erden gesucht und gezeigt wurde, s. IX. S. 95. Es handelt sich aber hier für uns auch um die spätere Stufe in der Auffassung des Urmenschen in seiner Unterscheidung vom Himmelsgott. Auch da könnte man jenem nun von diesem die weitere Schöpfung übertragen gedacht haben; allein auch die darauf bezüglichen Worte sind zweifelhaft. Statt ohlanga Anfang setzen die Zulu auch das Wort uthlanga, Rohr und sagen, Unkulunkulu kam hervor aus einem Schilfrohr, was Max Müller (Einl. in d. Religionswiss. S. 54 ff.) aus einem Mißverstand übertragener Redeweise erklärt; uthlanga bedeute ein Rohr, das viele Schößlinge habe, und könne daher von einem Vater, der viele Kinder habe, gesagt worden sein. Aber auch nach einer Kongosage sind die ersten Menschen aus Bäumen gewachsen (Bastian, San Salvador S. 81). Dazu kommt noch eine andere Variante oder Zusatz in der Zulusage: Unkul kam aus dem Morast, umhlanga und hat aus diesem die Menschen geschaffen oder hervorgerufen; auf seinen Ruf: „Es kommen hervor Menschen!" kamen auch die andern Dinge, die zu ihrer Umgebung gehören, Vieh, Bäume, Gras und Korn hervor. Auch nach der Tradition der Basutho kommen die Menschen aus dem mohlaka, Sumpf oder Niederung (Merensky, Beitr. S. 123). Vgl. Casalis, Les Bassoutos p. 247: Les hommes sont venus d'un marécage où poussaient une quantité de roseaux; quand un enfant vient au monde, on attache un roseau à la cabane de l'accouchée. Réville p. 143 kombiniert damit die Vorstellung der Bapedi vom Ursprung aus der Höhle. Wie diese aber zugleich auf den Himmel zurückweist, so erinnert das Rohr oder der Baum, aus dem die ersten Menschen hervorwuchsen, an den Welt- oder Himmelsbaum, auf den wir schon bei den Hottentotten geführt wurden; dieser wächst aus dem Himmelswasser. Dem entspricht, daß Zambi in Kongo die ersten Menschen an einem Brunnen schuf. Auch die Sagen der Marave am Nyasa über den Ursprung des Menschengeschlechts haben Ähnlichkeit mit den Erzählungen an der Kongoküste: die ältesten Menschen waren sämtlich schwarzfarbig und saßen im Mittelpunkt der Erde. Als sie auseinandergingen, mußten sie zunächst durch einen Fluß waten, um sich rein zu waschen. Die Voreltern der Neger waren sehr dem dem Schlaf ergeben, eilten daher nicht sogleich zum Fluß. Beim Erwachen sahen sie alle übrigen schon jenseit desselben und rein und weiß geworden. Nun eilten auch sie zu ihm, aber fanden ihn bereits ausgetrocknet bis

auf einige Pfützen und blieben schwarz; nur ihre Hände und Fußsohlen wurden in den Lachen, in die sie in ihrer Hast stolperten und fielen, etwas gebleicht (Schneider S. 80f.). So sinnig auch hier der Unterschied der Neger und der Weißen erklärt ist, so müssen wir doch die letzteren auch hier aus der ursprünglichen Volkssage ausscheiden, dagegen den Fluß, an den sie sich weiter spann, als ursprünglich festhalten um der obigen Analogien willen. In der Versetzung der ersten Menschen vom Himmel ins Erdinnere, bevor sie an die Oberfläche kommen, zeigt sich aber auch schon eine spätere Stufe der Sage; ein unbestimmter Reflex der älteren Stufe hat sich noch bei den Marave in der erwähnten Hochschätzung der Gestirne als Ausfluß der Gottheit erhalten. Daß aber auch bei den Zulu der Urahn Unkulunkulu sich erst allmählich von dem Mond, mit dem auch er zeitweilig verknüpft war, abgelöst hat, zeigt nun gerade der weitere Inhalt der von Bleek mitgeteilten Zululegende, der wie die entsprechende Hottentottenfabel vom Ursprung des Todes handelt, da an Stelle des hottentottischen Mondgottes und Urahnen bei den Zulu Unkulunku es ist, welcher den Menschen und zwar durch das Chamäleon die dann durch den Molch oder die graue Eidechse ins Gegenteil verkehrte Botschaft sendet: Ihr werdet nicht sterben. Auch Casalis (p. 255) und Merensky (S. 124) hörten diese Version bei den Basutho; sie findet sich also, was Merensky und Ratzel (S. 304) mit Recht betont, auch bei den Betschuanen. Die Basutho aber nennen statt des Unkulunkuku den Hubeane; dieser machte die Menschen, sein Vater aber die Erde und Tiere (Merensky a. a. O.). Hier liegt die Unterscheidung des Stammvaters der Menschen von dem Weltschöpfer völlig klar vor[1]). Bei den Zulu kommt noch ein darwinistischer Zug hinzu, der vielleicht Kranz (a. a. O.) mit veranlaßt hat, von einer materialistischen Auffassung des Stammvaters bei ihnen zu sprechen. Er wohnt nämlich nach Colenso in einer Art Schilfwurm, was Lippert (Seelenkult S. 41) mit der totemistischen Wanderung der abgeschiedenen Seelen in Schlangen zusammenstellt. So könnte aber auch das von Unkulunkulu gesandte Chamäleon ursprünglich eine Inkarnation desselben sein, und der Streit zwischen dem Chamäleon und dem Mond in der Unyorosage (Jahrg. IX. S. 98) könnte den Widerstreit der frühern Auffassung des Urahnen, die ihn an den Mond knüpfte, mit der jüngeren, die ihn in die irdische Entwicklung hineinzog, reflektieren. Daß Unkulunkulu aus Schilfrohr hervorwächst, ein Schilfwurm wird und dann ein Chamäleon, das in seinen seltsamen Stellungen sich noch besonders zu einem Symbol der Verwandlungen eignet, das erscheint allerdings wie eine Anticipation der modernen Entwicklungslehre und macht wie diese auch das Zurücktreten der schöpferischen Thätigkeit des Urgottes, des Himmelsherrn erklärlich. Andrerseits erscheint Unkulunkulu als wirklicher erster Mensch nach Abstreifung sowohl seines himmlischen als dann auch seines tierischen Gewandes menschlicher, ja er wird zum Kulturheros vergeistigt. Er hat nicht bloß als Urahn auch eine Frau (Fritsch S. 138), die der Mama Mokissie und Erdmutter der westlichen Bantu (ob. Jahrg. IX. 3 S. 160) entspricht, sondern gab auch den Menschen Schutzgeister[2]), Doktoren und Arzeneien, gebot, daß Geschwister einander nicht heiraten sollten, setzte auch Könige ein (Merensky S. 123, vgl. oben Fritsch). Ja, die Legende vom Stammvater hat sich noch weiter durch Umdeutung bis zur Auflösung bei den Küstenkaffern rationalisiert. Wenn man bei den Xosa fragt, woher der erste Mensch (um- Ntu) kam, so ist die Antwort: eluhlangeni d. h. aus dem Volk, nämlich das schon früher bestanden habe, dessen man sich aber nicht mehr erinnern könne (Kropf S. 3).

(Forsetzung folgt.)

---

[1]) Daß hier eine frühere Anknüpfung des Stammvaters und seiner Mutter an Sonne und Mond wahrscheinlich, s. Jahrg. IX. S. 97.

[2]) In den Geistern seiner Nachkommen.

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

III.

Das Verhalten der Europäer.

Aber auch die Europäer selbst tragen einen nicht geringen Teil der Schuld daran, daß es mit dem Sieg des Evangeliums in Indien nicht so rasch vorwärts geht, wie man wohl wünschen möchte. Ihr Unglaube und ihre Sittenlosigkeit wirken teils direkt teils indirekt dem Christentum entgegen. Daß Missionare dem entgegenarbeiten und entgegentreten, ist selbstverständlich, ebenso natürlich aber auch der Haß, den selbst Reisende, Kaufleute, Beamte auf die Mission und ihre Vertreter werfen, und indem sie schändliche Unwahrheiten verbreiten, finden sie leider nur zu häufig bei dem urteilslosen Publikum Glauben. Was man von solchen Berichten zu halten hat, liegt auf der Hand, die Reisenden sind ja meist auch viel zu gleichgültig gegen die Mission und ihre Anstalten, als daß sie sich um sie kümmerten und wenigstens einigermaßen mit ihnen beschäftigten (Allg. Miss.-Zeitschr. 1886, 379 f.). Sie (auch sonst gut evangelische Fürsten) gehen direkt an den Missionsanstalten vorüber, während sie ihr erster Gang in die heidnischen Tempel führt, wobei sie sich womöglich einen Tanz von den heidnischen Bajaderen (den Nautsches) aufführen lassen, nehmen freudig Adressen sogar an Europäer entgegen, die mit indischen Götzenfiguren bedeckt sind u. s. w. (Allg. ev.-luth. Miss.-Bl. 1890, 93; 1892, 173).

Aber auch die Regierung lädt oft Schuld auf sich. Zwar sind die Zeiten vorbei, wo zur Verherrlichung von Götzenfesten christliche Soldaten im Parademarsch mit ihrer Musik und Kanonensalven mitwirkten, wo christliche Beamte Eingeborene dazu kommandierten, einen großen Götzenwagen bei einem Feste zu ziehen, da nicht Leute genug dazu willig waren, wo verfallene Tempel auf Kosten der Regierung wieder hergestellt wurden, wo in den Bureaux der Regierung die Akten und Rechnungen bei dem bezüglichen Feste angebetet wurden (Burkhardt-Grundemann a. a. O. S. 72), aber noch heute werden durch die Regierung manche sehr bedenkliche Dinge nicht nur geduldet, sondern sogar unterstützt. So ist erst kürzlich (1888) der gesetzliche Schutz der öffentlichen Unzucht, die sogenannte contagious diseases act infolge energischer Agitation der christlichen Kreise Englands abgeschafft worden. Angeblich aus Gesundheitsrücksichten auf die vielen, jungen, unverheirateten Engländer, besonders die Soldaten, bestanden nämlich in Indien Bordelle, die sogar unter Beihilfe der Regierung und Ortsbehörden mit hübschen, jungen Prostituierten versehen wurden. Es ist unglaublich, in welch schamloser Weise Beamte und Offiziere für die gehörige Herbeischaffung geeigneter Mädchen Sorge getragen haben. Infolge der Resolution einer großen Versammlung in Exeter Hall vom 18. Mai 1888 wurden endlich durch Parlamentsbeschluß vom 5. Juni 1888 sämtliche anstößige Gesetzesbestimmungen und Verordnungen aufgehoben (Allg. Miss.-Zeitschr. 1888, 558). Man hat damals beim Votieren des Dankes für diesen Beschluß dem Parlamente erklärt, sorgfältig darauf achten zu wollen, ob auch diese Bestimmungen gehörig durchgeführt würden. Wie nötig das war, zeigt der Antrag auf der indischen Missionskonferenz vom Jahre 1892/93 in Bombay betreffend die Fassung eines Beschlusses gegen die Legalisierung der Unzucht in den Garnisonorten des indischen

Militärs (Allg. Miss.-Zeitschr. 1893, 297 ff. nach Int. 1893, 411 ff.). — Neuerdings hat sich auch in Madrás ein Verein gebildet (einer Social Reform Association), welche an den Vizekönig und Gouverneur von Madrás eine Petition dahingehend gerichtet hat, die hohen englischen Beamten möchten sich weigern, Festlichkeiten beizuwohnen, bei welcher die Nautsches d. h. die prostituierten Baymädchen der Hindutempel zu Ehren und Freuden besonders der Fremden und Gäste erschienen. Wenn auch die Antwort nur dahin ging, daß in den Gesellschaften der genannten Beamten keine Nautsches gegenwärtig wären, so ist doch die Frage angeregt und in Fluß gebracht, und es wird in der Presse lebhaft für und wider debattiert (Allg. Miss.-Zeitschr. 1893, 127).

Die höheren englischen Regierungsbeamten stellen sich zumeist freundlich der Mission gegenüber, vor allem gebührt dieses Lob den Vizekönigen und deren Gemahlinnen, die sie nach Kräften zu fördern sich bemühen, wenn auch ein katholischer Vizekönig (Lord Ripon, in Cawertät, bis 1885) der katholischen Mission einen Vorschub leisten mag, der hier und da, wie besonders in Chota Nagpur zu schwerer Schädigung der evangelischen Mission ausgenutzt wird (Grundemann, Entwicklung S. 191). Taktlosigkeiten kommen freilich auch in diesen hohen Kreisen noch heute vor. So haben beide letztere Vizekönige, geleitet von ihrer Umgebung, das Götzenfest in Hardwar in Nordindien mitbesucht, obwohl diese Stadt sogar bei den Heiden wegen der Habgier der Brahmanen eine Räuberhöhle heißt, und die Brahmanen obendrein noch beschenkt, wodurch natürlich, wenn auch unabsichtlich, die Sache der Mission in den Augen der Heiden herabgesetzt wird (Allg. ev.-luth. Miss.-Bl. 1892, 172 f.). Was soll es aber für einen Eindruck auf die heidnischen Indier m a c h e n, wenn ein hoher christlicher Beamter (der Gouverneur von Madrás) wegen Ehebruchs und Grausamkeit von seiner Ehefrau auf deren Antrag geschieden wird, nachdem er sein Amt niedergelegt und Indien verlassen (Allg. ev.-luth. Miss.-Bl. 1891, 110), wenn die höchste Gesellschaft in Madrás in den Bergen Maskenbälle hält, bei denen der Gouverneur und andere hohe Beamte als Teufel und ihre Frauen als Engel verkleidet mit einander tanzen und das noch dazu zu einer Zeit, während welcher das Leben von vielen Tausenden in der heißen Ebene durch die Hungersnot bedroht war, so daß sogar heidnische Zeitungen sich über diesen Teufelstanz aufhalten und ihn eine höllische Thorheit nennen? (ib. S. 254). Wie bedeutsam das Verhalten der Europäer in Indien für die Mission geht aus der Äußerung eines greisen Sikh-Fürsten hervor, der einst sagte: „Wären alle Engländer wie Maclead (ein frommer Beamter im Pandschab), so würden wir alle Christen werden" (ib. 1891, 254).

Nicht selten werden die Missionare von der Regierung zu allerlei Dienstleistungen herangezogen und haben sich auszusprechen in allerlei Dingen, die nicht gerade geistlich sind (Monatsbl. f. öff. Missionsst. 1893, 82). Es wird ihnen die Leitung von Apotheken, meteorologischen Stationen überwiesen (Miss.-Bl. der Brüdergem. 1887, 146, 187), sie werden als Lehrer an Regierungsschulen und Universitäten angestellt, ja sogar zu Mitgliedern der gesetzgebenden Körper gewählt (Allg. ev.-luth. Kztg. 1893, 1029). So besteht denn auch meist zwischen den Vertretern der Mission und der Regierung ein schönes Einvernehmen, das auch in allerlei äußern Gefälligkeiten seinen Ausdruck findet. Ein Fall, wie der in der Allg. Miss.-Zeitschr. (1886, 282) berichtete, dürfte doch nur sehr selten vorkommen, daß nämlich ein englischer Beamter (in Pandschab) gelegentlich der Taufe eines jungen Afghanen, die zu einem Sturm des Volkes gegen letzteren geführt, dem Missionar Vorwürfe wegen der Taufe macht und die Rückkehr des 20jährigen Täuflings in sein Elternhaus verlangt und durchsetzt, was natürlich zur Folge hat, daß der bedrängte

junge Christ, der in Gegenwart des britischen Beamten mit der Faust ins Gesicht geschlagen wurde, nach Anwendung aller möglichen Mittel nicht nur im Elternhause zu bleiben, sondern auch wieder Muhammedaner geworden zu sein, erklärte. — Niedere Beamte dagegen versuchen es oft, sich an den Missionen zu reiben. Solche Leute kriechen vor einflußreichen Personen wie Hunde, zeigen aber ihre eigentliche Gesinnung, wenn ihnen nicht mit äußerer Macht entgegengetreten werden kann. Die Brahmanen besonders übertreffen an Frechheit und Unverschämtheit alle andern und wenn sie einem Padri, wie der Missionar genannt wird, etwas am Zeuge flicken können, so thun sie es mit Herzenslust und benutzen jede Gelegenheit (Allg. ev.-luth. Miss.-Bl. 1888, 303).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Thüringer Missions-Konferenz,

welche alljährlich in der letzten Juniwoche in dem kleinen Altenburgischen Städchen Roda unter dem Vorsitze des Pfarrers Kurze in Bornshain stattfindet und sich einer immer wachsenden Beteiligung zu erfreuen hat, war auch im Jahre 1894 (Mittwoch, den 27. Juni) aus allen Teilen Thüringens, vornehmlich natürlich aus dem Großherzogtum Weimar und dem Herzogtum Altenburg, zahlreich besucht, so daß der geräumige Schießhaussaal von den Anwesenden, unter denen sich auch eine stattliche Anzahl Damen befand, fast bis auf den letzten Platz gefüllt war. Auch diesmal waren die Freunde des Allg. evang.-prot. Missions-Vereins — wir erwähnen nur Prof. Dr. Nippold aus Jena und Superintendent Dr. Spinner aus Ilmenau — zahlreich vertreten. Kirchenrat Dr. Füßlein aus Saalfeld eröffnete die Konferenz mit einer warmen, biblischen Ansprache über das Evangelium des vergangenen Sonntags (Luc. 5, 1—11), das in der That so recht ein Missions-Evangelium genannt werden kann. Nachdem er ausgeführt, daß die Bedeutung der Mission in unserer Zeit mehr und mehr anerkannt wird, und an der Hand zweier Bilder (Predigt aus dem Schiff und „Fahre auf die Höhe") die Arbeit in der Heimat und in der Heidenwelt einander gegenübergestellt, widerlegte er im Anschluß an die Antwort Petri, dem als erfahrenem Fischer der Befehl des Meisters, auf die Höhe zu fahren, sonderbar vorkam, den gewöhnlichen Einwand, daß man zuerst die Heiden in der Christenheit bekehren müsse, mit dem Hinweis auf des Herrn Gebot und auf den Segen der Missions-Arbeit, die wohl mühsam und langweilig, opfer- und entsagungsreich, aber doch so reich gesegnet ist, daß wir bitten müssen: Kommt, helft uns ziehen! Aber nicht uns, Gott allein die Ehre! Wie bei Petrus, Paulus, Luther, muß es auch beim Missions-Christen zuerst heißen: „mea culpa", „ich bin ein sündiger Mensch", bevor er Mission treibt (Gegensatz: die sozialdemokratischen Agitatoren). Wo das die Grundlage der Mission bildet, da gilt auch die Verheißung: „Fürchte dich nicht, denn von nun an wirst du Menschen fangen".

Nach einem kurzen herzlichen Willkommengruß von Seiten des Vorsitzenden hielt Unitätsdirektor Bischof Buchner aus Berthelsdorf einen Vortrag über „Missionsarbeit in Südafrika und ihre besonderen Schwierigkeiten auf Grund eigener Anschauung". Er gab zunächst einen kurzen geschichtlichen Überblick über die Mission der Brüdergemeine unter Hottentotten und Kaffern (vgl. das Januarheft der von Dr. Warneck herausgegebenen

„Allgemeinen Missionszeitschrift") und führte dann, indem er von einer Besprechung der äußerlichen Dinge, wie Klima, Witterung, Wohnungsverhältnisse u. dergl. absah, als besondere Schwierigkeiten, mit denen die Mission dort zu kämpfen hat, an 1. die Natur des Landes und seiner verschiedenen Bewohner, 2. die Sprache, 3. den Charakter, 4. die Schwierigkeiten in Bezug auf die Schulthätigkeit, und 5. in Bezug auf die Heranbildung eingeborener Geistliche. Zu 1. zeigte Redner, daß infolge der überaus dünnen Bevölkerung — durch weite Strecken kann man fahren, ohne etwas anderes als ganz vereinzelte Niederlassungen zu sehen — und der wissentlichen oder unwissentlichen Gegenarbeit der Buren, die fast ausnahmslos infolge ihrer religiösen und sozialen Auffassung von den Eingeborenen — sie sehen in ihnen keine Menschen, sondern halbe Tiere und Arbeitsmaschinen — einen Anspruch derselben auf Bildung und gute Behandlung nicht anerkennen, direkt und indirekt der Missions-Arbeit schwerer Schaden zugefügt wird; zu 2. daß die Sprache des Hottentotten-Mischlingsvolkes, die, aus der Sprache der holländischen Eindringlinge entstanden, jeden Anflug von Grammatik abgestreift hat, eben weil sie keine nationale, sondern eine fremde ist, noch heute dem Volke innerlich fremd geblieben ist und sich so zur Behandlung namentlich transscendentaler Wahrheiten wenig eignet, während andererseits die grammatisch fein durchgebildete und wohlklingende Kaffernsprache nur sehr schwer zu erlernen ist. Auch sind die Gedanken aller Naturvölker so auf die sichtbaren Gegenstände beschränkt, daß für unsichtbare Dinge nicht nur die Worte, sondern auch die Begriffe fehlen. Nicht einmal die biblischen Gleichnisse können ohne weiteres gebraucht werden, da auch der Anschauungskreis, in dem sich der Kaffer bewegt nur ein sehr kleiner ist, und sein Interesse erst bei seinem Ochsen, bei Essen und Trinken u. dergl. lebendig wird.

Zu Punkt 3 verwies der Redner auf seine Ausführungen im Mai-Heft der oben erwähnten „Allg. Miss.-Ztschr.". Zu Punkt 4 legte er die Schwierigkeiten dar, die von seiten der Eingeborenen, der Regierung und der Buren erwachsen. Schwer sei's, so führte er aus, nicht, Schulen zu gründen, — das sehen die Häuptlinge sehr gern, da das Lernen der englischen Sprache sehr zu statten kommt —, sondern sie zu erhalten, das Schulgeld einzutreiben, tüchtige eingeborene Lehrer heranzubilden; unangenehm ist die auf Dressur, nicht auf Bildung gerichtete Art des englischen Schulwesens mit seinen Standards, dem man sich wegen des Grant (des Staatszuschusses, ohne den eine Schule kein Ansehen besitzt) nicht gut entziehen kann; lästig die Gegenarbeit der Buren, besonders auf diesem Gebiete, die neidisch sind, weil ihre eignen Kinder meist nur schlechten Unterricht genießen, und sich über den Schulunterricht ärgern, der ihnen ihre besten Kräfte entzieht. Zu Punkt 5 wies Buchner nach, welche großen, praktisch fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sich gerade hier (Heranbildung eingeborener Geistlicher) der Mission entgegenstellen, wenn man nicht oberflächlich verfahren will, wie das leider seitens englischer Missionsgesellschaften (sogar der großen Kirchen-Miss.-Ges.) wenigstens nach ihren Statistiken nicht selten geschieht. In untergeordneten Stellungen kann der Eingeborene recht Tüchtiges leisten, in hervorragenden nicht. Es fehlt ihm der Ordnungssinn und das organisatorische Talent, sowie das geistige Fortstreben. Erst wenn die Bildung des gesamten Volkes auf eine höhere Stufe gehoben sein, wenn christliche Sitte, christliche Zucht und Ordnung sich eingebürgert haben, eine christliche nationale Litteratur geschaffen sein wird, erst dann kann mit Erfolg ein Stand eingeborener Pastoren herangebildet werden. — Mit einem warmen Appell an alle Missionsfreunde, sich durch die Betrachtung gerade der Schwierigkeiten den Mut und das Vertrauen auf die Siegeskraft des Evangeliums stählen zu lassen, schließt Buchner

seinen mit großem Beifall aufgenommenen, mit vielen Beispielen aus der eigenen Erfahrung gewürzten, lebendigen Vortrag.

In seinem Referat über „6 Jahre als Missionar in Suriname“ gab sodann Diasporaprediger Schmitt aus Braunschweig, früher Vice-Präses der Suriname-Mission, zunächst eine Schilderung jenes Tropenlandes und seiner Bewohner, der glühenden Hitze, der luftigen Wohnungen, der lästigen Insekten, der reißenden Tiere, der üppigen Vegetation, des tückischen Klimas, der politischen und sozialen Zustände, des bunten Völkergemisches, der Sprachen, der Schulverhältnisse, um dann im 2. Teile die dortige Missionsarbeit der Brüdergemeine zu schildern, die seit 1734 anfangs allerdings nur unter Europäern betrieben, namentlich seit den 40er Jahren dieses Jahrhunderts erfreuliche Fortschritte machte. Er unterschied 3 Gruppen der Thätigkeit, 1. in der Stadt Paramaribo, wo jetzt 14 659 Seelen der Brüdergemeine zugehören, während die übrigen Einwohner, teils katholisch, teils lutherisch, teils reformiert, teils muhammedanisch, teils buddhistisch sind, 2. auf dem Lande, 3. im Busch, in dem allein noch wirkliches Heidentum zu finden ist, und schilderte den Stand christlicher Erkenntnis und christlichen Lebens, sowie die Schwierigkeiten der Missionsarbeit. Zur Illustration seines ebenfalls beifällig aufgenommenen Vortrages zeigte der Redner eine Anzahl Gegenstände aus Suriname, wie Calabassen, Rührlöffel, thönerne Teller, Fächer aus Schilfrohr, Sieb, Tischtuch, Tanzrassel, Kehlsack eines Brüllaffen (gegen das Stottern der Kinder gebraucht) vor und verlas zum Schluß den Brief eines Negerchristen, um an alles das interessante Betrachtungen zu knüpfen. Möchte das prophetische Wort, das ein heidnisches Weib dem Redner einst zugerufen, seiner Erfüllung entgegengehen: „Wenn du wiederkommst, sind wir alle getauft“.

Nach Schluß der Konferenz, die mit Gesang und Gebet eröffnet und ebenso geschlossen wurde, vereinigte ein einfaches Mahl zahlreiche Teilnehmer, und es gaben die beiden Redner in zwangloser Weise noch manches aus dem reichen Schatze ihres Wissens und ihrer Erfahrung zum besten. So hat auch diese Konferenz ihre Aufgabe erfüllt und die Liebe zu dieser großen Sache des Reiches Gottes in den Herzen neubelebt. Dem Vorsitzenden, der auch diesmal wieder so tüchtige Kräfte gewonnen, und der auch seinerseits manch treffliches Wort sprach, gebührt der beste Dank.

Buttstädt. A. Schillbach.

Akademische Missionsvereine.

„Aus den Berichten der akademischen Missionsvereine zu Berlin, Erlangen, Gnadenfeld, Greifswald, Halle a. S., Kiel und Tübingen über das Sommer-Semester 1894“ teilen wir folgendes mit:

Der Zweck dieser Zusammenstellung von Semesterberichten der einzelnen akademischen Missionsvereine ist, dieselben durch Einigung zu stärken. Es soll eine Gelegenheit zu gegenseitigem Gedankenaustausch und zur Darlegung der Thätigkeit während eines Semesters gegeben werden und damit ein Maßstab für das Leben, das in diesen Vereinen pulsiert. Es wird mit Recht betont, daß kein Kartellverband der Sache der akademischen Missionsvereine nützen kann, sondern nur regeres Leben in den Vereinen selbst.

Der Hauptteil des Gesamtberichts soll den Semesterberichten angehören, ihm soll vorangehen eine Erörterung der einlaufenden Fragen und Bedenken und eine etwaige statistische Zusammenstellung. Den Schluß sollen Abhandlungen bilden, etwa über die Organisation eines Vereins, über die Belebung des Missionsinteresses unter den Studierenden, über die Geschichte irgend eines

Vereins, kurz über alles, was in den Rahmen der akademischen Missions-Vereine fällt.

Wir können das Unternehmen nur freudig begrüßen und wünschen, daß sich auch die anderen akademischen Missionsvereine bald anschließen, und daß es gelingt, das Interesse für die Mission in weiteren studentischen Kreisen zu wecken. Von den Vorträgen, die gehalten wurden, führen wir an: Die Erziehung der eingeborenen Geistlichen auf protestantischen Missionsgebieten, Prof. Plath in Berlin. — Die Religion der heidnischen Tamulen Vorderindiens, stud. theol. Gehring in Erlangen. — Die Missionsarbeit in Süd-Afrika und ihre besonderen Schwierigkeiten, Missions-Direktor Buchner in Gnadenfeld. — Der Einfluß der inneren und äußeren Mission auf Leben und Sitten der Völker, Prof. Dr. v. Nathusius in Greifswald. — Inwieweit die Mission auf die Kultur eines Volkes, wie sie besonders in seinen Klassikern niedergelegt ist, einzugehen habe, mit spezieller Anwendung auf China, Missionar Dilger in Tübingen.

L.

Litteratur.

Dr. G. Warneck, Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch. 2. Abteilung: Die Organe der Sendung. Gotha, F. A. Perthes 1894, Preis: 4 Mark.

Der 2. Band der Warneck'schen Missionslehre zeichnet sich durch eine klare Disposition und geschickte Gruppierung des Stoffes aus. Konnten wir schon in unserer Besprechung des 1. Bandes (Z. M. R. 94, S. 173) auf die ungewöhnliche Beherrschung des gesamten Missionsmaterials hinweisen, die Dr. Warneck zu Gebote steht, so zeigt der 2. Band, daß der Verfasser auch in die Praxis des Missionsbetriebs tief eingedrungen ist. In zwei Abschnitten handelt er von den Sendenden und den Gesandten. Im 1. Abschnitt bespricht er in sechs Kapiteln 1. die geordnete Sendungsveranstaltung, 2. die Subjekte der Sendungsveranstaltung, 3. die freien Missionsgesellschaften und die amtliche Kirche, 4. die Missionsleitung, 5. die geordnete Vertretung der heimatlichen Missionsgemeinde, 6. die Pflege des heimatlichen Missionslebens. Im 2. Abschnitte behandelt Warneck 1. die Qualifikation, 2. die Ausbildung, 3. den Unterhalt, 4. die Ehe der Missionare, 5. die missionarischen Hilfskräfte. Selten wird in einem Buche von ähnlichem Umfange — alle jene 11 Kapitel werden auf 254 Seiten erledigt — den Bedürfnissen eines so großen Leserkreises genügt, wie es in diesem 2. Bande des Warneck'schen Werkes geschieht. Der Pfarrer, der sich über die Pflege des Missionssinns in der Heimat orientieren, der Historiker, der über das Aufkommen der freien Missionsgesellschaften sich unterrichten, der Leiter des Kirchenregiments, der über den Anteil der amtlichen Kirchenorgane an der Missionsleitung fruchtbringende Winke erhalten, der Leiter einer Missionsgesellschaft, der die Erfahrungen anderer Gesellschaften in der technischen Behandlung des Missionsbetriebs kennen lernen will, endlich der Missionsaspirant, der über die Erfordernisse des Missionsamtes Aufklärung wünscht, — sie alle finden in der Warneck'schen Fundquelle eine klare und deutliche Antwort, reiches, erschöpfendes Material.

Warneck ist auch überall bemüht, seinen Anschauungen und Meinungen die nötige prinzipielle Rechtfertigung angedeihen zu lassen. Biblisch, historisch

und dogmatisch begründet er die freien Gesellschaften als „die gottgegebenen qualifiziertesten Sendungsorgane". Wenn er dabei die kleinen Kreise der Gläubigen innerhalb der Gemeinden als die rechten Organe der Sendung, als die Träger der freien Missionsgesellschaften bezeichnet, so spüren wir darin allerdings noch einen Nachklang des alten pietistischen Satzes, daß nur die ecclesiola in ecclesia kraft der Erleuchtung durch den heiligen Geist zu den Werken des Reiches Gottes geschickt und berufen sei, aber wir merken doch, daß sich Warneck ehrlich bemüht, die Gemeinde der Gläubigen mit der gegebenen Gesamtgemeinde in organische Verbindung zu setzen. Nach unserer Meinung sind die freien Vereine die Pioniere, die der Arbeit der Gemeinde den Weg bahnen, — Ziel jeder christlichen Liebesarbeit muß es sein, Gemeindesache zu werden. Und Warneck lobt mit Recht den American Board, der von Anfang an die Mission zur Gemeindesache und die Gemeinde zu lebendigen Trägern des Missionsinteresses erhoben hat. Unser Allg. ev.-prot. Missionsverein ist bestrebt, ein gleiches zu thun, — auch sein Wunsch ist es von Anfang an gewesen, die Mission aus den kleinen exklusiven Kreisen einiger weniger Missionsfreunde herauszuheben und in den Gesamtorganismus des Gemeindelebens hineinzustellen. Darin hat Warneck völlig Recht, daß das durch die Mission angeregte freie Assoziationsprinzip — es war Justinian von Welz im 17. Jahrhundert, der zuerst auf den Modus „der gesellschaftlichen Sendungsveranstaltung" hinwies — auch für die heimatkirchliche Liebesarbeit segensreich geworden ist. Erst nach dem Muster der Missionsgesellschaften haben sich die anderen freien christlichen Vereine gebildet, — allmählich in solcher Überzahl, daß man jetzt, wie es schon mehrfach gefordert ist und wie es auch Warneck ausspricht, darauf sinnen muß, innerhalb ein und derselben Lokalgemeinde die verschiedenen Vereine zu einem einzigen zu verschmelzen, also einen „Gemeindeverein" für alle christlichen Liebeswerke und alle Aufgaben der Gemeinde ins Leben zu rufen. Intension, nicht Expansion sollte auch für das christliche Vereinsleben Norm werden. Wir zuallererst würden es mit Freuden begrüßen, wenn allenthalben nur ein Gemeindeverein für die innere Mission, die Gustav-Adolf-Sache, den Evangelischen Bund und die Heidenmission zugleich thätig wäre. Auch die synodale Gliederung der Landeskirchen möchte Warneck für das Missionsleben der Heimat nutzbar machen.

Mit großer Befriedigung haben wir davon Kenntnis genommen, daß Warneck hinsichtlich der Verpflichtung der Missionare auf die kirchlichen Bekenntnisse ein ziemlich weitherziges Verfahren inne gehalten wissen will. Ihm gilt als missionarisches Grundbekenntnis Matth. 16, 16—18. „Die Symbole tragen den evangelischen Wahrheitsschatz in irdenen Gefäßen, darum darf kein Hauptgewicht auf solche Differenzlehren gelegt werden, die zu den kirchlichen und theologischen Subtilitäten gehören." Die Missionare sollen immer nur „auf die kürzesten und volkstümlichsten Bekenntnisse verpflichtet werden". „Konfessionelle Treue soll sich mit christlicher Weitherzigkeit und der kirchlichen Friedensliebe einen". „Der persönliche Glaube steht über der formalen Übereinstimmung in allen streitigen Glaubenslehren." Aber freilich ist nach Warnecks Meinung „das aus der Taufformel erweiterte Apostolikum als das Glaubensbekenntnis allgemeiner Christenheit lehrverpflichtend für den Missionar und konstitutiv für die durch seinen Dienst zu gründenden Gemeinden". Warneck irrt sich, wenn er darauf anspielt, durch diese Auszeichnung des Apostolikums als des Missionsbekenntnisses κατ᾽ ἐξοχήν in einen prinzipiellen Gegensatz zu unserem Missionsverein sich zu stellen: — wir sind weit entfernt, das Apostolikum aus unserem Missionsbetriebe zu verweisen, wir erkennen sehr wohl seine praktisch-kirchliche Bedeutung, sowie seinen religiösen Wert an, aber wir sind uns bewußt, daß auch dies Symbol

„den evangelischen Wahrheitsschatz in einem irdenen Gefäße enthält". Unsere Missionare gebrauchen das Apostolikum wie alle übrigen Symbole in voller evangelischer Freiheit.

Mit wahrer Freude haben wir die Kapitel über die Missionsleitung und die geordnete Vertretung der heimatlichen Missionsgemeinde gelesen. Tritt in dem ganzen Buche Warnecks Übereinstimmung mit den Grundsätzen unseres Missionsvereins, die — natürlich abgesehen von den Konsequenzen seines theologischen Standpunktes — sich oft bis in die kleinsten Einzelheiten erstreckt, so wissen wir mit ihm uns völlig einig in der Abweisung der alten patriarchalischen Leitung des Missionsvereins und in der Forderung einer organisierten Vertretung der Missionsgemeinde, die ihre Spitze in der beschlußfassenden Generalversammlung findet. Unser Verein hat gemäß der Forderungen seines Stifters in seinem grundlegenden Werke (Dr. Buß, die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und ihre praktische Durchführung) von Anfang an den Anteil der Missionsgemeinde an der Leitung der Mission geregelt. Nur an einer Stelle machen wir zu den Ausführungen Warnecks ein Fragezeichen. Er schreibt den amtlichen Kirchenorganen auf der einen Seite neutrales Verhalten gegenüber den einzelnen Missionsgesellschaften vor, auf der anderen Seite fordert er aber immer wieder die Beteiligung des Kirchenregiments an der Missionsleitung, die Generalsuperintendenten sollen nicht nur Sitz und Stimme in den Generalversammlungen der Missionsgesellschaften haben, sondern auch Mitglieder eines für Dienstvergehen der Missionare einzurichtenden Disziplinargerichtshofes sein.

Die Winke über das Missionsstudium, das der Pastor als „der berufenste und einflußreichste Missionsarbeiter" mit aller Energie betreiben muß, sind äußerst dankenswert. Missionsgeschichte, nicht Missionsgeschichten! Allseitiges Missionsstudium, keine Kirchtumspolitik! Das sind Forderungen, die wir durchaus unterschreiben. Bei Aufzählung der Litteratur, die ein solches universales und doch in die Tiefe gehendes Missionsstudium fördert, wird auch das Werk unseres Freundes Ritter, dreißig Jahre protestantischer Mission in Japan, empfohlen.

Über die Ausbildung der Missionare giebt Warneck allerlei praktische Vorschläge, die sich vor allem auf die Missionsseminare beziehen, also für uns geringes Interesse haben. Den Grundsätzen unseres Vereins stimmt Warneck wiederum zu, wenn er sagt, daß das Universitätsstudium ceteris paribus die beste missionarische Vorbildung sei. Vortrefflich sind die Kapitel über den Unterhalt und die Ehe der Missionare, sowie über die missionarischen Hilfskräfte gearbeitet: überall eine Fülle gesunder Ideen, die den Missionslehrer Warneck auch als gediegenen Missionspraktiker erscheinen lassen. Um so mehr bedauern wir es, unseren Bericht mit einer ernsten Klage darüber schließen zu müssen, daß sich auch Dr. Warneck hat verleiten lassen, den Gegnern unseres Missionsvereins ein übelwollendes Urteil nachzusprechen und in sein Buch, das doch nicht nur Tageswert haben sollte, aufzunehmen. Aus zwei einzelnen Fällen zieht nämlich Dr. Warneck (S. 173) den allgemeinen Schluß: „Im Allg. evang. prot. Missionsverein scheint es Grundsatz zu sein, daß ihre (sic!) Theologen fünf Jahre in Japan bleiben". Warneck kennt zu gut den logischen Fehler, summarische Urteile auf spezielle Fälle zu gründen, als daß wir es nötig hätten, ihm erst noch zum Erweis der Unrichtigkeit seiner Bemerkung die entgegenstehenden Thatsachen zu nennen.

Berlin. Th. Arndt.

Otto Schmiedel, Mokushi roku gairon. (Die Apokalypse.) 1893/94 bogenweise als Beilage zur theologischen Zeitschrift „Shinri" in Tokyo erschienen.

Seinen bisherigen theologischen Veröffentlichungen in japanischer Sprache, die in japanischen theologischen Kreisen, wie den Lesern dieser Zeitschrift bekannt ist, als wertvolle und dankenswerte Beiträge zur theologischen Litteratur Japans angesehen und aufgenommen wurden, hat der frühere Missionar Pfarrer Schmiedel eine Abhandlung über die Apokalypse folgen lassen. Weit davon entfernt, etwa unbewiesene Hypothesen als sichere Thatsachen hinzustellen, will der Verfasser über den gegenwärtigen Stand der Apokalypsenforschung orientieren und zum rechten Verständnis des Buches anleiten. Nach einem Überblick über die Erzeugnisse der Apokalyptik im allgemeinen, der jüdischen im besonderen, bespricht er die verschiedenen Auslegungen der Johannesapokalypse, die kirchengeschichtliche, die reichs- und endgeschichtliche, sowie die rein geschichtliche, die er als die allein berechtigte nachweist. In klarer, einfacher Darstellungsweise und unter sorgfältiger Benutzung der einschlägigen Litteratur bis auf Völter, Weizsäcker und Vischer herab bespricht er den Inhalt der Apokalypse, erklärt die Bilder, wobei er sich bemüht, zeitgeschichtliche Beziehungen und phantastische Bestandteile auseinanderzuhalten und giebt eine Darstellung des Lehrgehaltes. In betreff der Fragen der Einheitlichkeit, der Abfassungszeit, des Ortes und Verfassers stellt er die verschiedenen Ansichten neben einander, lehnt es aber mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der Forschung ab, ein endgiltiges Urteil zu geben. Er neigt zu der Ansicht, daß die Apokalypse kein einheitliches Werk sei, insofern die Sendschreiben für sich stehen, auch die großen Bilder in den Kap. 11 ff., 17 ff., 19 ff. wohl ursprünglich einzeln existiert haben, daß einige der Visionen wohl ursprünglich jüdisch gewesen, aber übernommen und christlich interpoliert worden sind, daß die älteren Stücke aus der Zeit kurz vor 70 stammen, die letzte Redaktion aber wohl unter Domitian ausgeführt sei. Den Schluß bildet ein warmer Hinweis auf den bleibenden religiösen Wert der Apokalypse, in welcher die Kraft und Siegesgewißheit des christlichen Glaubens in so gewaltiger Weise zum Ausdruck kommen, und aus der Millionen von Christen alter und neuer Zeit wunderbaren Trost und Segen geschöpft haben. Die vorliegende Arbeit reiht sich den früheren, durch Klarheit und Sorgfalt sich auszeichnenden, dankenswerten japanischen Veröffentlichungen Schmiedels ebenbürtig an. Dr. Hering.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Dr. Heilmann, Die zweite Bitte, Materialien zur unterrichtlichen Behandlung (A. M. Z. 94, Nov.). W. Miller, Schulen in der Mission (ebenda, Dez.). G. Warneck, Noch einmal der Fall Leist samt einigen Anhängen (ebenda). D. Berli, Die Antwort des Hindu-Schastra auf die Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde? (B. M. M. 94, Nov.). J. Haller, Aus dem Missionsleben in England (ebenda, Dez.). Missionsdirektor D. Dr. Wangemann † (Berl. M. B. 94, 19 u. 20). Becker, Die in den drei letzten Jahren neu angefangenen Missionen der Brüdergemeine (Miss. Freund 94, 10 u. 11). F. Räder, Das Missionswesen in Rußland (Monatsbl. f. öff. Miss.-St. 94, 10). E. Tappenbeck, Die Chinesengefahr in den deutschen Kolonien (D. Kol. Z. 94, 13). M. A. Audollent, Bulletin archéologique de la Religion romaine (Revue de l'hist. des rel. 94, 1. 2). M. C. Snouck Hurgponje, Une nouvelle

biographie de Mohammed (ebenda, 1. 2). M. X. Koenig, Essai sur l'évolution de l'idée de Justice chez les prophètes hébreux (ebenda, 2). Les Missions et leurs déficits (Revue des miss. contemp. 94, Dez.). N. G. Clark and J. Smith, Annual Survey of the Work of the American Board 1893/94 (The Miss. Her. 94, 11). J. Smith, The Intellectual Preparation of the Missionary (ebenda). A. H. Keane, The World: Population, Races, Languages and Religions (Church Miss. Int. 94, 10). H. Morris, On educational Missions (ebenda). C. Hole, The History of the Church Missionary Society (ebenda). E. Moule, The War in the East (ebenda, 11). M. Clark, Some results of the late Mohammedan Controversy (ebenda). P. Mears, The Work of the Apostles as a Missionary Example. P. Chalfant, A neglected class. (The Church at home and abroad 94, 10. 11. 12). M. Nordell, Öfverblick af den skottska frikyrkans mission (Meddelanden från Studenten miss. föreningen 94, 2). J. K. Wijngaarden (Maandber. v. het Nederl. Zendelingg 94, 11). Jahresbericht der Nordd. Miss.-Ges. f. 1893/94.

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Moskitoküste (M. Bl. d. Brüderg. 94, 10. 11). Suriname (ebenda, 11. 12). Westindien (ebenda, 11). Missions in South America (Church at H. and Abr. 94, 11). M. Lane, The New Brazil (ebenda). M. Lane, Education in Brazil; Its relation to Protestantism (ebenda).

B. Afrika.

Richter, Die evangelischen, besonders deutschen Missionen in den deutschen Schutzgebieten (A. M. Z. 94, 10—12). Die Mission und die Träger (Ostafr. M. N. 94, 11). Kisserawe (ebenda, 12). Hohenfriedeberg (ebenda). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 94, 12). Madagaskar (Nord. M. Bl. 94, 11). R. Kempe, Något om Alfred Saker, Kamerun-missiones grundläggare (Meddelanden f. Stud. Miss. Föreningen 94, 2). A. Kolmodin, Några ord om Ev. Fosterlands-stiftelsens Gallamission (ebenda, 2). Winkelmann, Die frohe Botschaft in Deutsch-Ostafrika (Monatsbl. f. öff. Miss.-St. 94, 12).

C. Asien.

F. Hartmann, Die China-Inland-Mission (A. M. Z. 94, 10. 11). W. Dietrich, Der neuste Ausbruch des Fremdenhasses in Kanton und Umgegend (ebenda, 10). J. Jaus, Kampf und Sieg in Malabar (B. M. M. 94, 10). Vögtling, Noch ein Kapitel aus Chinas Geschichte (ebenda). Bilder aus Bengalen. A. d. Erinnerung e. a. ind. Miss. (ebenda, 10. 11). Vögtling, Grundbesitz und Ahnendienst in China (ebenda, 11). Von der Blindheit der Chinesen (Monatsbl. f. öffentl. Miss.-St. 94, 11). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 94, 10). Bericht über die indische Mission für das Jahr 1893 (Hermannsb. Miss. Bl. 94, 10—12). Ednäs, Erfreuliches aus St. Matthäuspur (Biene a. d. Missionsf. 94, 11. 12). Plath, Muhammedanermission (ebenda, 12). Berichte aus China (Ber. d. Rhein. Miss.-Ges. 94, 12). Aus unserer Battamission (ebenda, 11. 12). Kunze, Tschu-thong-an, die neue hoffnungsvolle Missionsstation im Kreise Kwuischen (Berl. Miss.-Freund, Beibl. 4. 5. 6). Lebenszeichen aus China (Calw. M. Bl. 94, 12). En Corée (Revue d. miss. contemp. 94, 10. 11). Le Djaïnisme dans l'Inde (ebenda, 10). Le nombre de bouddhistes dans le monde (ebenda). Tsong A-chin, une victime de la justice chinoise (ebenda, 11). La magie dans l'Inde (ebenda). D. Davis, The War in Korea. Its causes and the Present Outlook (The Miss. Herald 94, 10). Otis Cary, The annual meeting of the Japan Mission (ebenda). Miss A. Abbot, The Need

of educational Work in India (ebenda). H. Jessup, American Missions in the Turkish Empire (ebenda, 11). M. Rowland, Two Wars (ebenda, 12). An Armenian, The first Kindergarten in Turkey (ebenda). P. Peck, Medical Work in the North China Mission (ebenda). Cyrus Hamlin, Missionary Work in Turkey and in Syria (ebenda). Openings in Sz-Chuen (Church Miss. Int. 94, 11). Travancore and Cochin Mission (ebenda, 12). K. Wijngaarden, Savoeneesche straffen (Mededeelingen v. Nederlandsche Zendelingg 38, 3). H. Rooker, Bericht nopens den voortgang der Evangelisatie in de Minahassa, gedurende 1892 (ebenda). Vergadering von Inlandsche leeraars in de Minahassa (Maandber. v. Nederl. Zendelingg 94, 12). Nyholm, Hunan (Nordisk M. T. 94, 3).

D. Südsee.

Im Herzen von Australien (B. M. M. 94, 12). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 94, 11). Mahler, Die neue Mission der Brüdergemeine in Australien (Nord-Queensland) (D. Miss.-Freund 94, 12).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Der Krieg und die Mission.

Über den gegenwärtigen japanisch-chinesischen Krieg, der den allergrößten Einfluß auf die Mission übt und üben wird, haben unsere Missionare mehrfach und eingehend berichtet. Wir sind in der glücklichen Lage, in diesem Hefte (S. 25) einen Aufsatz Pf. Munzingers über „die Kulturbedeutung des chinesisch-japanischen Kriegs für Japan" veröffentlichen zu können, der auch in der Zeitung „Die Post" am 18. Januar d. J. erschienen ist, und fügen zur Ergänzung dieses Artikels folgende kürzere Mitteilungen unserer Missionare hinzu:

Dr. Christlieb schreibt am 11. Oktober 1894: „Der Krieg berührt uns äußerlich gar nicht; wenn nicht manchmal die Züge anders gingen als der Fahrplan angiebt — d. h. früher; denn später gehen sie auch in Friedenszeiten oft — so würden wir nur aus den Zeitungen ersehen, daß Krieg ist. Natürlich spricht alles davon, aber die Sachen sind bis jetzt so gut für Japan gegangen, daß man sehr guter Laune ist. Kohlen und Reis sind teuer; die Reisernte war aber glücklicherweise ungewöhnlich reich, sonst würde es den Armen schlimm gehen. Trotzdem hat er um fast 50% aufgeschlagen, Kohlen um noch mehr."

Pf. Munzinger schreibt am 22. Oktober 1894: „Der gegenwärtige Krieg bedeutet eine neue Epoche in der Weltgeschichte; denn erst von jetzt ab tritt der Osten Asiens mit seinen Hunderten von Millionen in die Geschichte ein. Es handelt sich nicht etwa um eine Plackerei zweier von Europa weit entfernter Völker; beweist doch schon die Anwesenheit einer großen Anzahl von europäischen Kriegsschiffen, wie viel Gewicht man den jetzigen Vorgängen beilegt.

Japan hat den Krieg unternommen in der ausgesprochenen Absicht, sich eine Stelle im Rat der Völker zu erringen. Und das wird ihm in aller Wahrscheinlichkeit gelingen. Eine natürliche Folge scheint mir zu sein, daß es dadurch sich noch enger mit der europäischen Kultur zusammenschließt und auch dem Christentum gegenüber sich freundlicher stellt. Die stets verschlossenen Thore Chinas werden gewaltsam gesprengt werden, und die westliche Kultur wird sich in breiten Strömen hineinergießen. Wäre es auch zunächst nur, daß das gedemütigte Reich der Mitte sich genötigt sieht, sich gegen äußere Feinde besser zu wappnen; eine Reorganisation

auf militärischem Gebiet muß eine solche auf dem des Verkehrs (Eisenbahnen, Telegraph ꝛc.) und der Industrie und schließlich auch des Staats- und Geisteslebens nach sich ziehen.

Im Interesse der Entwicklung des Ostens müssen unsere Sympathien auf Seite Japans sein.

Hoffnung auf baldigen Ausgang des Krieges ist nicht vorhanden. Die Japaner haben es auf Peking abgesehen; dahin aber werden sie vor Mitte des nächsten Jahres schwerlich kommen können.

Auf das Gemeindeleben hat der Krieg schon jetzt einen günstigen Einfluß. Es ist, als ob alle entschlummerten Kräfte von neuem wieder geweckt würden. Überhaupt scheint mir der Ausblick für unsere Arbeit hier günstiger als seit lange."

Außerdem hat Pfarrer Munzinger am 11. Oktober der Kölnischen Zeitung eine Korrespondenz zugesandt, die in Nr. 928 derselben am 16. November abgedruckt wurde. Diese Korrespondenz giebt nicht nur einzelne Nachrichten vom Kriegsschauplatz, sondern auch eine genaue Schilderung der politischen Lage Japans. Munzinger schreibt u. a.: „Vom Palast des Kaisers bis in die niedrigste Hütte ist man entschlossen, den Krieg zu einem entscheidenden Ende zu führen. Man will von Frieden nichts wissen, ehe Peking genommen ist. Für einen solchen Erfolg ist der Japaner gern bereit, Gut und Blut auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Denn Ruhm und Ehre seines Vaterlandes ist dem Japaner das höchste auf der Welt, und es war daher gar kein so merkwürdiger Gedanke, als ein Professor der Philosophie an der Universität zu Tokyo den wissenschaftlich begründeten Vorschlag machte, dem durch den Verfall der altjapanischen Moralgrundsätze notwendig gewordenen Aufbau der Ethik die Vaterlandsliebe als Quelle und Ziel aller Tugenden zu Grunde zu legen.

Die Stimmung der Japaner gegen die Fremden ist durch den Krieg etwas abgelenkt worden, aber sie ist nicht viel besser geworden. Das Schimpfen und Belästigen der Fremden auf der Straße ist jetzt eher schlimmer als zuvor. Doch ist dies nichts anderes als eine allerdings verkehrte Kraftäußerung, wie sie eine solche Zeit notwendig hervorbringen muß. Frankreich ist zur Zeit recht beliebt, da man in ihm den Feind Chinas vermutet, England ist trotz seiner vor kurzem abgeschlossenen Vertragsrevision verhaßt, weil man es als Freund Chinas betrachtet, Rußland ist gefürchtet, und darum sucht man sich mit ihm gut zu stellen. Man rechnet also Rußland, Frankreich und ferner die Vereinigten Staaten als japanfreundlich, England als japanfeindlich. Deutschland gilt als neutral. . . . Allgemein glaubt man, daß England wieder einmal keine Lorbeeren aus den ostasiatischen Verwicklungen davontragen wird. Die Engländer hier fühlen das auch sehr wohl, und daher kommt ihre Abneigung gegen Japan, dem sie die alleinige Schuld an diesem Kriege zuschieben. Daher haben wir es denn in diesen Tagen erlebt, daß alle deutschen Firmen Yokohamas je 100 Yen an das Rote Kreuz gaben, während die englischen Geschäfte bis jetzt noch fast gar nichts gethan haben. Ein deutsches Haus in Tokyo gab sogar 1000 Yen. Die Japaner hatten im Anfang die Stimmung weitaus der meisten hier lebenden Fremden gegen sich, hauptsächlich darum, weil man annahm, daß der Krieg innerer Unruhen willen von Japan vom Zaune gebrochen sei. Als sich aber im Verlaufe die Tüchtigkeit des japanischen Heeres immer deutlicher zeigte, als die ganze Nation, ein Herz und eine Seele, getrieben von der innigsten Vaterlandsliebe, die höchsten Beweise freudigen Opfermutes an den Tag legte, da ward auch der Fremde mit fortgerissen von der allgemeinen Begeisterung. Nur in kaufmännischen Kreisen, besonders unter Engländern, giebt es noch solche, die Japan eine Niederlage oder doch wenigstens keinen entscheidenden Sieg wünschen, weil sie fürchten, daß ein glänzender Sieg die Japaner bis zu einem solchen Grade der Selbstüberhebung erhitzen könne, daß die japanischen Ansprüche gegenüber den Fremden bis zur Unerträglichkeit wüchsen."

Soeben kurz vor Schluß der Redaktion erhalten wir folgende Nachschrift Pfarrer Munzingers zu seinem Aufsatze über „Die Kulturbedeutung des chinesisch-japanischen Krieges“, datiert vom 8. Dezember 1894:

„Unterdessen, nachdem mein Aufsatz schon abgesandt war, wurde es bekannt, daß die Japaner bei der Eroberung von Port Arthur ein Blutbad anrichteten und daß die Stadt ausgeplündert wurde. Die Zahl der chinesischen Toten beläuft sich auf 4000, d. h. auf einen japanischen Toten kommen 100 chinesische. Man führt dies darauf zurück, daß die Japaner durch die Grausamkeiten der Chinesen, welche zwei japanische Spione lebendigen Leibes geröstet und alle in ihrem Bereich befindlichen japanischen Toten scheußlich verstümmelt hatten, aufs äußerste gereizt waren. Gleichwohl bleibt die That eine furchtbare und in einem wirklich christlichen Volk würde sie unmöglich gewesen sein. Zwar beweist sie nichts gegen den aufrichtigen Wunsch der Regierung, den Krieg human zu führen, wohl aber ist sie geeignet, der Regierung darüber die Augen zu öffnen, daß eine Übernahme von Humanitätsprinzipien en gros durchaus ungenügend ist, daß von wahrer Humanität erst dann die Rede sein kann, wenn durch das Christentum als ihren Träger die Humanität in den Individuen der Nation persönliche Gestalt gewonnen hat. Ich hatte mich schon immer darüber gewundert, daß die Humanitätsprinzipien der Regierung sich so glattweg ausführen ließen, und mein Kollege Christlieb äußerte einmal mir gegenüber mit Recht, er werde keine große Hochachtung vor der modernen Kultur mehr haben, falls es sich in diesem Kriege herausstellen sollte, daß dieselbe einfach in ihren Resultaten so zu sagen offiziell übernommen werden könne. Hat die Regierung seither gezeigt, daß sie für sich, und zwar durchaus unter Billigung des Volkes, sich auf den Standpunkt der Kultur stellen müsse, so wollen wir hoffen, daß dieser durch Individuen veranlaßte Zwischenfall sie zu der Überzeugung der Notwendigkeit des Christentums führen werde.“

Unsere Station in Osaka.

Über seinen Besuch in Osaka und den erfreulichen Aufschwung der daselbst von unseren Missionsgehilfen Pfarrer Maruyama und Kandidat Fujita betriebenen Arbeit teilt Pf. Munzinger am 16. November 1894 mit:

„Nachdem ich Sonntag, den 14. Oktober, morgens 6 Uhr, in Osaka eingetroffen war, ging ich um 8 Uhr 30 Min. nach Maruyamas Wohnung. Dort waren zu meiner Begrüßung versammelt: Maruyama, Fujita, Tani (ein junger Arzt, früher Mitglied der Hongogemeinde und persönlicher Freund Maruyamas), weiter Shimidzu (ehemaliger theologischer Schüler), zwei Gymnasiasten, zur Zeit Maruyamas Hausgenossen und drei andere Schüler, teils des Gymnasiums, teils der medizinischen Akademie. Diese 3 letzteren, einschließlich eines Gymnasiasten, der unterdessen nach Rücksprache mit Maruyama in die Doshisha in Kyoto eingetreten war, waren am Sonntag zuvor von Maruyama getauft worden. Besonders freute es mich, unter den Getauften einen früheren Schüler unserer Sonntagsschule in Hongo wiederzufinden, welcher seit langem verschollen war. Einen weiteren Täufling hatte ich schon bei unserer Vortragsreise im Mai 1893 kennen gelernt.

Später, nachdem wir zwei Stunden in mancherlei ernstem und heiterem Gespräch verbracht hatten, machten wir einen gemeinschaftlichen Spaziergang.

Auf 7 Uhr abends hatte Maruyama seine deutsche Klasse bestellt, um mich zu begrüßen. Schon zuvor hatte er mich über das Nähere unterrichtet. Er hat zu Beginn dieses Semesters 75 Anmeldungen für seine Klasse erhalten. Aus diesen wählte er nur wenige aus, solche, die nach Kenntnissen und Lebensstellung zu den schon vorhandenen Elementen paßten. So besteht denn die Klasse jetzt aus 25 Schülern von 16—22 Jahren, alle der medizinischen Akademie oder dem Gymnasium angehörig. Auf mich machten die Leute einen sehr guten Eindruck. Auf Wunsch hielt ich eine Ansprache (auf Deutsch, von Maruyama verdolmetscht).

Am nächsten (Montag) Abend besuchte ich die Klasse wieder, die sich im oberen Stock von Maruyamas Haus versammelt, um sie in der Arbeit zu sehen. Der Unterricht findet fünfmal in der Woche, vom Montag bis Freitag, um 7 Uhr abends statt. Der Gegenstand der Montag-Abendstunde war Deklamation. Die Schüler trugen nacheinander vor: „Ich hab' mich ergeben", „Sind das die Knaben alle?" (von Gerok) und den „Trompeter an der Katzbach". Bei der Erklärung von Maruyama habe ich mich immer wieder über dessen Vertrautheit mit allem, was deutsch ist, gewundert. Besonders geschickt hat er es verstanden, im Anschluß an das zweite Gedicht religiöse Erörterungen vorzubringen. Die Ruhe und Aufmerksamkeit der Schüler war tadellos. Am Schluß des Unterrichts (8 Uhr 30 Min.) sprach einer der Schüler im Namen der Klasse mir seinen Dank aus, worauf ich mich mit einigen Worten verabschiedete. Die Methode Maruyamas ist damit gegeben. Er stellt vor allem ein persönliches Verhältnis zu seinen Schülern her; daneben bringt er im Anschluß an den deutschen Unterricht ihnen religiöse Gedanken nahe. Dann wartet er ruhig ab, ob einer oder der andere behufs weiterer christlicher Unterweisung sich an ihn wendet. Darauf erst nimmt er ihn in seinen religiösen Unterricht. Die Methode mag langsam sein, aber sie ist sicher. Insbesondere freut es mich, daß Maruyama sich nicht von dem Gedanken hat bestechen lassen, so bald als möglich und so viele als möglich zu taufen. Anfänger des In- oder Auslandes erliegen gewöhnlich dieser Versuchung. So ging es den Universalisten in Osaka, in deren dortiger Kirche von 36 rasch Getauften nur noch zwei übrig sind. Maruyamas Methode ist vertrauenerweckend. Durch sie wurde er auch davor bewahrt, sich an unzufriedene Elemente anderer Gemeinden zu wenden. Die Befürchtung, die von manchen Seiten gehegt wurde, daß unsere Thätigkeit in Osaka zerstörend auf das dortige Gemeindeleben wirken werde, ist nicht eingetroffen. Damit hat sich Maruyama auch die Achtung seiner theologisch anders gerichteten Mitchristen und Mitpastoren errungen.

So sehen wir denn der Zukunft unserer Mission in Osaka mit froher Hoffnung entgegen. Die Bedingungen zu gedeihlichem, wenn auch langsamen Wachstum sind gegeben. Möge der Segen Gottes nicht fehlen!"

Über den allgemeinen Stand des Christentums in Osaka habe ich wenig zu bemerken. Ich besuchte am Sonntag die Kirche von Miyagawa (Kumiai). Die Gemeinde ist nach der Kaigankirche in Yokohama die größte in Japan. Es waren anwesend ca. 100 Männer und 40 Frauen, die letzteren mit wenig Ausnahmen Schülerinnen einer von Miyagawa geleiteten Mädchenschule. Nach Maruyamas Angabe betrug die Zahl der Kirchenbesucher früher das Doppelte. Wir sind eben immer noch nicht über die Reaktion hinaus. Vielleicht bringt der Krieg eine Besserung."

In einem Brief vom 12. November schreibt Maruyama an das Missionarskollegium: „Am 20. Oktober haben sich 12 medizinische Schüler auf Veranlassung meiner Täuflinge bei mir zur Beratung über die neue Organisierung des Jünglingsvereins versammelt. Sie haben beschlossen, jeden Sonnabend eine Versammlung zu veranstalten. Und zwar soll am 1. und 3. Sonnabend jeden Monats eine gemütliche Unterhaltung mit einer Ansprache im religiös-sittlichen Sinne, aber in allgemeiner Form stattfinden, wozu man möglichst auch Nichtchristen mit einladen will. Am 2. und 4. Sonnabend soll dagegen eine Bibelstunde (jetzt Philipperbrief) abgehalten werden. Es kommen 10—12 Teilnehmer zusammen, welche Zahl, zumal am 1. und 3. Sonnabend, man zu vergrößern im stande sein wird. — Am 31. Oktober hat ein Teil von meinen Schülern eine Wandtafel im Wert von 2 Yen 80 Sen geschenkt, die sie von ihren Beiträgen haben anfertigen lassen."

Deutscher Sprachunterricht in Japan.

In seinem Briefe vom 13. Sept. v. J. konnte uns Pf. Dr. Christlieb von einer erfreulichen Begünstigung der deutschen Sprache durch das japanische Unterrichtsministerium melden. Er schreibt:

„Vor nicht allzu langer Zeit wurde hier die deutsche Sprache gegenüber und zu Gunsten der englischen herabgesetzt, d. h. ihr Studium von Staats wegen nur noch für die medizinische Fakultät verlangt, in der sie von jeher neben dem Japanischen Unterrichtssprache war. Während der Ferien erschien aber gegen alles Erwarten ein Erlaß des Unterrichtsministers Inouye-Ki, durch den die deutsche Sprache für das College of Law und für das College of Litterature obligatorisch gemacht wurde. Das bedeutet, daß jeder, der Jura oder Philosophie, Litteratur und Geschichte studieren will, die fremdsprachliche Prüfung von jetzt ab im Deutschen leisten muß. Die Folge davon ist ein starker Aufschwung des deutschen Sprachstudiums auf der Kotochugakko (der auf die Universität vorbereitenden Schule, die unserem Gymnasium entspricht) und auf allen den Mittel- und Privatschulen, die auf die Kotochugakko vorbereiten. Viele Japaner, die deutsch sprechen, finden dadurch Anstellung, auch unser Gemeindeglied M. wird dadurch wieder in bessere Verhältnisse und damit vielleicht auch in bessere Stimmung kommen. Unsere Hoffnung ist, daß auch für unsere Mission einiger Gewinn abfällt. Auch der neue Unterrichtsminister teilt vollkommen die Anschauungen seines Vorgängers Inouye, die Reform ist also gesichert.

Unsere Pläne sind folgende: Wir wollen für unsere Schüler den Kursus im Deutschen jetzt einrichten, den wir schon lange wünschen, und lassen an diesem Anfängerkursus auch Schüler anderer theologischen Schulen gegen eine kleine Entschädigung teilnehmen, aber nur solche. Die Sonntagabendvorträge in Hongo, die wegen Mangels an Beteiligung ruhten, sollen deutsch, mit Dolmetscher, wieder aufgenommen werden und zwar wollen wir ethische Themata behandeln. An den Sol oriens läßt sich auch noch anknüpfen, der sich im letzten Semester durch die schon früher erwähnten Vorträge kräftig geregt hat. Unsere Pläne haben noch keine konkrete Gestalt gewonnen, jedenfalls werden wir uns als die Vertreter des Deutschtums hervorthun. Wie viel Wasser von dieser neuen Strömung wir direkt auf die Mühlen der Mission leiten können, ist natürlich noch nicht zu bestimmen; doch können wir uns mit dem alten Sprichwort trösten, „daß ja selbst Gottes Mühlen langsam mahlen“.“

In dem schon erwähnten Artikel für die Kölnische Zeitung teilt Pfarrer Munzinger ferner mit, daß der Erlaß des japanischen Unterrichtsministeriums sofort in Kraft getreten ist und gegenwärtig an der Universität in Tokyo sieben deutsche Professoren, zwei in der medizinischen, drei in der philosophischen und zwei in der juristischen Fakultät unterrichten.

In seinem Brief vom 22. Oktober schreibt Pf. Munzinger, daß der deutsche Kursus, durch welchen die Missionare versuchen wollen, unter den Gymnasiasten neuen Fuß zu fassen, zu stande kommt. Nach den neuesten Nachrichten ist derselbe bereits von 50—60 Schülern besucht.

Aus China.

Pfarrer Lic. Hackmanns Empfang und Amtsantritt in Shanghai.

In Ergänzung unseres Berichts über die Ankunft des Pfarrers Lic. Hackmann in Shanghai (vgl. Z. M. R. 1894, S. 190) berichtet uns Pfarrer Kranz unter dem 23. Mai 1894 folgendes:

„Es war uns vom Verein mitgeteilt, daß Pfarrer Hackmann hier mit dem Dampfer „Sachsen“ eintreffen werde. Ungefähr sechs bis sieben Stunden Fahrt von Shanghai befindet sich nun ein Leuchthaus „Gützlaff“, von dem aus die Annäherung der Dampfer nach Shanghai telegraphiert wird. Leider traf es sich so, daß der Dampfer „Sachsen“ dieses Gützlaff am Sonnabend den 14. April erst nachmittags gegen 5 Uhr passierte, so daß wir sein Eintreffen in Shanghai entweder nachts zwischen halb 12 bis 2 Uhr oder, da die Dampfer Passagiere und

Postsachen oft nicht mehr des Nachts den Whangpoofluß nach Shanghai hinaufsenden, des Morgens von 6 bis 8 Uhr erwarten konnten. Wann ein solcher Dampfer wirklich anlangt, darüber läßt sich vorher keine Gewißheit erlangen. So entschloß ich mich denn, die Nacht von halb 12 bis 2 Uhr am Landungsplatz auf und ab zu promenieren, aber kein Dampfer kam. Es war eine sehr schöne klare Nacht und das Warten war mir eine ganz angenehme Erinnerung an so manche Wache, die ich als Soldat mitgemacht. Am Sonntag, den 15. April, morgens um 3/4 6 Uhr, stand ich wieder auf, eilte schnell hinüber zu Dr. Faber, um ihm zu sagen, daß der Dampfer noch nicht gekommen sei, und dann wieder zu dem Landungsplatz. Dr. Faber kam mir bald nach und so warteten wir voll Spannung bis gegen halb 8 Uhr. Da kam der Tender (ein kleiner Dampfer, der Passagiere und Post von Wusung, wo die größeren Dampfer vor Anker gehen, den Fluß heraufbringt) um die Ecke gedampft, und gleichzeitig traf Herr Vizekonsul Dr. Eiswaldt ein. Gemeinsam strengten wir nun unsere Augen an, um unter den bald erkennbaren Passagieren den deutschen Pastor herauszufinden. Sobald der Dampfer anlegte, erkannten wir auch Herrn Hackmann an seinem schwarzen Anzug und pastoralen Aussehen und durften ihm dann in wenigen Minuten ein freudiges Willkommen zurufen. Herr Dr. Eiswaldt lud uns alle zu einem für Pastor Hackmann um halb 12 Uhr bereiteten Empfang ins deutsche Konsulat ein, und Faber und ich begleiteten den neuen Kollegen in sein vorläufiges Quartier im Pensionshause der Frau Clarke. Es war mir sehr feierlich zu Mute und mein Herz von tiefem Danke gegen Gott bewegt, als wir drei deutschen Theologen so durch die Hauptstraße Shanghais marschierten. Herr Hackmann bezog dasselbe Zimmer, das ich nach meiner Ankunft einen Monat lang inne gehabt hatte. Dort angekommen ließen wir ihn bald allein — es war gegen halb 9 Uhr geworden — um ihn halb 12 Uhr im Konsulat wiederzusehen.

Hier waren von Herrn Dr. Eiswaldt die Herren des Kirchenvorstandes und außerdem mehrere hervorragende Mitglieder der Gemeinde, sowie Offiziere des im Hafen liegenden Kanonenbootes „Wolf" zu einem Frühstück eingeladen, um Herrn Hackmann Gelegenheit zu geben, in zwangloser Weise schnell mit all diesen Herren bekannt zu werden. Herr Hackmann wurde von allen sehr freundschaftlich begrüßt, und es herrschte ein recht fröhlicher und frischer Ton in der Gesellschaft. Ich darf wohl hinzufügen, daß Herr Hackmann selbst auf alle einen sehr gewinnenden Eindruck machte. An dem folgenden Tage stellte Herr Dr. Eiswaldt ihm seinen Wagen zur Verfügung, um bei allen Gemeindegliedern, besonders auch den Damen, schnell Besuch zu machen, und ich glaube, er hat in 3 oder 4 Tagen seine etwa 100 Antrittsbesuche erledigt.

Auf Sonntag, den 22. April, morgens 9 Uhr, war dann die feierliche Einführung festgesetzt. Durch ein besonders gedrucktes Rundschreiben waren alle Gemeindeglieder dazu ausdrücklich eingeladen. Die Feier verlief nach einstimmigem Zeugnis aller, die sich darüber aussprachen, äußerst weihevoll. Die Kirche war gut besucht, der Kirchenvorstand hatte in der ersten Bankreihe Platz genommen. — Nach dem Gesang der beiden ersten Verse von „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren", verlas ich den 103. Psalm, sprach dann ein auf die besondere Gelegenheit bezugnehmendes freies Gebet und richtete im Anschluß an Phil. 2, 6 ein kurzes Abschiedswort an die Gemeinde. Wir sangen darauf den ersten Vers von „Befiehl du deine Wege", während dessen Herr Hackmann die Kanzel betrat. Er hielt über Matth. 14, 22. 23 eine äußerst fesselnde Antrittspredigt, worin er den Wert der stillen Stunden für jeden tiefer angelegten Menschen hervorhob. Es folgte der Gesang von „Himmelan geht unsere Bahn", Vers 1 u. 2. Während des zweiten Verses betrat Dr. Faber, der würdige Senior unserer Mission, die Plattform unter der Kanzel, ich stellte mich zu seiner Linken, Herr Hackmann stand vor uns, und Dr. Faber hielt nun in freiem Anschluß an die Weimarische Agende die eigentliche Einführungsrede, worin er besonders auch den Kirchenvorstand und

die ganze Gemeinde in sehr ernsten und eindringlichen Worten an ihre Pflichten dem neuen Geistlichen gegenüber erinnerte. Er schloß mit einem Gebet aus der Agende, wobei Herr Hackmann kniete. Wir legten ihm dann beide die rechte Hand auf, und ich sprach einen Bibelspruch und einen kurzen Segenswunsch für seine Amtsführung. Danach stimmten wir den letzten Vers aus „Lobe den Herren" an, um die ganze Feier mit dem Lobpreis Gottes schließen zu lassen, sowie wir auch begonnen hatten, denn unsere Herzen waren wirklich vom tiefsten Danke gegen Gott erfüllt. Herr Hackmann trat in unsere Mitte (sodaß wir drei Geistlichen in vollem Ornat nebeneinander standen, ein bisher in Shanghai nie gesehener Anblick) und sprach den Segen. So schloß die erhebende Feier.

Am Nachmittage übergab ich Herrn Hackmann das Kirchenbuch, ein gediegenes Geschenk meiner Amtsbrüder aus der Ephorie Usingen bei Wiesbaden, und die für die bisherige Entwicklung unserer Gemeinde wichtigen Papiere. Herr Hackmann hat sich seitdem immer tiefer in sein neues Amt eingelebt, und es ist ihm von allen Seiten ein freundliches Entgegenkommen zu teil geworden. Mit tiefem Dank gegen Gott und den Vereinsvorstand habe ich das deutsche Pfarramt hier in seine Hände gelegt, da ich die Überzeugung habe, daß das von Dr. Faber und mir begonnene Werk unter seiner Leitung einen gesegneten Fortgang nehmen und innerlich immer mehr erstarken wird."

Der Krieg und die Mission.

Unser Missionar Dr. Faber schreibt uns in seinem Bericht vom 3. Quartal 1894 aus Shanghai:

„Über den Fortgang des Krieges zwischen China und Japan erfahren Sie aus den Zeitungen Zuverlässigeres als wir aus den hiesigen Lokalblättern, welche besonderen Interessen dienen. So viel ist sicher, daß die Chinesen bereits aus Korea vertrieben sind und wahrscheinlich auch die Flotte lahmgelegt ist. Damit ist China bereits tief gedemütigt, aber noch lange nicht überwunden. Japan strebt nach der Stellung einer Großmacht und hat Jahre lang mit Bewußtsein darauf hingearbeitet. China ist noch immer vom uralten Größenwahn beherrscht. Die Mehrzahl seiner Vertreter hat kein Verständnis für die Aufgaben der Gegenwart. Im Eifer, ihre Privattaschen zu füllen, vergessen die Mandarine die Gefahren, welche ringsum drohen. Gewaltige innere Unruhen stehen in Aussicht, wenn es den Japanern gelingt, ihren Vormarsch bis Peking durchzuführen. Ob die Mandschu-Dynastie noch Kraft genug in sich hat, dem Stoß zu widerstehen, oder ob sie durch eine andere (chinesische oder japanische?) ersetzt werden wird, müssen wir abwarten. Jedenfalls stehen wir in einer Zeit der bedeutungsvollsten Ereignisse für Ostasien.

Meine beabsichtigte Reise nach Peking mußte ich des Krieges wegen wieder verschieben. Die englischen Frauen und Kinder verlassen Peking bereits auf Anordnung des Gesandten. Die Herren werden wohl bald nachfolgen. Die Missionare tief im Innern haben natürlich auch eine schwere Zeit vor sich, wenn der Krieg nicht bald beendigt wird. Geschlagene und aufgelöste chinesische Heereshaufen sind mehr zu fürchten als eine Invasionsarmee. Möge dem Blutvergießen bald Einhalt geschehen und Gottes Reich auch durch diese Wirren Förderung finden!"

Dann schreibt er uns am 30. November 1894:

„Über die kriegerischen Ereignisse werden Sie ebenso gut und ebenso schnell durch die telegraphischen Nachrichten unterrichtet wie wir hier in China. Die Lokalzeitungen dienen leider Privatinteressen, so daß man sich mit vieler Geduld durch viele widersprechende Berichte hindurchlesen muß, um den Wahrheitsgrund zu finden. Port Arthur z. B. ist nach Zeitungsdepeschen schon siebenmal von den Japanern genommen worden, was ebenso oft ein oder zwei Tage später dementiert wurde. So viel ist sicher, daß die Japaner soweit einen glänzenden Feldzug ge-

führt haben und die Chinesen eine viel schlimmere Korruption an den Tag legen, als irgend jemand zu glauben wagte. Der Stolz der chinesischen Litteraten ist aber trotzdem noch nicht gebrochen. Man hört jetzt vielfach bittere Reden gegen Li Hungchang, den man für den Vaterlandsverräter ansieht, der den Japanern heimlich helfe und deshalb die chinesischen Truppen nicht recht zum Gefecht kommen lasse. Möglicherweise führt das zum Sturze Li Hungchangs, wenn nicht zum offenen Kampfe zwischen ihm und seinen Feinden. Innere Spaltung und Parteikrieg könnten leicht den Sturz der herrschenden Dynastie herbeiführen. Dann erhebt sich die Frage: Wer soll den Thron einnehmen? Mir ist kein Prätendent bekannt. Eine japanische Dynastie würde sich allerdings ebenso gut in China behaupten können wie eine mandschurische. Für Asien wäre es wohl das beste, es würde in kürzester Zeit der Friede hergestellt, auch wäre dann die beste Aussicht für fortschrittliche Entwicklung ganz Ostasiens im Sinne der westlichen Kultur vorhanden. Das einzige Bedenken dagegen ist die Gefahr der großen Machtkonzentration ganz Ostasiens. Allerdings würde weder Rußland, noch die englischen, noch die französischen Besitzungen in naheliegender Zeit bedroht werden, aber der Einfluß der Westmächte würde durch die japanische Herrschaft im Osten lahmgelegt werden.

In Shanghai ist es noch ganz ruhig. Wahrscheinlich werden auch einige Schiffe der großen Westmachtflotte, die 76 Dampfer zählt, hier überwintern. Größere Schiffe können leider nicht über die Barre, welche etliche Seemeilen unterhalb des Hafens den Fluß teilweise sperrt. Vielleicht hilft der Krieg dazu, daß auch dies Hemmnis endlich beseitigt wird. Jedenfalls steht ein gewaltiger Umschwung der Dinge bevor. Möge derselbe zum Segen Chinas dienen und dem Evangelium Christi die Thüren weit öffnen!"

Unser Missionar Pf. Paul Kranz schreibt am 4. Oktober 1894, nachdem er seinen Wohnsitz wieder von Chefoo nach Shanghai verlegt hatte:

„Bei dem gegenwärtigen Kriege zwischen China und Japan ist es jedenfalls das Sicherste für uns, in Shanghai zu wohnen; denn sowohl Japaner als Chinesen werden sich fürchten, Shanghai zum Kampfschauplatze zu machen. Dann wäre ein Eingreifen fremder Mächte unvermeidlich. Wir fühlen uns also hier in Shanghai vollkommen sicher und die lieben Missionsfreunde brauchen sich um unseretwillen gar keine Sorgen zu machen. Wohin freilich der Krieg führen und wie er schließlich enden wird, das weiß Gott allein. Aber ich bin der festen Zuversicht, daß Gott alles so lenken wird, daß sowohl für China als für Japan segensreiche Folgen aus dem Kriege erwachsen. China wird durch die Niederlagen lernen, daß es westliche Erziehung und westliche Methode nicht länger entbehren kann, wenn es nicht zu einem wehrlosen Spielball anderer Mächte herabsinken will. Japan aber wird lernen, daß es doch nicht so leicht ist, Krieg zu führen, selbst mit einem so plumpen Gegner wie China, und wird zu größeren Fortschritten und gründlicherer Durchbildung angespornt werden. Wie der Krieg enden wird, ist noch nicht abzusehen. Viele fürchten wie ich, daß eine Revolution und Anarchie in China ausbrechen wird, wenn die Japaner siegreich bis Peking vordringen. Sehr gefährdet sind dann natürlich die englischen und amerikanischen Missionen im Innern. Vorläufig ist abgesehen von der Ermordung des Rev. Wylie bei Newchwang durch chinesische Soldaten alles ruhig. —"

Am 9. November 1894 berichtet Pf. Kranz:

„Der Krieg zwischen China und Japan, der unsere Gedanken viel beschäftigt, geht langsam vorwärts. Die Japaner dringen immer weiter vor und haben jetzt so zu sagen auch die Mandschurei schon in der Gewalt. Wie der Krieg schließlich enden wird, das weiß niemand. Wir hoffen, daß Japan im Falle eines vollständigen Sieges nicht zu übermütig werden möge in seinen Forderungen, damit nicht Rußland und England sich hineinmischen, was zu den verwickeltsten Komplikationen führen würde. Da der Krieg sich vorläufig nur an der Grenze Chinas abspielt,

so hat die Missionsarbeit im Innern nicht darunter zu leiden. Man erwartet allgemein, daß China nach dem Kriege umfassende Reformen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens einführen werde."

Sprachstudien des Missionars Pf. Kranz.

Über seine Fortschritte im Erlernen des Chinesischen schreibt Pf. Kranz am 4. Okt. 1894:

„Ich habe regelmäßig in Chefoo mit einem Lehrer am Vormittag Chinesisch getrieben und die Lektionen des Dr. Mateer (600 Seiten) und das neue Buch des Prof. Arendt in Berlin, Praktische Einführung in die nordchinesische Umgangssprache, durchgearbeitet. Außerdem habe ich das Sacred Edikt, 2 Bücher des Mencius und des Evang. Johannes repetiert. Ich freue mich sehr darauf, bald wieder zur Ruhe zu kommen und mit einem neuen Lehrer den Winter über hoffentlich tüchtig Chinesisch studieren zu können."

Litterarische Missionsarbeit Dr. Fabers.

In seinem letzten Quartalsbericht vom Oktober schreibt Dr. Faber über seine litterarischen Arbeiten, nachdem er über seinen Aufenthalt im Badeort Unzen in Japan, wo er Heilung seines scheinbar unheilbaren Hustens suchte und fand, und ebenso über den durch Abbruch eines Warenhauses vor seinem Fenster notwendig gewordenen Umzug berichtet hat:

„Mein Lukas ist noch immer nicht erschienen. Sie können daraus erkennen, mit welchen Schwierigkeiten auch diese Art der Missionsarbeit verknüpft ist. — An den chinesischen Klassikern habe ich auch in Japan weiter gearbeitet. Es sind viele langwierige Vorstudien nötig, bis ich zur schließlichen Bearbeitung für den Druck übergehen kann. Ich will Ihnen so bald als möglich einen Überblick, wenigstens über einen Teil der Arbeit für die Zeitschrift zukommen lassen. — Ihren Wunsch, einen Bericht über das Religionsparlament zu senden, habe ich wohl beherzigt. Leider finde ich jedoch die Schwierigkeiten groß. Das Material ist zu überwältigend, auch ist es nicht leicht für mich, den richtigen Gesichtspunkt zu finden. Es werden also wohl einzelne Rückblicke werden, welche die Leser dann selber zu einem Gesamtbild vereinigen können. Angefangen habe ich schon öfter, wurde aber immer wieder durch meine chinesischen Arbeiten abgelenkt, auch wohl durch andere Dinge gestört. Obendrein hatte ich Unglück mit dem Material. Ich hatte mir eine vollständige Sammlung aller Berichte vom Parlament mitgebracht, auch von den hauptsächlichsten Kongressen. Der Chicago Herald gab diese am ausführlichsten. Davon hatte ich eine Anzahl auf meinem Arbeitstische liegen; diese hielt der Kuli, welcher in meiner Abwesenheit das Zimmer in Ordnung brachte, für alte Zeitungen und übergab sie dem Kaminfeuer. Ich bin darum jetzt hauptsächlich auf den teilweise sehr verstümmelten Generalbericht in zwei Bänden angewiesen. Sobald ich in meiner neuen Wohnung eingerichtet bin, gedenke ich einen neuen Anlauf zu nehmen. Ich muß nun freilich wieder eine ganze Hauseinrichtung besorgen, um eigene Wirtschaft führen zu können. In einem Hôtel habe ich nicht Platz genug, um meine Bücher handlich aufstellen zu können. Zwei Zimmer sind aber bereits zu kostspielig, 90—100 Doll. per Monat. Es ist billiger und angenehmer, selber ein Häuschen zu haben. Im Notfall kann ich ja irgendwo zu Tisch gehen, was ich überhaupt vorziehen würde, wenn nicht Zeit und Wetter zu berücksichtigen wären."

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß Pf. Kranz in seinem schon citierten Briefe vom 4. Oktober melden konnte:

„Vorgestern erhielten wir die Nachricht, daß Dr. Fabers Lukaskommentar nun endlich gedruckt ist und die ersten Exemplare bald in Shanghai eintreffen werden."

Die zehnte Jahresversammlung des Allg. evang.-prot. Missionsvereins zu Berlin und Potsdam am 16., 17. und 18. Oktober 1894.

Schon für das Jahr 1893 war die Feier des Centraljahresfestes in Berlin geplant worden. Man hatte aber damals diesen Beschluß wieder fallen lassen, weil die Verlegung der Centralleitung von der Schweiz nach Berlin und die damit verbundene Arbeitshäufung für den neuen Geschäftsausschuß es ratsam erscheinen ließen, das Fest an einem Orte zu begehen, wo die äußeren Vorbereitungen ein geringeres Maß von Arbeit erforderten. Deshalb gingen wir 1893 nach Weimar, der Residenz des hohen Protektors und der Stadt, von welcher der Verein einst seinen Ausgang bei der konstituierenden Versammlung im Juni 1884 genommen hatte.

In Weimar selbst aber wiederholten die Zweigvereine Berlin und Potsdam ihre dringende Einladung zur nächsten Jahresfeier, und nun trug man kein Bedenken, diese Einladung endgültig anzunehmen. Allerdings verhehlte sich niemand, daß in Berlin das Fest nicht von einer so regen Teilnahme der ganzen Bevölkerung getragen sein würde, wie es in einer süd- oder mitteldeutschen Stadt der Fall zu sein pflegt. Immerhin darf der Versuch als wohl geglückt bezeichnet werden, wenn auch nicht alle Versammlungen so besucht waren, als es im Interesse der Sache zu wünschen gewesen wäre.

Die Vorbereitungen waren vom Berliner Festkomitee und vom Büreau des Centralvorstandes schon seit dem Frühjahr eifrig betrieben worden. Der Centralvorstand hatte außer dem 4. Heft dieser Zeitschrift mit dem Jahresbericht eine Sonderausgabe des Jahresberichts samt der Jahresrechnung fertig stellen lassen, sowie die Herausgabe zweier neuer Flugschriften, der 4. und 5. des Vereins, veranlaßt. Die vierte Flugschrift bildet einen Neudruck des von Professor Dr. Lipsius auf der Jahresversammlung zu Braunschweig im Jahre 1887 gehaltenen Vortrages: „In welcher Form sollen wir den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium bringen?", aber vermehrt um eine Biographie des Verewigten vom Prediger Lic. Kirmß und geziert durch eine vorzüglich gelungene Abbildung von Lipsius. Indem die Leitung des Vereins diesen Vortrag von Lipsius unter dem Titel: „Unsere Aufgabe in Ostasien" als Flugschrift herausgegeben hat, hat sie denselben damit ausdrücklich zum Programm ihrer Missionsarbeit erhoben und so die unerhörten Angriffe und Verdächtigungen, die der Verein gerade im letzten Jahre über sich hat ergehen lassen müssen, beantwortet mit den Schlußworten dieses Aufsatzes: „Wir verlangen für uns nichts anderes als das Recht, unsere Christenpflicht zu üben, indem wir unsere Sendboten zu den heidnischen Kulturvölkern aussenden. Wir wollen nicht wieder schmähen, wenn man uns schmäht, wir wollen aber eingedenk sein des apostolischen Wortes, daß es keinen andern Beweis für die christliche Echtheit unserer Missionsarbeit giebt als den Beweis des Geistes und der Kraft". Die fünfte Flugschrift bildet eine höchst anziehende und lebendige Schilderung der Missionsreise unseres Missionars Paul Kranz auf dem Yangtsekiang in China.

Am Dienstag, den 16. Oktober, tagte der Centralvorstand von früh 9 Uhr bis nachmittags 4 Uhr in ununterbrochener Sitzung. Anwesend waren 14 der 24 Mitglieder: Prediger Dr. Arndt, Amtsgerichtsrat Adler, Professor Dr. Bassermann, Stadtpfarrer Bickes, Pfarrer Dr. Buß, Oberkirchenrat Dr. Dreyer, Pfarrer Dr. Kind, Prediger Lic. Kirmß, Professor Dr. Pfleiderer, Prediger Ritter, Konsul Schöller, Stadtpfarrer Schück, Superintendent Dr. Spinner, Senator Wessels. Den Centralkassierer Konsul C. E. Weber vertrat der General-

schatzmeister für Deutschland Standesbeamter E. Stolze. Außer diesem wohnten den Verhandlungen mit beratender Stimme noch bei Superintendent Haupt-Gotha, Hauptpastor Grimm-Hamburg, Landgerichtsrat a. D. Häckel als Vorsitzender des Potsdamer Zweigvereins und von den Mitgliedern des Berliner Festkomitees Prediger Fischer, Prediger Haupt, Geh. Oberjustizrat Dr. Lisco, Prediger Pfundheller, Prediger E. Stage, Redakteur Dr. Websky. — Während der Konferenz wurde der Pfarrer E. Schiller, der zum Missionar für Japan gewählt ist und sich seit Anfang Oktober im Hause des Predigers Ritter in Potsdam auf seinen neuen Beruf vorbereitet, den Mitgliedern des Centralvorstandes vorgestellt. —

Um 6 Uhr begann der öffentliche Teil der Jahresfeier mit dem Festgottesdienst in der gut besuchten Jerusalemskirche. Die Liturgie, aus Schriftlektion und freiem Gebet bestehend, hielt Prediger Schmeidler. Festprediger war Professor Dr. Bassermann. Er sprach durchaus schlicht und einfach, aber jeder Satz kam von Herzen und ging zu Herzen; wir sind überzeugt, daß seine Predigt auf alle Zuhörer den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck gemacht hat. Da die Predigt in diesem Heft (S. 13) abgedruckt ist, sehen wir davon ab, sie im Abriß wiederzugeben. Mit einem Vortrag des Sängerchors und der von Prediger Schmeidler gesprochenen Schlußliturgie endete die gottesdienstliche Feier; die Kollekte betrug ca. 160 M.

In der auf 8 Uhr angesetzten Begrüßungsversammlung im Hôtel Imperial, Unter den Linden, hieß Professor Dr. Pfleiderer, Vorsitzender des Berliner Hauptvereins und z. Z. Rektor der Universität Berlin, die auswärtigen Mitglieder und Freunde herzlich willkommen. Er wies darauf hin, daß allerdings die Reichshauptstadt mit ihrem zerstreuenden Treiben kein günstiger Ort für eine kirchliche Festversammlung sei, daß man aber andererseits doch mit vollem Recht die Jahresversammlung einmal nach Berlin verlegt habe. Denn auch im Centrum des öffentlichen Lebens der deutschen Nation müsse die Mission ihre Berechtigung darthun und sich einen Platz sichern. Nicht nur Sache von einzelnen und privaten Vereinigungen, nicht nur Sache der christlichen Gemeinden, sondern auch eine Sache des deutschen Volkes sei die Mission. Das deutsche Volk habe draußen die Pflicht, wie seinem Namen Achtung und Ansehen, so seiner Religion, seinem Christentum Eingang zu verschaffen. Und ebenso gäbe, was das innere, das eigene heimische Leben der Nation betreffe, gerade die Mission die beste Basis einer friedlichen Einigung ab in allen Wirren und Kämpfen auf sozialem, politischem und theologischem Gebiet. — Auf diese begeisternde und mit großem Beifall aufgenommene Rede dankte namens der auswärtigen Teilnehmer Pfarrer Dr. Kind-Jena. Er lenkte im weitern die Aufmerksamkeit auf den Krieg, der jetzt zwischen China und Japan, den beiden Missionsgebieten des Vereins, tobt; jedenfalls wird dieser Krieg einen mächtigen Anstoß zu einer neuen Entwicklung geben. Aber welcher Art diese sein wird, ist noch nicht zu erkennen. Wird der Krieg veranlassen, daß China sich dem Auslande erschließt? Wird Japan vom Siegesrausch völlig trunken werden und sich immer weiter hineinarbeiten in einen überspannten Chauvinismus, oder wird es sich auf die tiefsten Wurzeln aller menschlichen Kraft besinnen und dem Evangelium eine neue Stätte bereiten? — Die Festteilnehmer blieben noch bis zu später Stunde in gehobener Geselligkeit zusammen, unterhalten außerdem durch treffliche Gesangsvorträge eines gut geschulten Männerquartetts vom Jerusalems-Kirchenchor.

Am Mittwoch, den 18. Oktober, begann die eigentliche Generalversammlung früh $9^1/_2$ Uhr gleichfalls im Hôtel Imperial und zwar zunächst mit einem öffentlichen Teile. Vertreter hatten gesandt die Zweig- resp. Landesvereine Berlin, Breslau, Brieg, Frankfurt a. M., Görlitz, Potsdam, Rochau, Schleswig-Holstein, Stettin, Pfalz, Baden, Sachsen-Weimar, Braunschweig, Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen, Bremen, Hamburg und die Schweiz. — Von den sonst noch Eingeladenen war der Generalsuperintendent von Berlin, Hof- und Domprediger Faber und

Pastor Dr. Grundemann, der Mitherausgeber der Allgemeinen Missionszeitschrift, erschienen; der Unionsverein zu Berlin hatte zwei Vertreter, Prediger Schmeidler und Redakteur Dr. Websky, geschickt. Vom Großherzoglich Sächsischen Kirchenrat, vom Königlichen Konsistorium der Provinz Brandenburg und von der Dansk Missionsselskab waren Dankschreiben eingelaufen. Die deutschen Missionsgesellschaften, auch die, welche ihren Sitz in Berlin haben, hatten die Einladung ignoriert. — Nach dem Gesange des Liedes „Ach bleib' mit deiner Gnade" und einem vom Prediger Kirmß gesprochenen Gebet eröffnete der Präsident Prediger Dr. Arndt, die Verhandlungen. Er erinnerte in seiner Begrüßungsansprache daran, daß neben der Schweiz und neben Weimar Berlin die dritte Heimat des Missionsvereins genannt werden dürfe. Denn hier habe schon im Jahre 1845 Prediger Dr. Lisco den Versuch gemacht, einen kleinen Missionsverein auf der Basis eines weitherzigen Christentums zu gründen, der freilich bald wieder einging, aber doch als ein Vorläufer unseres Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins bezeichnet werden muß. Generalsuperintendent Faber nahm das Wort zu einer kurzen Ansprache, in der er für die Einladung dankte und seiner Freude Ausdruck gab, daß man sich in der Missionsarbeit über dem traurigen Parteiwesen der Gegenwart noch die Hand reichen könne. Das Programm des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins könne er nur billigen; freilich dürfe das Christentum keinem Volke vorenthalten werden; aber wenn dieser Missionsverein seine besondere Aufgabe darin sehe, den heidnischen Kulturvölkern das Evangelium zu bringen, so sei das ein ganz berechtigter Standpunkt; denn ein Volk, das bereits auf einer hohen Stufe der Entwicklung steht, das könne ein weit wirksameres Salz der Erde werden, als die noch jeder Kultur baren Völkerstämme. Und insonderheit scheine Japan, das Hauptmissionsgebiet des Vereins, geeignet und berufen, ein Christophorus für Ostasien zu werden. So bringe er dem Werke seine Segenswünsche von ganzem Herzen dar und hoffe, daß sich viele Christen ihm anschließen möchten. Den Glückwünschen des Berliner Unionsvereins gab Prediger Schmeidler beredten Ausdruck. — Der Präsident begrüßte noch besonders die bisherige Missionarin Fräulein Dierks, die im Sommer aus Gesundheitsrücksichten von ihrem Arbeitsfelde in Japan zurückkehren mußte und an dem Feste in seinem ganzen Verlauf teilnahm. An den Protektor, den Großherzog Karl Alexander, der zur Zeit in Italien weilte, wurde ein Begrüßungs- und Huldigungstelegramm folgenden Wortlauts gesandt: „Ew. Königl. Hoheit, seinem hochgesinnten Protektor, sendet der zu seinem 10. Jahresfest in Berlin versammelte Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein in aufrichtiger Dankbarkeit ehrerbietigen Gruß mit dem Gelübde treuer Weiterarbeit an dem großen gottbefohlenen Werke und dem Wunsch, daß Gott Ew. Königl. Hoheit und dero Haus schütze und erhalte". Der Präsident erhielt darauf am folgenden Tage die telegraphische Antwort: „Ich danke dem Verein und Ihnen und wünsche, daß Gott die Bemühungen und Bestrebungen die uns vereinen, auch fernerhin segnen möge". — Auf Grund des gedruckten Jahresberichts sprach nunmehr der Präsident über die wichtigsten Ereignisse aus dem Vereinsleben im Jahre 1893/94; dann nahm der Ehren-Präsident, Pfarrer Dr. Buß, das Wort zu seinem inhaltreichen Vortrag über „Die Aufgabe unserer Mission". Dieser S. 1 dieses Heftes abgedruckte Vortrag fesselte die Aufmerksamkeit der leider nicht sehr großen Zuhörerschaft in höchstem Maße und erntete lebhaften Beifall. —

An dem geschäftlichen Teil der Generalversammlung beteiligten sich die stimmberechtigten Delegierten folgender Zweigvereine: Berlin (14 Stimmen), Breslau (6 St.), Brieg (7 St.), Frankfurt a./M. (6 St.), Potsdam (5 St.), Rochau (3 St.), Schleswig-Holstein (33 St.), Stettin (2 St.), Baden (36 St.), Sachsen-Weimar (25 St.), Braunschweig (4 St.), Sachsen-Gotha (9 St.), Sachsen-Meiningen (4 St.), Bremen (20 St.), Hamburg (4 St.), Schweiz (18 St.). — Aus den Verhandlungen selbst heben wir folgendes hervor: Von den fünf statuten-

gemäß ausscheidenden Mitgliedern des Centralvorstandes wurden vier auf eine neue Amtsperiode von 3 Jahren wiedergewählt: Prediger Dr. Arndt, Professor Dr. Bassermann, Professor Dr. Kesselring, Konsul Schöller; an Stelle des Kaufmanns Bohstedt aus Hamburg, der eine Wiederwahl abgelehnt hatte, wurde Prediger Dr. Manchot-Hamburg in den Vorstand berufen. Außerdem wurde beschlossen, an Stelle des ausgeschiedenen Pfarrers Röhrich-Genf einen Schweizer, möglichst einen Laien, in den Vorstand zu wählen. Zum Präsidenten wurde Prediger Dr. Arndt in Berlin durch Akklamation auf drei Jahre wiedergewählt. Hier sei nachträglich mitgeteilt, daß in der Centralvorstandssitzung das Vizepräsidium, das bisher Konsistorialrat Dr. Ehlers geführt hatte, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Geschäfts-Ausschusses, Prediger Lic. Kirmß, übertragen wurde. Konsistorialrat Dr. Ehlers hatte schon wiederholt gebeten, man möge ihn von seinem Amte entbinden, da sein Wohnsitz (Frankfurt a./M.) dem Orte der neuen Geschäftsleitung zu fern liege. — Im weiteren Verlauf der Beratungen wurde zur Gewinnung neuer Vertrauensmänner und zur Gründung neuer Zweigvereine nachdrücklichst aufgefordert. In betreff der Berichterstattung der Zweigvereine wurde beschlossen, dieselbe weiterhin wie schon im letzten Jahre durch Fragebogen einzuziehen. Zu einer lebhaften Diskussion gab dann der Antrag des Vertrauensmannes für Dresden, Pfarrers Dr. Apfelstedt, Anlaß, der Verein solle in der Angelegenheit des Kanzlers Leist, die gerade in den Tagen der Generalversammlung vor dem Disziplinargerichtshof zu Potsdam verhandelt wurde und die Spalten der Tageszeitungen füllte, öffentlich Stellung nehmen. Aber so sehr man eins war in sittlicher Entrüstung über die unerhörten Vorgänge, beschloß man doch mit großer Majorität über den Antrag zur Tagesordnung überzugehen, weil zur Zeit ein sicheres Urteil noch nicht möglich sei und weil es auch nicht Sache des Missionsvereins sei, in gedachter Weise aufzutreten. — Der Vertreter für Schleswig-Holstein, Pfarrer Dieckmann-Wesselburen, berichtete, daß sich in seiner Provinz für den Missionsverein der dort erfolgte Zusammenschluß der Kirchlich-liberalen mit den Theologen der Mittelpartei besonders förderlich erwiesen habe. — Auf den Antrag des Vertreters der Schweiz, des Konsuls Schöller, wurde beschlossen, den Missionaren in Japan und China den besonderen Dank der Generalversammlung für die hingebende Thätigkeit in den letzten Jahren auszusprechen. Schließlich wurde der Centralvorstand ermächtigt, als Ort für die nächste Generalversammlung eine süddeutsche Stadt, möglichst nahe der Schweiz, zu wählen.

Um 4 Uhr nachmittags fand in demselben Saale, in dem der öffentliche Teil der Generalversammlung abgehalten worden war, das Festmahl statt. Der Präsident brachte den Trinkspruch auf den Kaiser und auf den Großherzog von Sachsen aus; nach ihm sprachen noch Standesbeamter E. Stolze, Pfarrer Dr. Buß, Senator Wessels, Kammergerichtsrat Schroeder, Pfarrer Dieckmann, Prediger Schmeidler, Oberkirchenrat Dr. Dreyer, Professor Dr. Bassermann und Oberlehrer Dr. Groth. Die größte Freude der Festversammlung erweckte folgender zu Beginn des Festmahls mit der Post aus Japan eingetroffener Festgruß:

„Tokyo, den 11. September 1894. Aus dem Lande der aufgehenden Sonne senden wir den Festgenossen in Berlin herzlichen Gruß und frohes Glückauf.

Ob auch Länder und Meere uns von Ihnen trennen, so fühlen wir uns doch eins mit Ihnen im Geiste und innig verbunden vor allem durch den großen Gedanken der Verbreitung des Reiches Gottes.

Getragen von dem Bewußtsein, das Ihre Versammlungen immer wieder von neuem in uns wecken, daß nämlich große und edle Kräfte der Heimat hilfsbereit hinter uns stehen, vereinigen wir unser Gelöbnis mit dem Ihrigen, treu auszuharren auf unserem Posten und im Vertrauen auf Gott auch fernerhin alle unsere Kräfte dem heiligen Werke zu weihen. In Treue E. Munzinger, Dr. M. Christlieb."

Auf 8 Uhr abends war eine volkstümliche Versammlung im Buggenhagenschen Saale am Moritzplatz angesetzt. Der Besuch war sehr gut; der große Saal war überfüllt. Liedervorträge des a capella-Gesangvereins des Musikdirektors Putsch gaben der Veranstaltung den äußeren Schmuck. Nach einer kurzen Ansprache des Predigers Lic. Kirmß, die in einem warmen Appell zur thätigen Unterstützung der Mission als der schönsten und größten aller den Menschen gestellten Aufgaben auslief, nahm der frühere Missionar Pfarrer D. Schmiedel das Wort zu seinem anregenden Vortrag: „Ein Tag im Leben des Missionars". Zum Schluß sprach Pfarrer Dr. Manchot-Hamburg über die Gründe, um deretwillen die Deutschen das Missionswerk unterstützen müßten. Vier solcher Gründe führte er auf. Zunächst die schuldige Dankbarkeit für die Segnungen des Christentums. Wie unendlich viel verdankt diesen das deutsche Volksleben! Liegen doch in der durch die Reformation wiedergeborenen christlichen Familie die Wurzeln unserer heutigen Kultur! Das zweite Motiv unserer Hilfe müßte die Freude über die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches sein. Die Kraft des Evangeliums war in Europa lahm gelegt, als der Grundsatz in Deutschland galt: cuius regio, eius religio. Es ist die Nachwirkung dieses unseligen Grundsatzes, daß in weiten Kreisen der Protestanten der Verzicht auf die Missionsthätigkeit als selbstverständlich erscheint. Jetzt aber, da wir wieder ein geeintes Deutsches Reich haben, in dem jedem einzelnen Religions- und Gewissensfreiheit zugesichert ist, da muß die alte Gleichgültigkeit endlich aufhören. Ein fernerer Beweggrund für unsere Teilnahme an der Heidenmission muß der tiefe Schmerz über die schweren Versündigungen sein, die im Namen der Civilisation an den „Wilden" verübt werden. Als letztes Motiv nannte der Redner die christliche Idee, die Christus zum Haupt und die Menschheit zu Gliedern eines Körpers mache. Christus leidet, solange nicht alle Glieder des Menschheitsorganismus ihm als Christen inkorporiert seien. Auch diese Ansprache machte tiefen Eindruck und fand lebhaften Beifall.

Der letzte Tag war dem Potsdamer Zweigverein zugefallen. Der Vormittag wurde der Besichtigung der Friedenskirche, des Mausoleums Friedrichs III., des Schlosses Sanssouci und des Orangeriehauses gewidmet. Der Vorsitzende des Potsdamer Zweigvereins, Landgerichtsrat a. D. Häckel, sorgte in liebenswürdigster und aufopferndster Weise dafür, daß den Gästen möglichst viel geboten wurde. Am Sarge des Kaisers Friedrich — es war sein Geburtstag, der 18. Oktober! — legte Landgerichtsrat Häckel für den Missionsverein einen prächtigen Lorbeerkranz nieder; die Erlaubnis dazu hatte der Potsdamer Zweigverein von der Kaiserin Friedrich erbeten und durch folgendes Telegramm erhalten: „Ihre Majestät Kaiserin Friedrich danken vielmals für die freundliche Absicht des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, am 18. d. M. am Sarkophage ihres in Gott ruhenden Gemahls einen Lorbeerkranz niederzulegen und sind tief gerührt über das Gefühl treuer Anhänglichkeit, welches sich dadurch dokumentiert. — Schloß Friedrichshof, Hofmarschall Frh. v. Reischach".

Nach dem Mittagessen, bei dem außer anderen Tischrednern auch der Oberbürgermeister von Potsdam, Boie, einen Toast ausbrachte, fand um 5 Uhr nachmittags in der heiligen Geistkirche der Festgottesdienst statt. Niemand, der dieser Feier beigewohnt, wird die weihevollen Stunden je vergessen können. Zunächst hielt Pastor Dr. Pini-Braunschweig die Fest-Predigt über 2. Kor. 5, 14: „Die Liebe Christi dringet uns also": Immer wieder hört man Einwände gegen die Mission. Die Völker draußen seien zufrieden und glücklich bei dem, was sie hätten; man solle ihnen nicht aufdrängen, was sie nicht brauchten und nicht wollten. Aber wem die Liebe Christi das Herz durchglüht hat, der weiß, daß es da öde sein muß, wo sie fehlt. Die Christenheit hätte genug und übergenug in der Heimat zu thun; zur Zeit wenigstens müsse man von der äußeren Mission absehen. Aber die Liebe, wie sie Christus auf die Welt gebracht hat,

läßt sich nicht Fesseln der Nützlichkeit anlegen; sie nimmt für sich das Gleichnis-Wort in Anspruch: „Siehst du deshalb scheel, weil ich so gütig bin?" Man entziehe seine Fürsorge der eigenen Gemeinde, um, vielleicht aus mancherlei Nebenrücksichten, für die Heiden draußen zu wirken. Aber durch Missionsarbeit ist noch nie einer Gemeinde etwas entzogen worden, wohl aber schon viel Segen daraus auf sie zurückgeströmt; denn je weiter die Liebe greift, um so tiefer und inniger wird sie.

Nach dem Festprediger hielt der Ehrenpräsident Pfarrer Dr. Buß eine ergreifende Ansprache, der er Joh. 17, 20. 21 zu Grunde legte. Der Zweigverein Potsdam sei ihm stets gewesen, was dem Apostel Paulus die Gemeinde zu Philippi: er könne diesem Zweigvereine das beste Zeugnis ausstellen, und es bereite ihm die größte Freude, daß es ihm vergönnt sei, zu dieser Missionsgemeinde zu sprechen. So verbände die Mission Nord und Süd; aber leider herrsche dieselbe Einigkeit noch nicht zwischen den verschiedenen Missionsgemeinden, und doch müsse sie herbeigeführt werden, damit dann schließlich das Wort erfüllt werde, daß alle eins seien im Vater und in Christus. Schließlich überreichte Prediger Ritter-Potsdam mit bewegten Worten dem Präsidenten eine Extragabe des Potsdamer Frauenvereins im Betrage von 340 M., wofür Dr. Arndt den wärmsten Dank im Namen des Centralvorstandes aussprach.

In einer volkstümlichen Abendversammlung im Café Sanssouci hielt nach einer Begrüßung der Anwesenden durch den Oberbürgermeister Boie Superintendent Dr. Spinner einen belehrenden und eindrucksvollen Vortrag über die gegenwärtige Lage in Ostasien. Aus dem Kampfe zwischen China und Japan müßten wir etwas von einem Hilferuf an die Christenheit heraushören. Einen Hilferuf von China her, das bereits seit dem 7. Jahrhundert einem sittlich-religiösen Bankerott verfallen sei; einen Hilferuf aber auch von Japan her, das trotz all' seiner europäischen Kultur und trotz all' seiner Fortschritte in Technik und Wissenschaft gleichfalls verkommen müßte wie China, wenn es nicht durch das Evangelium die wahre Lebensstütze erhielte.

Mit einer kurzen Ansprache des Präsidenten, die die Aufforderung enthielt, die Missionssache zur Gemeindesache zu machen, und mit einem Gebet des Oberkirchenrats Dr. Dreyer schloß diese Abendversammlung und damit die zehnte Jahresversammlung des Missionsvereins.

Jeder wird die Anregung und den Vorsatz zu neuem, immer eifrigerem Wirken für die große Aufgabe mit fortgenommen haben und mit uns wünschen und hoffen, daß die bei diesem Feste ausgestreuten Samenkörner vielfältige Frucht bringen! W.

Aus den Zweigvereinen.

Der Zweigverein zu Braunschweig

feierte am Sonntag, den 9. und Montag, den 10. September 1894, sein Jahresfest durch Gottesdienst und volkstümliche Nachfeier. Die Predigt hielt Prediger Fischer von St. Markus in Berlin über Matth. 15, 21—28; in die Liturgie war das „Gloria" von Häser eingelegt, gesungen von dem vor kurzem gegründeten Kirchengesangverein zu St. Martini. Während der Gottesdienst sehr stark besucht war, hatte die volkstümliche Nachfeier leider unter der Ungunst des Wetters zu leiden. Schuldirektor Schaarschmidt eröffnete die Feier mit einem Begrüßungswort; Ansprachen hielten Prediger Fischer und Prediger Horn aus Halberstadt, ersterer über die Fortschritte unserer Missionsarbeit in Japan und China, letzterer über die Mahnungen, welche die Denkmäler Braunschweigs seinen Bewohnern hinsichtlich der Teilnahme am Missionswerke zurufen. Nach dem Gottesdienste wurden mehrere Hunderte von Exemplaren des letzten Jahresberichtes verteilt, und bei der volkstümlichen Nachfeier

boten junge Mädchen die Flugschriften des Vereins aus. Die Kollekte ergab den Ertrag von 111 Mk. 65 Pf.

Der deutsch-schweizerische Landesverein

hat, wie der engere Ausschuß desselben in seinem Jahresbericht für 1893/94 mitteilt, manche erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Er hat Vorträge veranstaltet, ein Sammelbüchlein eingeführt und die Bildung von Aktionskomitees in den einzelnen Kantonen versucht. In Graubünden ist die Bildung eines solchen Aktionskomitees bereits erfolgt. Aus einer an der Synode in Andeer abgehaltenen Besprechung ging eine Organisation hervor, an deren Spitze stehen Dekan Dr. Lechner in Thusis als Präsident und Kassierer, Pf. Chr. Candrian in Flims als Aktuar und Pf. Michael in Vicosoprano. Möge es der neuen Körperschaft vergönnt sein, das Interesse für die Mission in ihrem Gebiete zu wecken und zu beleben! Für Chur arbeitet nach wie vor Pf. Grubenmann. Auch soll der kantonale Kirchenrat der Missionssache einen Impuls gegeben haben.

Im Frühjahr 1895 soll die erste Jahresversammlung des Landesvereins in Bern abgehalten werden.

An Stelle des Pfarrers Häberlin in Zürich, der lange Jahre hindurch mit großem Eifer sich um die Vertreibung unseres Missionsblattes in der Schweiz verdient gemacht hat, wird der Sekretär des Landesvereins Pfarrer Weber in Zürich die Verteilung des Missionsblattes vom Januar 1895 ab besorgen.

Aus dem Centralvorstande.

Der Tod des Erbgroßherzogs Karl August von Sachsen-Weimar am 21. November 1894 hat weit über die Grenzen des Großherzogtums Sachsen hinaus viele deutsche Herzen in tiefe Trauer versetzt, — bedeutet doch dieser allzufrühe Heimgang eines edlen Fürstensohnes nicht nur für Sachsen-Weimar, sondern auch für das ganze deutsche Vaterland einen schweren Verlust. Der Centralvorstand hat Sr. Kgl. Hoheit dem Großherzoge Karl Alexander, dem Protektor unseres Missionsvereins, sein aufrichtigstes Beileid ausgesprochen, worauf der Großherzog durch ein huldvolles Kabinetsschreiben dankte und seiner regen Teilnahme für unseren Verein von neuem Ausdruck gab.

Beschlüsse der Generalversammlung am 17. Oktober 1894.

Von den Beschlüssen der für die Entwicklung unseres Vereins so bedeutsamen Berliner Generalversammlung (vgl. S. 58) teilen wir nur die wichtigsten mit:

1. Den Ehrenmitgliedern des Centralvorstandes gebührt ebenso wie den übrigen Mitgliedern des Centralvorstandes volles Stimmrecht.

2. In der Jahresrechnung soll wieder ein Vermögensnachweis des Vereins mitgeteilt, auch soll die Jahresrechnung mindestens schon 14 Tage vor der Generalversammlung allen Zweigvereinen und Vertrauensmännern zur Einsicht übersandt werden.

3. Der Etat für 1894/95, der eine Mindestausgabe von 46 000 Mark in Aussicht nimmt, wird genehmigt.

4. Zur Schaffung eines Betriebsfonds und zur Befreiung der Centralkasse von älteren Verpflichtungen sollen Extragaben gesammelt werden.

5. Die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft soll bis auf weiteres wie im letzten Jahre als Vereinsorgan in dem Sinne geführt werden, daß alle Vereinsnachrichten durch sie den Zweigvereinen und Vertrauensmännern mitgeteilt werden. Zum Abonnement auf unsere Zeitschrift sollen alle Zweigvereine und Vertrauensmänner aufgefordert werden.

6. Die Einführung von Sammelbüchern, die Verbreitung eines von Pred. Ritter in Potsdam ausgearbeiteten Flugblattes und der neuen Flugschriften von Lipsius-Kirmß und Kranz wird empfohlen.

7. Die Gründung neuer Zweigvereine und die Gewinnung neuer Vertrauensmänner soll eifrig fortgesetzt werden.

8. Den Missionaren in Japan und China soll für ihre hingebende Thätigkeit in den letzten Jahren der besondere Dank der Generalversammlung ausgesprochen werden.

9. Über den Antrag eines Vertrauensmannes, daß der Missionsverein in Sachen der Angelegenheit des früheren Kameruner Kanzlers Leist seiner sittlichen Entrüstung öffentlichen Ausdruck geben solle, beschließt die Generalversammlung zur Tagesordnung überzugehen, weil zur Zeit ein sicheres Urteil über diese Angelegenheit ohne Kenntnis der gerichtlichen Entscheidung nicht möglich sei, es auch nicht Sache des Missionsvereins sei, in gedachter Weise hervorzutreten. — Inzwischen ist auf Antrag Dr. Warnecks in der Leist'schen Angelegenheit von der Preußischen Generalsynode am 5. November 1894 eine Resolution angenommen worden, der sich ohne Zweifel alle Mitglieder unseres Missionsvereins aus voller Überzeugung anschließen.

10. Die Berichterstattung der Zweigvereine und Vertrauensmänner soll künftig regelmäßig durch Fragebogen nach Art der schon im Frühjahr 1894 versandten Bogen eingezogen werden. Jedem Zweigverein und jedem Vertrauensmanne werden je 2 oder 3 Exemplare zugesandt, damit je ein Exemplar dem eigenen Archive verbleiben kann.

11. Die nächste Generalversammlung soll im Herbst 1895 in einem Orte Süddeutschlands stattfinden, dessen Wahl dem Centralvorstande überlassen wird.

Aufruf an die Zweigvereine und Vertrauensmänner.

Infolge des oben unter Nr. 4 mitgeteilten Beschlusses der Generalversammlung hat der Centralvorstand folgenden Aufruf an die Zweigvereine und Vertrauensmänner am 8. November 1894 gerichtet:

„Unser 10. Centraljahresfest am 16.—18. Oktober d. J. in Berlin und Potsdam hat einen höchst erfreulichen und anregenden Verlauf genommen. Die zahlreich auch aus weiter Ferne erschienenen Teilnehmer waren von hoher Begeisterung und der festen Zuversicht erfüllt, daß unser Verein, nachdem er Zeiten schwerer Krisis glücklich überstanden hat, einem neuen Aufschwunge daheim und draußen entgegengehen werde. Die Generalversammlung war daher einmütig in dem Beschlusse, alle Kräfte zur Förderung unseres Missionsunternehmens einzusetzen.

Der gegenwärtige japanisch-chinesische Krieg hat die ostasiatische Völkerwelt aufs tiefste erschüttert. Die Japaner haben den Sieg davongetragen doch nur aus dem Grunde, weil sie den Chinesen in der Aneignung europäischer Kultur weit voraus sind. Aber auf beiden Seiten der kriegführenden Parteien ist es zugleich offenbar geworden, daß die Nationen Ostasiens ohne die Segnungen des Christentums in edler Sitte und echter Humanität nicht vorwärts kommen werden. Tiefe sittliche Schäden sind zu Tage getreten. Nur durch das Evangelium können bessere menschenwürdige Zustände bei den Chinesen herbeigeführt werden. Und Japan wird erst dann seine civilisatorische Aufgabe in Ostasien lösen können, wenn es selbst in der Aneignung des Christentums Fortschritte macht.

So erwachsen der Mission in Japan und China neue Aufgaben. Schon berichten unsere Missionare, daß die Vorliebe der Japaner für deutsches Wesen und deutsche Art aufs neue erwacht, — durch ministerielle Verfügung vom Sommer d. J. wird die deutsche Sprache obligatorischer Unterrichtsgegenstand in sämtlichen Mittelschulen Japans. Die Zahl der Schüler unserer theologischen

Schule wächst. Wollen wir unser hoffnungsvolles Werk nicht hemmen, so müssen wir neue Arbeitskräfte aussenden und unseren Missionaren reichere Mittel zur Gründung von Missionsschulen und Gemeinden überweisen.

Noch immer aber wird die Leistungsfähigkeit unserer Centralkasse durch ältere Schulden und Verpflichtungen gehemmt, das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben konnte noch nicht wieder hergestellt werden. Noch immer fehlt uns ein durchaus notwendiger Betriebsfonds, der es uns ermöglicht, pünktlich unsere Zahlungen zu leisten.

Daher richten wir auf einstimmigen Beschluß der Generalversammlung vom 17. Oktober an Sie, hochverehrte Herren und Freunde, die dringende herzliche Bitte, uns durch Zuführung größerer Geldmittel an unsere Centralkasse zu helfen. Wir brauchen bis Ende März nächsten Jahres etwa 16 000 Mk. mehr, als die vorige Jahreseinnahme betrug, wenn wir allen Anforderungen gerecht werden und einen Betriebsfonds schaffen wollen. Die Beiträge der Zweigvereine und Sammlungen der Vertrauensmänner im Jahre 1893/94 betrugen 32 240 Mk. Wenn also jeder Zweigvereinsvorstand und jeder Vertrauensmann etwa die Hälfte der im Vorjahre abgelieferten Beiträge mehr an die Centralkasse einschicken könnte, so wären unsere dringendsten Bedürfnisse gedeckt. Wie die Erhöhung der Jahreseinnahme um die Hälfte in den einzelnen Fällen zu bewirken ist, ob durch Bitten an vermögende Mitglieder um einmalige größere Gaben, durch Extrasammlungen bei allen Mitgliedern oder durch besondere Veranstaltungen (Konzerte, Vorträge, Bazare u. s. w.), darüber wollte die Generalversammlung keine bestimmten Vorschläge machen. Schon ist durch die Festgabe des Potsdamer Frauenvereins in der Höhe von 340 Mk. ein Anfang mit der Bildung eines Betriebsfonds gemacht worden. Wir haben die feste Zuversicht, daß es auch an allen anderen Orten treuem Eifer und warmer Begeisterung gelingen wird, das Verständnis für die großen Aufgaben unseres Vereins zu wecken und das Feuer der Liebe zu unserem Werke zu schüren."

Unser neuer Missionar Pfarrer Schiller

wird, so Gott will, Anfang März nach seinem Arbeitsfelde in Japan abgeordnet werden und seine Reise am 11. März in Genua mit dem Dampfer „Preußen" antreten. Gegenwärtig weilt er zur Vorbereitung auf sein Missionarsamt in England.

Theologische Zeitschriften für unsere Missionare in Japan.

Auf unsere Bitten haben sich die Verleger der „Theologischen Litteraturzeitung", J. C. Hinrichs in Leipzig, und der „Protestantischen Kirchenzeitung", Georg Reimer in Berlin, gern bereit erklärt, teils unentgeltlich teils gegen eine geringe Entschädigung ihre Zeitschriften regelmäßig unseren Missionaren in Japan zu überweisen, damit dieselben hinsichtlich der theologischen Litteratur und der kirchlichen Vorgänge in Deutschland auf dem Laufenden bleiben. Auch der Verleger „Der christlichen Welt", F. W. Grunow in Leipzig, schickt schon seit längerer Zeit unentgeltlich an unsere Missionare ein Exemplar seiner Zeitschrift. Wir sagen auch an dieser Stelle den genannten Herren Verlegern unseren wärmsten Dank.

Ein neuer Bazar in Tokyo

zum Besten unserer Frauenmission soll im Sommer 1895 unter Leitung der Frau Pfarrer Dr. Christlieb stattfinden. — Die Sammelstelle von Handarbeiten und Geschenken aller Art für den Bazar hat Frau Pfarrer Burggraf in Bremen, Papenstr. 8, übernommen.

Sitten und Gebräuche in Japan[1]).

Von Prof. Dr. R. Lange in Berlin.

III.

Ein sonderbares Pfandobjekt

bilden in der Stadt Nagasaki Leichensteine. Man giebt dieselben für ein Darlehen als Pfandobjekt, und je älter sie sind, desto größer ist ihr Wert. Wer einen recht alten Leichenstein besitzt, dessen Familie steht als eine alte in hohem Ansehen; wenn nun jemand seine Schuld nicht bezahlen kann, so geht er nicht nur des Leichensteins verlustig, sondern auch des Ansehens, das seine Familie bisher genossen, und dieses geht auf die Familie des Gläubigers über. So lange die Schuld nicht abgetragen ist, darf der Schuldner die üblichen religiösen Handlungen, wie das Darbringen von Blumen und Weihrauch nicht vollziehen; das erlaubt der Gläubiger nicht. Es bleibt dann weiter nichts übrig, als daß die Verwandten sich zusammenthun und die Pflicht der Zahlung der Schuld auf sich nehmen.

Von zwei eigentümlichen Fällen, wie ganze Familien unter dem magischen Einfluß von Tieren stehen, wird aus der Umgegend von Tōkyō und der Provinz Tosa auf der Insel Shikoku berichtet.

In den Gebirgsdörfern der beiden Regierungsbezirke Saitama und Gumma, nicht weit von Tōkyō, giebt es viele Leute, die noch heute an die Existenz eines „Osaki-Fuchs" genannten Tieres glauben, das magische Künste treiben soll. Dieses Tier, das seine Gestalt selten zeigt und von ganzen Häusern und deren Familien Besitz nimmt, soll imstande sein, Gold, Silber, Getreide u. a., kurz alles, was man wünscht, herbeizuschleppen. Die Häuser, die von diesem Fuchs behext sind, werden von den Leuten gemieden, und niemand heiratet in die Familie hinein. Denn wenn jemand dies thut oder auch nur ein Grundstück von einer solchen Familie erwirbt, so zieht der Fuchs mit. Infolgedessen heiraten die Familien stets unter sich.

Etwas Ähnliches wird aus der Provinz Tosa auf der Insel Shikoku berichtet.

In einem Dorfe dieser Provinz giebt es 6—7 Familien, welche von einem Hundegott oder Hundegeist besessen sind. Man meint, er habe die Größe einer Ratte, behexe die Leute und richte dadurch viel Unheil und Schaden an. Er wird daher ebenso wie der erwähnte Fuchs gefürchtet, und man vermeidet es, in eine solche Familie zu heiraten. Wenn z. B. die Vorbesprechungen zu einer Ehe stattfinden und der Heiratsvermittler Nachforschungen nach dem Stammbaum anstellt, so fragt er zuerst, ob ein solcher Fall von Behexung in der Familie vorliegt, dann erst, ob vielleicht eine schlimme Krankheit wie Aussatz in der Familie ist oder ob Personen eines unnatürlichen Todes gestorben sind. Denn nach dem Glauben der Leute zieht ein solcher Todesfall auch andere nach sich. Schließlich erkundigt man sich erst nach den Vermögensverhältnissen und der geistigen Kapazität.

---

[1]) Forts. z. Jahrg. 1894 S. 200.

Als Grund für die Existenz des erwähnten Hundegeistes wird von den Leuten jener Gegend erzählt, es habe einst ein altes Weib einen grimmen Haß auf einen Mann geworfen und, da sie denselben nicht befriedigen konnte, einen Hund, den sie sehr liebte, bei lebendigem Leibe in die Erde gegraben, so daß nur der Kopf hervorsah. Sie sägte diesen mit einer Bambussäge ab und sprach zu ihm: „Wenn du einen Geist hast, so töte den Mann; dann halte ich dich für einen Gott". Wirklich soll dieser Mann eines sonderbaren Todes gestorben sein. Von dieser Zeit an soll der Hundegott im Hause der Alten gehaust haben, wovon vielfache Strafen des Himmels Zeugnis gaben. Nach und nach hat der Hundegott dann auch von anderen Häusern Besitz ergriffen [1]).

Ehen zwischen Onkel und Nichte sind in Japan im allgemeinen selten und werden nicht für statthaft erklärt, weil der Onkel als Bruder des Vaters oder der Mutter eine hoch über der Nichte stehende Persönlichkeit ist. Nichtsdestoweniger sollen dergleichen Ehen in der Gegend der großen Handelsstadt Osaka, in den Provinzen Kawachi und Izumi seit alters her häufig vorkommen und von den Leuten nicht beanstandet werden.

Während es in anderen Gegenden Japans Sitte ist, daß der Mann die Erzeugnisse der Arbeit zum Verkauf austrägt und die Frau die Sorge für Küche und Haus übernimmt, findet sich in der Provinz Awa auf Shikoku und in den Dörfern Yase und Ohara bei der alten Residenzstadt Kyōto der umgekehrte Fall. Die Männer bleiben stets im Hause und die Frauen übernehmen die mühsame Arbeit des Austragens der Waren. So ziehen die Frauen des Dorfes Amu in Awa mit einem Korbe voll Muscheln, kleiner Schildkröten, verschiedener Arten eßbaren Seetangs, getrockneten und gesalzenen Fischen weit umher und preisen mit lautem Ruf ihre Waren an. Die Frauen der beiden genannten Dörfer in der Umgegend von Kyōto kommen mit Brennholz auf dem Kopfe nach der genannten Großstadt und bieten es dort zum Verkauf aus. Man muß über die Kraft und Geschicklichkeit, die sie dabei beweisen, erstaunen; denn sie tragen 4—5 zusammengebundene Kryptomerienbalken von 9 Fuß Länge und einem Gewicht von etwa 1½ Centnern auf dem Kopfe und gehen damit mit Leichtigkeit die Zickzackwege im Gebirge herunter, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Sie tragen die Haare nicht in der künstlichen Weise, wie andere Japanerinnen, sondern ähnlich wie die Europäerinnen; sie lassen sie hinten herabhängen und binden sie in einem Knoten zusammen. Selbst unter den ältesten Frauen erblickt man keine, deren Rücken gebeugt ist, was vielleicht seinen Grund in dem fortwährenden Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe hat.

Was Frauen in Japan im Genuß starker alkoholischer Getränke zu leisten vermögen, ergiebt sich aus einem Bericht eines Japaners, der eine Reise durch den nördlichen Teil der Hauptinsel machte. Als er auf einer Reise durch den westlichen Kreis der Provinz Tsugaru in einem Theehause am Wege einkehrte, um Mittagbrot zu essen, traten bald darauf 5 Frauen von 17—30 Jahren herein, die allem Anschein nach zu einem Tempel wallfahrteten. Sie bestellten etwas in einem schwer verständlichen Dialekte, worauf ihnen der Wirt Sake, das aus Reis gebrannte alkoholische National-

---

[1]) Man vergleiche hierzu Chamberlain's Things Japanese: Demoniacal possession.

getränk, wärmte (dasselbe wird mit Vorliebe angewärmt getrunken). Sie tranken den Sake herunter wie ein Pferd, bezahlten ihre Rechnung und machten sich wieder auf den Weg. Der Japaner, erstaunt über die hohe Rechnung, erkundigte sich bei dem Wirte nach der Quantität, die die Frauen genossen, und hörte zu seinem Entsetzen, daß sie beinahe 6 Liter getrunken hätten, was eine hübsche Leistung ist, wenn man bedenkt, daß Sake 11—14% Alkohol enthält. Übrigens soll die Fähigkeit der Frauen im Westen und Osten dieser Provinz in dieser Beziehung sehr verschieden sein. Während im Osten bei einem Gastmahl auf den Mann 1,8 Liter, auf die Frau die Hälfte gerechnet wird, trinken die Frauen im Westen ebenso viel, wie die Männer, also 1,8 Liter und es soll vorkommen, daß ihnen das noch nicht genug ist.

Welche wahrhaft patriarchalischen Zustände in den entlegenen Gebirgsdörfern bisweilen herrschen, geht aus folgender Mitteilung hervor:

Am Fuß des Passes Hiyamagoe, der auf dem Wege von der Provinz Inaba nach Kyōto durch die Provinz Tajima führt, liegt ein Dorf von etwa 30 Häusern. Hier leben alle nahen Verwandte in einem und demselben Haus zusammen, so daß oft 3—4 Ehepaare in denselben Zimmern wohnen; das Merkwürdigste dabei ist, daß keinerlei Mißhelligkeiten vorkommen und alle in größter Eintracht leben. Bei der Ernährung der kleinen Kinder wird kein Unterschied zwischen den eignen und fremden gemacht, es herrscht hier in dieser Beziehung der vollkommenste Kommunismus; Eßgeräte u. s. w. sind gemeinschaftlich. Leider findet die Unsauberkeit dieser Leute in Kleidung, Wohnung und Essen kaum ihres Gleichen. Sie nehmen das ganze Jahr hindurch kein warmes Bad, was dem Japaner, der womöglich täglich sein heißes Bad nimmt, unerhört vorkommt. Sie schlafen in denselben Kleidern, die sie bei Tage angehabt, und wenn sie mit ihren bloßen Füßen von draußen kommen, baden sie sich dieselben nicht, wie andere Leute, sondern betreten mit schmutzigen Füßen die Matten, mit denen der Fußboden des Zimmers bedeckt ist und auf deren Reinhaltung der Japaner sonst großes Gewicht legt.

Von einem seltsamen Fall von Hypnotisierung wird aus der schon erwähnten Provinz Tosa erzählt.

Wenn in der Umgegend der Hauptstadt dieser Provinz, Kōchi, ein Fest der einheimischen Götter stattfindet, so wird das Gesicht eines 14jährigen Knaben mit weißer Schminke, wie sie die jungen Mädchen gewöhnlich brauchen, beschmiert, und der Priester schreibt mit schwarzer Tusche das chinesische Zeichen für „groß" auf seine Stirn. Wenn dann der Priester eine kurze Zeit gebetet hat, wird der Knabe schläfrig und versinkt schließlich in festen Schlaf. Man bekleidet ihn nun mit altertümlicher Tracht, setzt ihm eine schwarz lackierte Mütze aus steifem Papier auf den Kopf, und so wird er, von einer laut schreienden Menge umringt, durch das Dorf geführt, ohne daß er aufwacht. Schließlich kehrt man zum Tempel zurück, wäscht ihm die Schminke ab, und nun erst erwacht er, wie einer, der vom Tode zum Leben zurückkehrt. Wenn man ihn danach fragt, was inzwischen vorgangen ist, so weiß er absolut von nichts.

Es ist eine in Japan allgemein verbreitete Sitte, am 15. Tag des 8. Monats (a. Kal.), wo der Vollmond in der klaren Herbstnacht in ganz besonderem Glanze erscheint, zur Feier der Mondschau Klöße zu machen und

sie dem Monde darzubringen. In der Umgegend von Osaka im Kreise Higashinari ist es nun Brauch, 13 Klöße anzufertigen und diese dem Vollmonde in einem Schälchen darzubringen. Die Kinder aus der Nachbarschaft befestigen an einem 6 Fuß langen Bambus einen Nagel und suchen sich aus einiger Entfernung auf diese Weise heimlich diese Klöße zu angeln. Gelingt es ihnen und verspeisen sie dieselben, so haben sie künftighin viel Glück, im andern Falle Unglück. Es ist Sitte, daß der so Bestohlene die Kinder dafür nicht straft; um aber die Kinder zu täuschen, kommt es vor, daß man Klöße aus Erde fabriziert.

Der erste Auszug im Jahre.

Die Japaner legen der ersten Handlung oder dem ersten Vorgang im Jahre ein großes Gewicht bei, und nicht selten ist damit eine feierliche Ceremonie verknüpft; so spricht man vom „ersten Traum des Jahres (hatsuyume)“ in der Nacht vom 1. zum 2. Januar, vom ersten Schnee im Jahre (hatsuyuki), vom ersten Verkauf (urizome), sowie vom ersten Aufzug (dezome) bestimmter Korporationen, wie der Feuerleute, der Deicharbeiter u. s. w.

In einem Dorfe der Provinz Kii im Südwesten der Hauptinsel Namens Yawata herrscht nun der eigentümliche Brauch, daß alle Mütter mit den im letzten Jahre geborenen Kindern am 9. Tage des 1. Monats (a. Kal.?) zum Tempel des Schutzgottes des Dorfes wallfahrten, um ihren Dank dafür zu bekunden, daß die Kinder unter den Schutz des Gottes gekommen sind. Dies nennt man watarizome no shiki oder „die Ceremonie des ersten Ganges zum Tempel“. Es geschieht dies in einem feierlichen Zuge. Voran gehen zwei Leute mit Bannern, auf denen der Name des Gottes steht, es folgt ein Priester mit dem Gohei, jenem eigentümlich gefaltetem Papier, jetzt allgemein für das Symbol der einheimischen Götter gehalten, ursprünglich wahrscheinlich ein Ersatz für Opfergaben an Hanfstoffen; dann kommen zwei Leute mit Pauken und andere mit künstlichen Blumen und schließlich der Chor der Mütter mit ihren Kleinen auf dem Rücken. Feierlich und gemessen nach dem Takte der Pauke und unter Absingung altertümlicher Lieder einherschreitend, folgen dann die Leute aus dem Orte.

Vor dem Tempel findet an diesem Tage ein gemessener, pantomimischer Tanz von zwei Personen statt. Die eine Person übernimmt die Rolle des Schwiegervaters, die andere die des Schwiegersohnes. Beide stellen pantomimisch unter Absingung eines langen Liedes den ganzen Vorgang der Bebauung des Reisfeldes von der Bepflügung des Ackers bis zum Einernten der Frucht dar. Diese Pantomime soll den Zweck haben, eine gute Ernte zu erzielen.

Die Feuerwehrleute in Tōkyō halten ihren ersten Umzug regelmäßig am 4. Januar, nachdem die ersten drei Tage des neuen Jahres, die Hauptfeiertage, vorbei sind. Die Feuerwehrleute sind eigentlich Arbeiter, die das Löschen des Feuers als Nebenbeschäftigung betreiben. Die Organisation derselben in 48 Kompagnien, die früher nach dem japanischen Silbenalphabet benannt waren, stammt zwar aus der Feudalzeit, aber die Ausstattung derselben mit Dampfspritzen u. s. w. ist neueren Datums und entspricht allen Anforderungen der Neuzeit. Bekanntlich werden Brände in der Hauptstadt

durch das leichte Material der Häuser, sowie durch die starken Seewinde sehr begünstigt. Wenngleich sich die Zahl der Steinhäuser von Jahr zu Jahr mehrt und die Straßen breiter angelegt werden, sind die Brände im Vergleich zu den unsrigen noch groß genug. Noch im Jahre 1891 brannte ein großes Areal in der Nähe der Hochschule ab, wobei es nicht ohne Menschenverlust abging. Seit alters sagt man sprichwörtlich: „Das Beste an Yedo sind seine Brände" oder auch: „Yedo's Eigentümlichkeit sind Brände und Raufereien". Bei diesen großen und gefährlichen Bränden hat die Feuerwehr Gelegenheit, ihre Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit zu zeigen, und bei dem Umzuge am Anfang des Jahres legt sie Proben der letzteren ab. Verschiedene Kompagnien ziehen mit ihren grotesken Standarten und hohen Bambusleitern zuerst vor die Hauptwache bei Kajibashi, ein Teil postiert sich auf der Straße, ein anderer auf den Dächern der umliegenden Häuser; die Geschicktesten erklettern die höchsten Stufen der grade aufgerichteten Leitern, andere bleiben auf den unteren Stufen und beide machen nun zum Jubel der unten versammelten Kinder wagehalsige Kunststücke. Dann ziehen sie, begleitet von einer großen Kinderschar, weiter und wiederholen die Kunststücke an verschiedenen Plätzen der Stadt.

Ebenso wichtig, wie die Feuerwehr, sind die Deicharbeiter oder wie sie japanisch heißen: „Wasserschützer" (suibō), wie jene gewöhnliche Arbeiter. Durch das Schmelzen des Schnees im Gebirge im Frühling und durch die heftigen atmosphärischen Niederschläge im Sommer sind Überschwemmungen in Japan weit häufiger als bei uns und der dadurch verursachte Schaden ist viel größer. Die Deicharbeiter in Tōkyō bilden 7 Kompagnien und feiern jedes Jahr am 4. Juli ihren „ersten Auszug". Sie ziehen dann nach dem Sumidagawa, dem Fluß, an dem die Hauptstadt liegt, und machen auf schwimmenden Balken ihre Kunststücke. Ist das Wetter an diesem Tage schön, so strömen so viel Zuschauer herbei, daß man, wie der japanische Ausdruck lautet, keinen Bohrer in die Erde setzen kann. Die Kompagnien stellen sich am östlichen Ufer des Flusses auf, während auf einem Lastschiffe japanischer Bauart die Polizeifahne aufgezogen wird. Kleine Böte, durch einen Dampfer herangezogen, dienen als Wachtschiffe und halten den Strom von den durchfahrenden Schiffen frei. Sobald der Kommandeur der Arbeiter erschienen ist, ertönt ein Trompetensignal und auf dieses Signal hin werden eine Menge Balken, welche an der Ryōgokubashi genannten Brücke befestigt sind, schwimmen gelassen, auf jedem ein bis zwei Arbeiter mit einer langen Stange, die oben mit einem Haken versehen ist. Auf diesem Balken fahren sie abwärts, indem sie stehend allerhand Kunststücke machen, z. B. den Balken mit den Füßen herumdrehen. Die Kleidung dieser Leute besteht aus einem eng anliegenden, kurzen Kittel von dunkler Farbe mit weißgestreiften Ärmeln. Auf dem Rücken ist das chinesische Zeichen „Wasser" zu lesen. Die Hosen liegen eng an und um den Kopf haben sie ein weißes Tuch gewunden. An zweiter Stelle werden Balken losgelassen, auf denen eine Bambusleiter befestigt ist. Diese erklettert ein Mann, während der Balken weiter schwimmt und belustigt die Zuschauer am Ufer durch wagehalsige Evolutionen, ganz wie die Feuerwehr. Der einzige Unterschied ist der, daß die Leiter etwas niedriger ist. Ein drittes Kunststück besteht darin, daß die Leute mit dem Unterarm auf dem Balken liegen, in der Hand eine Bambusstange als

Balancierstange und Ruder benutzend, die Beine in der Luft und nach vorn übergeschlagen. Für die beiden letzteren Kunststücke ist es von Wichtigkeit, daß andere auf Balken folgen und mit Bambusstangen die Wellen zu glätten suchen. Am Schluß werden alle bewirtet, womit die Festlichkeit ihr Ende erreicht.

Hochzeitsgebräuche im nördlichen Shimōsa.

Das Leben der Einwohner von Sarushima im nördlichen Teil der Provinz Shimōsa östlich von Tōkyō zeigt im allgemeinen wenig Besonderheiten. Sie feiern im Frühling und Herbst das Fest ihres Schutzgottes, sie haben ihre Ringervorstellungen, Feuerwerk und andere Schaustellungen; eigentümlich aber sind die Hochzeitsgebräuche; was im folgenden darüber mitgeteilt wird, sind die Gebräuche in den wohlhabenderen Familien.

Wenn die Vorbesprechungen zwischen dem heiratsvermittelnden Ehepaar und den Eltern der Braut oder des Bräutigams zu Ende geführt sind, werden zwischen den Familien der Braut und des Bräutigams die Hochzeitsgeschenke (yuinō) gewechselt. Durch die Annahme dieser Geschenke ist man gegenseitig gebunden, es vertritt dies bei uns die Verlobung. Nun wird ein Glück verheißender Tag für die Hochzeit festgesetzt und die Braut in das Haus des Mannes übergeführt. Dies geschieht nun in dieser Gegend zu Pferde. Das Pferd wird hübsch ausgeputzt, das metallne Gebiß, das Bauchband, der Sattel, die Zügel, der Schwanzriemen, alles wird verziert. Zwei leere Bambuskisten werden am Pferde befestigt, so daß je eine auf einer Seite am Sattel hängt und diese werden mit 3 oder 5 bunten Decken aus Kreppseide bedeckt. Die Braut trägt ein wundervolles, mit den Wappen der Familie versehenes, gesticktes Unter- und Obergewand; bisweilen sind auch nur die Ärmel mit Mustern bestickt. Auf den Kopfputz wird ganz besondere Sorgfalt verwendet. Verläßt der Zug das Haus, so wird auf das Pferd noch eine kleine Kommode aus dem Holze der Paulownia imperialis (jap. Kiri) gesetzt. Außerdem geht am Ende des Zuges ein Diener mit einem nagamochi genannten Kasten, der zum Aufbewahren von Kleidungsstücken dient. Das Pferd wird von einem Manne am Maulseil geführt, und hinter dem Pferde gehen die nächsten Verwandten, der Vater, der ältere Bruder, andere Verwandte und auch Bekannte aus der Gemeinde. Auch das Ehepaar, welches die Heirat vermittelt hat und von deren Fürsorge Glück oder Unglück der Ehe abhängt, darf nicht fehlen. Bei besonders reichen Familien soll die Frau des Heiratsvermittlers, in dieselben Gewändern wie die Braut gekleidet, ebenfalls reiten.

Jung und Alt kommt aus den Häusern, wenn der Zug vorüberkommt, kritisiert die Braut und macht sich wohl auch über den Aufzug lustig. Der Zug geht nun merkwürdigerweise nicht direkt in das Haus des Bräutigams, sondern macht erst kurz vorher in einem anderen Hause Station. Hier steigt die Braut vom Pferde, wechselt die Kleider und begiebt sich nun an der Hand des Heiratsvermittlers zum Hause des Bräutigams. Dort werden sie von zwei Kindern von elf bis zwölf Jahren, deren Eltern noch am Leben sind, mit Fackeln erwartet. Sobald die Braut in das Thor tritt, legen die Kinder die Fackeln kreuzweis übereinander, und die Braut muß über die Fackeln hinweggehen. Zu gleicher Zeit wird ihr ein großer, runder, aus Binsen geflochtener Hut auf den Kopf gesetzt. Im Hause findet dann die eigentliche Hochzeitsceremonie statt, welche im wesentlichen in einem

Mahle besteht, bei dem sich Braut und Bräutigam 3 mal aus 3 Sakeschälchen Sake zutrinken. Am nächsten Tage geht die junge Frau im Dorfe herum, um Antrittsbesuche zu machen. Bei dieser Gelegenheit trägt dieselbe das Watabōshi, eine weiße Kappe aus Seidenwatte, die anderswo sonst bei der eigentlichen Hochzeitsceremonie im Hause, dem Zutrinken der 9 Sakeschälchen, getragen wird. Auch stützt sie sich auf einen mit Papier umwickelten Stock aus Bambus.

Der Weiberraub (nyōbō no katagi).

In der Umgebung der Stadt Kōchi, des ehemaligen Sitzes des Fürsten von Tosa und Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, herrscht eine eigentümliche Sitte, die aus der Stadt selbst jetzt ganz verschwunden ist.

Wenn ein junger Mann die Bekanntschaft eines Mädchens gemacht hat, der Heirat aber von seiten der Eltern Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, so versammelt er seine Freunde bei einem Mahle und versichert sich ihres Beistandes bei seinem Vorhaben. Er ruft das Mädchen dann bei günstiger Gelegenheit aus dem Elternhause und trägt dasselbe mit Hilfe seiner Freunde in ein den Eltern unbekanntes Haus. Nun beginnen die Unterhandlungen mit den Eltern durch den für eine Hochzeit notwendigen Heiratsvermittler. Ist es endlich durch verschiedene Mittel gelungen, die Einwilligung der Eltern des Mädchens zu erhalten, so wird dann die Hochzeit gefeiert. Für ganz besonders schlimm wird es gehalten, wenn junge Mädchen auf diese Weise entführt werden, mit denen der Mann noch kein Wort gewechselt hat. Man lauert mit den Freunden dem Mädchen auf und schleppt es ungeachtet heftigen Schreiens hinweg. Dann werden wieder die Unterhandlungen vom Heiratsvermittler eingeleitet. Häufig überlassen die Eltern das Mädchen dem jungen Mann, um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden.

In einem sonst nicht sehr zuverlässigen geschichtlichen Werke über Japan von Moß wird übrigens berichtet, daß dieselbe Sitte in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts auch in Nagasaki herrschte.

Das „Reisbreiangeln" (kayutsuri).

Unter diesem seltsamen Namen herrscht in der eben genannten Provinz Tosa ein Brauch vom 7. Tag des 1. Monats (a. Kal.) an; er besteht darin, daß die jungen Burschen des Ortes in den seltsamsten Verkleidungen in diejenigen Häuser gehen, in denen junge Mädchen sind, dort Lieder vortragen und allerhand Kurzweil treiben.

Sie erscheinen bald in der Verkleidung eines alten Mannes, bald eines jungen Mädchens oder Kindes, eines Wallfahrers u. s. w. und verbergen das Gesicht unter einer Maske oder einem tief über die Augen herabhängenden Korb. Im Hause des jungen Mädchens nimmt man darauf Bedacht, daß ein gutes Mahl für die Leute vorbereitet wird, und während die jungen Bursche schmausen und allerhand Späße machen, sucht das Mädchen die Namen der Betreffenden zu erraten. Gelingt es ihr, so reißt sie dem Betreffenden sofort die Maske oder sonstige Hülle vom Kopfe. Der Bursche versucht natürlich, vorher zu entkommen, das Mädchen setzt ihm nach und so geht es in toller Jagd durch das Zimmer, so daß alles in

Aufruhr kommt. Selbstverständlich setzen die jungen Bursche ihren Stolz darin, die Verkleidung so geschickt zu machen, daß sie nicht erraten werden.

Der Name Reisbreiangeln jap. kayutsuri läßt sich vielleicht so erklären, daß Kayu früher (besonders in der Verbindung katakayu = harte kayu) ein Name für gekochter Reis war. Da die jungen Bursche mit der Absicht kamen, bewirtet zu werden, und da bekanntlich Reis die Hauptsache bei der japanischen Mahlzeit ist, so nannte man diesen Brauch: Reisbreiangeln. Jetzt wird Reisbrei hauptsächlich von Kranken genossen. Übrigens herrscht in Tosa auch die Sitte des Sake- und Zuthatenangelns (saketsuri und sakanatsuri). Junge Bursche werfen abends in ein Haus, wo eine Hochzeit stattfindet, leere Körbe und leere Flaschenkürbisse, manchmal auch noch andere Sachen durch die Thür, um anzudeuten, daß sie an dem Schmaus Anteil haben möchten. Dieser Anteil wird ihnen auch stets gewährt.

Noch eine zweite Art des „Reisbreiangelns" existiert in dieser Gegend. Am 14. Tage des 1. Monats kommen Knaben und Mädchen von 12—13 Jahren, das Gesicht unter sonderbaren Masken versteckt, bei anbrechender Dämmerung zu den Thüren der Häuser und rufen mit verstellter Stimme: „Wir bitten um das Reisbreiangeln". Man giebt ihnen regelmäßig eine Handvoll von dem während der ersten 3 Neujahrstage auf einem Untersatz aus weißem Holz aufgehäuften Reis ferner auch wohl Kuchen aus Klebreis, die zu Neujahr bereitet und gegessen werden. Die Kinder nehmen alles auf einem Tablett in Empfang und schütten es in einen Sack, den sie am Halse hängen haben. Der Verfasser des Artikels im Fūzokugahō spricht sein Erstaunen darüber aus, daß die Kinder gleich noshi d. h. eigentümlich gefaltetes Papier mit einem Stück getrockneten Muschelfleisches auf dem Tablett liegen haben, da dies stets erst vom Geber dem Geschenke hinzugefügt werde. Es komme dies wahrscheinlich daher, daß die Kinder dadurch das Schenken erleichtern wollen, weil die Familien sehr viel an die Kinder zu verschenken hätten. (Fortsetzung folgt.)

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt

von Thekla Scipio in Arolsen[1]).

XI.

Paulus in Korinth.

61. „Da aber Gallion Landvogt war in Achaja u. s. w." (18. 12) .... Die Anklage gegen einen Diener Gottes durch erklärte Anbeter desselben Gottes vor einem heidnischen Richter lautete: „Dieser überredet die Leute, Gott zu

---

[1]) Forts. zu Jahrg. 1894 S. 144. Wir werden, wie schon das vorige Mal, auch ferner die rein exegetischen Stellen der Faberschen Vorträge fortlassen.

dienen dem Gesetz zuwider" (Vers 13). Es war wirklich beinahe lächerlich, daß dieser römische Richter entscheiden sollte, wie ein vom römischen Gesetz nicht anerkannter Gott angebetet werden müßte, ohne daß damit gegen das Gesetz verstoßen würde. Für ihn war es darum nur „eine Frage von der Lehre und von den Worten und von dem jüdischen Gesetz", aber durchaus nicht vom Recht oder Unrecht vor dem römischen Gesetz, dessen Vertreter er war. Diese Antwort war gerecht aber kränkend, und daß er es dann ruhig geschehen ließ, wie ein hochgestellter Mann der Juden in seiner Gegenwart mißhandelt wurde (Vers 17), das zeigte den Juden, daß sie in dem neuen Landvogt sicherlich keinen Freund zu erwarten hatten.

Ein unsinniger Fanatismus mußte in diesem Fall erfahren, wie sich die Folgen der Empörung und Verfolgung direkt gegen die richteten, die sie hervorgerufen hatten. Ach, die Geschichte kennt manchen andern Fall, wo böse menschliche Leidenschaften über wahre Frömmigkeit gesiegt haben, weil dieselbe in einer zu jener Zeit noch nicht anerkannten Form erschien. Die Juden hatten in Thessalonich und an andern Orten nur zu gute Erfolge. Was für ein trauriges Schauspiel den Heiden gegenüber! Die Anbeter Gottes bedienen sich hier sogar des heidnischen Pöbels, um auszuführen, was sie in ihrem orthodoxen Sinne für einen Gott wohlgefälligen Dienst hielten. Der Unterschied zwischen den Juden und den Christen mußte den Heiden unbedeutend, ja unbegreiflich sein, weil ihre gemeinsame Verschiedenheit vom Heidentum so groß, für einen Außenstehenden sogar der wesenlichste Zug beider Religionen war. Dennoch war eine große Kluft zwischen einem Christusgläubigen und einem Gotteslängner. Einen viel gemeinsamern Grund haben Römisch-Katholische und Protestanten, und wie geringfügig werden die kleinen Unterschiede, welche die verschiedenen protestantischen Richtungen trennen. Wieviel Unheil ist durch die Eifersucht und Feindschaft zwischen Lutheranern und Calvinisten zur Zeit der Reformation in Deutschland angerichtet; zwischen Episcopalen und Dissenters in England, und bei unserer Missionsarbeit in China durch den Streit über den Wortlaut und die dadurch herbeigeführte Spaltung. Menschliche Leidenschaft und Sünde, für welche oft der Name „Gewissen" gemißbraucht wird, liegen allen diesen Ausbrüchen der menschlichen Natur zu Grunde. Manche redlich denkenden Menschen werden sich vielleicht auch eine Zeit lang vom Parteigeist blenden lassen, aber Gott ist gegen die auch getreu und öffnet ihnen die Augen auf besondere Weise. Ein solches Beispiel haben wir am Apostel Paulus und ein anderes an dem Anführer der Empörung vor Gallion. Der beißende Urteilsspruch des römischen Richters scheint einen solchen Eindruck auf Sosthenes gemacht zu haben, daß er bald dem Beispiel seines Vorgängers Crispus folgte und ein Anhänger des Paulus und der christlichen Gemeinde wurde. Wir dürfen diesen Schluß aus 1. Kor. 1. 1 ziehen, wo „der Bruder" Sosthenes zusammen mit Paulus den Brief an die Korinther beginnt. Einen andern Sosthenes kennen wir nicht, und dieser muß in Korinth bekannt und angesehen gewesen sein. Gott wendet sogar das Böse zum Guten, und diejenigen, die in bester, aufrichtiger Meinung geirrt haben, finden Gnade vor ihm. Das sind aber leider immer Ausnahmen, bei weitem die meisten bewirken sich durch ihre Entfremdung vom göttlichen Leben selbst die Verdammnis. . . . . .

62. Nachdem Paulus Korinth verlassen hatte, ging er, wahrscheinlich im Frühling des Jahres 54, nach Ephesus (Apostelg. 18. 18). Auch der

Haushalt der Chloe war von Korinth nach Ephesus gezogen und brachte dem Apostel die Nachricht von der Spaltung in der korinthischen Gemeinde (1. Kor. 1. 11). Es werden noch drei andere Personen, wahrscheinlich Überbringer eines Briefes erwähnt, die zur Freude des Apostels von Korinth ankamen. Der Brief aus Korinth enthielt Fragen über das ehelose Leben, über die Speise des Götzenopfers und über geistliche Gaben. Paulus hatte auch von großen Ungehörigkeiten innerhalb der Gemeinde von Korinth gehört, von einem Fall der abscheulichsten Unzucht, von Prozessen unter den dortigen Christen vor heidnischen Gerichtsbeamten, von Trunkenheit und andern Ärgernissen beim Abendmahl des Herrn, von Ungehörigkeiten beim Gottesdienst, die durch den Mißbrauch der geistlichen Gaben hervorgerufen waren, von der Dreistigkeit der Frauen, die den Unterschied der Geschlechter nicht beachteten, von ketzerischen Lehren in Bezug auf die Auferstehung. Allen diesen Unordnungen gegenüber hätte mancher sich wohl ganz entmutigt fühlen können, weil es schien, als ob die Gemeinde in Korinth ihren christlichen Charakter ganz verloren hätte. Mancher von unsern jungen Missionaren würde erklärt haben, daß eine solche Gemeinde den Namen „Christen" überhaupt nicht mehr verdiene, und bei dem Werk des Herrn unter den Heiden ist durch solches schroffe Urteil schon viel Unheil geschehen. Man erwartet, daß das Ideal auf einmal erreicht werden soll und daß das Volk den religiös und moralisch so niedrigen Standpunkt, den es vor Annahme des Evangeliums inne hatte, plötzlich vergessen soll. Korinths Akropolis wurde von einem berühmten Venustempel geschmückt, in welchem das Laster als Gottesdienst galt und seinen Einfluß durch die ganze Stadt erstreckte. Das Leben in Korinth war ein Aufgehen in den sinnlichen Freuden der Welt ohne jegliche Beschränkung durch die Moral. Daß die Gemeinde überhaupt in einen so trostlosen Zustand kommen konnte, deutet darauf hin, daß dort die Heidenchristen in der Mehrzahl waren, denn solche, die früher Juden gewesen waren, hätten unmöglich an den oben erwähnten Ausschreitungen teilnehmen können.

Paulus war tief betrübt, aber weder niedergeschlagen noch hoffnungslos; er sah ja, daß unter all dem emporgewucherten heidnischen Unkraut doch die gesunde Pflanze des christlichen Glaubens gedieh, und er machte diesem Glauben wieder Luft, indem er mit starker Hand das Unkraut mit der Wurzel ausriß. Er erinnert die Korinther am Anfang seines Briefes daran, daß sie die Geheiligten in Christo, die *berufenen* Heiligen sind (1. 2). Dann dankt er Gott für die ihnen erzeigte Gnade, daß sie in Christo Jesu reich gemacht seien in aller Lehre und aller Erkenntnis und auf seine Wiederkunft warten, und er spricht seine Hoffnung aus, daß sie am Tag des Herrn unsträflich gefunden werden (1. 4—9). Das soll keine Schmeichelei sein. Wo das Evangelium einmal mit dem Herzen aufgenommen ist, da muß sich auch die Wiedergeburt, die himmlische Saat zeigen; aber zuerst ist sie noch von der alten Natur umgeben, die nur ganz allmählich von dem neuen Leben überwunden wird. Darauf bezieht sich auch der Apostel: „Und ich, liebe Brüder, konnte nicht mit euch reden, als mit Geistlichen, sondern als mit Fleischlichen, wie mit jungen Kindern in Christo. Milch habe ich euch zu trinken gegeben und nicht Speise; denn ihr konntet noch nicht, auch könnet ihr noch jetzt nicht, *dieweil ihr noch fleischlich seid*". (1. Kor. 3. 1—3.)

Wenn wir diese Zustände in der heidenchristlichen Gemeinde jener Zeit nicht vergessen wollten, dann würden uns manche Versuchungen und Enttäuschungen erspart bleiben. Das tiefe Verständnis des Apostels für die menschliche Natur und seine Kenntnis des natürlichen Lebens, selbst unter den Christen, zeigt sich in der folgenden Stelle: „daß nicht Hader, Neid, Zorn, Afterreden, Ohrenblasen, Aufblähen, Aufruhr da sei; daß ich nicht abermal komme und mich mein Gott demütige bei euch, und müsse Leid tragen über viele, die zuvor gesündiget, und nicht Buße gethan haben für die Unreinigkeit und Hurerei und Unzucht, die sie getrieben haben" (2. Kor. 12. 20—21). Wir Missionare aus den westlichen Ländern sind zu sehr geneigt, die chinesischen Konvertiten wie unsresgleichen zu behandeln. Wohl sollen wir sie als unsere Brüder in Christo betrachten, aber von dem Apostel sollen wir auch lernen, Kinder von erwachsenen Leuten zu unterscheiden. Bei den Chinesen, deren Erbteil seit vielen Jahrtausenden Götzendienst und Weltlichkeit ist, dürfen wir doch nicht unsere Glaubensstärke und unsere geistige Auffassung voraussetzen. Es ist für sie außerordentlich schwierig, dem Aberglauben in jeglicher Form zu entsagen, da alles um sie herum von Aberglauben durchtränkt ist; nicht leicht, offen und ehrlich, lauter und rein zu sein, wo jedermann doch das Gegenteil ist. Wir müssen uns zuerst überzeugen, ob überhaupt christliches Leben in ihnen ist, und dann müssen wir dem Beispiel des großen Heidenapostels folgen und der Zuversicht sein, daß dieses innere Leben auch wachsen wird, und daß Gott treu ist, durch welchen sie berufen sind zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesu Christi, unsers Herrn (1. Kor. 1. 9). Er wird sein Werk unter den Chinesen vollenden, wie er es unter den Korinthern vollendet hat. Das Evangelium ist eine Kraft Gottes; und so lange es unter einer Gemeinde wohnt, wird es diese Kraft auch offenbaren in der Erneuerung des Herzens und des Lebenswandels eines jeden Mitglieds.

63. Paulus kannte die menschliche Natur zu gut, um an die Wirksamkeit allgemein gehaltener Ermahnungen zu glauben. Er hatte außerdem zu viel Erfahrung in der praktischen Arbeit, um zu glauben, daß die in den Herzen und der Gesellschaft tief eingewurzelten Sünden übersehen werden könnten, ohne daß dadurch dem geistigen Leben ernste Gefahr entstände. Nach dem Beispiel des Paulus sollen wir uns bemühen, alles Böse, das wir bei den Christen finden, auszuscheiden, und wir dürfen nicht ruhig sein, bis es mit allen seinen Wurzeln ausgerottet ist. Paulus geht auf die Einzelheiten jeden Falles ein, und wir sollten versuchen, es ebenso zu machen; denn es wird den erfahrenen Missionaren leicht sein, ähnliche Fälle unter den Chinesen unserer Gemeinden zu finden.

Die korinthische Gemeinde hatte sich in vier Parteien gespalten. Paulus vertrat das Evangelium von der freien Gnade; darin lag und liegt auch jetzt noch für seine oberflächlichen Anhänger die Gefahr und Versuchung, die vollständige Unterwerfung des Leibes und der Seele unter die göttliche Gnade zu vernachlässigen und lieber dem angenehmen persönlichen Willen und Vergnügen nachzugehen. Die Befreiung von dem äußerlichen, weltlichen Gesetz verstand man ohne Schwierigkeit; aber das verstand man nicht, daß Gottes Liebe und vor allem seine in Christo erschienene Gnade das höchste Gesetz im Leben sein soll. Unser Ziel soll sein, nicht länger uns, sondern Christus zu leben!

Petrus dagegen repräsentiert die geschichtliche Verbindung zwischen dem Evangelium und dem Judentum; die Juden werden darum auch immer mehr für das Christentum des Petrus übrig haben, das ein christianisiertes Judentum ist. Dahin geht auch die gegenwärtige ritualistische Strömung bei uns. — Apollos war der Vertreter der christianisierten griechischen Kultur; er brachte das Evangelium in geschichtliche Verbindung mit hellenischer Wissenschaft. Seine Predigten waren viva voce Übersetzungen des Evangeliums in klassisches Griechisch. — Wer endlich nur Christus angehören wollte, verwarf jede menschliche Autorität: der Geist wird einen jeden unterweisen, alle sind Brüder, Christus allein ist der Herr. In dieser Partei übersah man den gottgewollten Unterschied selbst unter den Engeln Gottes. Wie der menschliche Körper erst durch die Fähigkeiten seiner einzelnen Glieder thätig ist, so beruht jede menschliche Organisation auf den verschiedenen Fähigkeiten der Menschen. Keine Gemeinde kann ohne sie bestehen, höchstens könnten wenige Personen eine Zeit lang ohne Organisation zusammen leben. Jede Vereinigung von Menschen wird, so bald wie möglich, zu der Wahl von Beamten führen und zwar von solchen Beamten, die ihren Pflichten vollständig genügen können.

Unter unsern chinesischen Gemeindegliedern können wir — wenn auch in gemäßigter Weise — ebenfalls die Neigung zu jenen Parteiungen bemerken. Da treffen wir zunächst in allen Gesellschaftsklassen Menschen, die ohne Rücksicht auf Gesetze und Regeln gerne thun und leben, wie es ihnen gefällt. Ferner finden sich unter den arbeitenden Klassen häufig Leute, welche äußere Formen, besondere Sitten, die ohne weiteres Nachdenken gehandhabt werden, eine geschäftsmäßige Frömmigkeit und überhaupt nur äußere Ceremonien lieben, bei denen möglichst wenig Geist erforderlich ist. Die Menschen der dritten Parteirichtung, die Chinesen von Bildung und litterarischem Urteil, verlangen in erster Linie den klassischen Stil, sie wollen einen durch die christliche Lehre vom ewigen Leben verschönten gereinigten Konfuzianismus. Die vierte Klasse endlich wird immer nur ungern einen Höhern über sich anerkennen, besonders wenn zu dem Lebensunterhalt solcher Beamter auch noch Geldbeiträge gegeben werden sollen. Es ist lehrreich zu sehen, wie der Apostel diesem Parteigeist begegnet.

„Ist Christus nun zertrennet? Ist denn Paulus (oder Petrus oder Apollos; zu beachten ist der feine Takt, daß er diese Namen nicht anführte) für euch gekreuzigt? Oder seid ihr in Paulus Namen getauft?" (1. Kor. 1. 13). Nein, natürlich nicht! „Von welchem (von Gott) auch ihr herkommt in Christo Jesu, welcher uns gemacht ist von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung" (Vers 30). Die **Weisheit** ist die Weisheit Gottes, nicht die menschliche Gelehrsamkeit; sie umschließt die Kenntnis von den ewigen Dingen und die Mittel, sie zu erwerben, wodurch jeder Mensch aus den Banden der Sünde und des Todes erlöst und ein Erbe des ewigen Reiches Gottes wird. Das alles wird uns in Christus offenbart und mitgeteilt; aber noch mehr als das; in ihm offenbaren sich sogar die Geheimnisse von Gottes ewiger Natur. **Gerechtigkeit** bedeutet die Gerechtigkeit Gottes, nicht nur die Vergebung der Sünden, sondern auch das durch den Geist Gottes erneuerte Herz. Durch diesen uns erfüllenden Gottesgeist haben wir Menschen wieder teil an der göttlichen Natur. Das Opfer Christi geschieht für uns, wird unser Eigentum, wenn

wir Christus als unsere Gerechtigkeit aufnehmen. Aber das könnte nicht sein, wenn Christus nicht schon die Erlösung für uns vollendet hätte. Wir können dem vollkommenen Werke Christi nichts hinzufügen, aber es macht doch einen unendlich großen Unterschied, ob wir nur davon gehört haben, ob wir es innerlich richtig schätzen, oder ob Leib und Seele davon erfüllt sind. Die Heiligung schließt die vollständige Erneuerung des Herzens mit all seinen Wünschen, Gedanken und Begierden in sich, und verlangt ebenso die Unterordnung aller Glieder unseres Leibes unter die Kontrolle des innern göttlichen Lebens. Das ist aber auch nur möglich, wenn wir täglich mit Christus verkehren und uns von ihm alle erbetene Gnade schenken lassen. Die Erlösung bedeutet Befreiung von der Herrschaft der Sünde und alles Bösen während unserer irdischen Laufbahn, soweit das in Gottes Willen beschlossen ist, mit der Zusicherung, daß am Ende aller Dinge alles, was sterblich und vergänglich an uns ist, und alle Versuchung und aller Schmerz nicht mehr sein wird, und daß die Liebe Gottes und sein herrliches Licht von jedem und allem widerstrahlen wird. Alles wird unser sein, wenn Christus in uns ist und wir in ihm leben. Hätte jeder Christ den Inhalt dieses Verses (1. 30) immer vor Augen und als lebendige Kraft im Herzen, wie erhaben würden wir dann über allen Zank und alle Ruhmredigkeit der Menschen, über alle Täuschungen dieser Welt sein! „Wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn“ (Vers 31).

Alle Streitigkeiten und Spaltungen in der Kirche Christi sind Zeichen für den ungesunden Zustand des geistigen Lebens. Menschlichen Lehren, Formen, Regierungsarten wird die höchste Wichtigkeit beigelegt und jenen vier Punkten des Apostels wird nicht vor allem andern einzig und allein Aufmerksamkeit gewidmet. Und grade in dieser Beziehung müssen wir uns vor uns selbst und vor den chinesischen Christen in acht nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches[1]).

Von Prediger H. Ritter in Potsdam.

XXI. Die Sonntagsschule in Japan.

Unter diesem Titel bringt „Der Sonntagsschulfreund“, herausgegeben von Herrn Konsistorialrat Dr. Dalton (Berlin, Verlag für Sonntagsschullitteratur — L. Burmeister), in seinem Aprilheft 1894 einen Aufsatz des Herausgebers auf Grund „zumeist persönlicher Eindrücke, die auf einer Studienreise in dies Land der aufgehenden Sonne während des vorigen Herbstes gewonnen wurden“. Aus einer kurzen geschichtlichen Einleitung erfahren wir, daß die erste Sonntagsschule in Japan im Jahre 1874 von einem der hervorragendsten Missionare des Amerikanischen Board, dem medizinisch gebildeten Dr. Berry, und zwar in der schnell aufblühenden Hafenstadt Kobe ins Leben gerufen wurde. Ihr folgte bald eine zweite, welche die

[1]) Forts. z. Jahrg. 1894 S. 208.

Mission der holländisch-reformierten Kirche der Vereinigten Staaten gründete. Die Sonntagsschulen erwiesen sich mehr und mehr als ein wichtiges Werkzeug der Mission; denn nicht nur christliche, sondern auch heidnische Eltern schickten ihre Kinder, welche durch ihre Mitteilungen über das Gehörte, durch mitgebrachte Bildchen und Traktate und durch ihren Gesang auf die Herzen der Alten wirkten. Im Jahre 1887 zählte man bereits 247 Sonntagsschulen, 1888: 295, 1889: 350, 1890: 514, 1892: 607. Große Schwierigkeiten waren anfangs zu überwinden. Vor allem die sehr schwere Sprache! Kinder sind hierbei noch weit unnachsichtigere Beurteiler als Erwachsene. Vollkommen wurde dieses Hindernis erst überwunden, als die auswärtigen Missionare über eine genügende Zahl eingeborener christlicher Helfer verfügen konnten. Dann verstrich geraume Zeit, bis Helfer und Kinder das Wort Gottes in ihrer Muttersprache erhielten (das erste christliche Flugblatt in japanischer Sprache 1867, das neue Testament 1880, die ganze Schrift 1888). Endlich fehlte es an kirchlichen Gesängen in der Landessprache. Das erste Gesangbuch enthielt 5—6 übersetzte Lieder, aus dem „im Laufe der Jahre ein japanisches Gesangbuch von 274 Liedern erwachsen ist". Aber welche Mühe kostete es den Alten und Jungen, sich in die fremdartigen Kirchenmelodien einzuleben, welche die Missionare den heimischen Gesangbüchern entliehen; hatten dieselben doch so gar nichts mit dem gemein, was das Volk bisher zu Hause oder auf der Straße gesungen! Der Verfasser bemerkt mit Bezug auf diese Schwierigkeiten: „Die Geistlichen des deutschen Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins haben recht daran gethan, daß sie bei ihrem japanischen Gottesdienste und auch in ihrer Sonntagsschule in Tokyo nicht auf unsere deutschen Choräle bestanden, sondern die englischen Melodien einführten, um dem Volke nicht durch die Doppelweise das Erlernen des Kirchengesanges unnütz zu erschweren".

Aus dem anschaulichen Bilde von dem Leben und Treiben in einer japanischen Sonntagsschule, das uns im Anschluß an diese Einleitung gegeben wird, mögen hier folgende Züge hervorgehoben werden: Der Kindergottesdienst beginnt meist vor dem Gottesdienst der Erwachsenen, zwischen 7 und 9 Uhr früh. Die Kinder sind wenig an Pünktlichkeit gewöhnt und werden natürlich am wenigsten von den heidnischen Eltern zum rechtzeitigen Besuch des Gottesdienstes angehalten, wenn schon die letzteren religiös auch in dem Sinne gleichgültig sind, daß sie die Kinder nicht am Besuch hindern, ihn sogar gern sehen, weil dieselben während des Gottesdienstes wenigstens nicht auf der Straße sind, auch Lieder, Erzählungen und Sinnsprüche lernen, die auch die Eltern gern hören. Allmählich füllt sich der Betsaal. „Die beweglichen Bankreihen sind so zusammengestellt, daß je vier einen Raum einschließen, in dessen Mitte sich ein Stuhl für den Helfer befindet". Endlich sind die Kinder in verschiedenen Gruppen der Mehrzahl nach beisammen, „freilich etwas geräuschvoll und noch wenig aufmerksam. Man merkt den Mangel lang und früh gewohnter Zucht; im Verwöhnen ihrer Kinder sind die Japaner ebenso weit voraus, als im Erziehen zurück". Doch soll christlicher Einfluß auch hier schon Wandel zu schaffen beginnen. Der Leiter der Sonntagsschule, meist schon ein eingeborener Geistlicher oder Lehrer, beginnt von der Plattform aus den Gottesdienst. Eine Schultafel zeigt in japanischen Wortzeichen das zu singende Lied; die Kleinen, soweit sie lesen können, folgen aufmerksam dem Stäbchen, das der Leiter an den

Wortzeichen herunterführt[1]). Man merkt dem Gesang an, daß die Kinder Freude daran haben; gelegentlich ertönt das geistliche Lied der kleinen Sonntagsschüler wohl auch in manchem heidnischen Hause, sodaß auch die Eltern Wort und Melodie aufnehmen. Nach dem Gesang spricht der Leiter ein Gebet, das dem Berichterstatter oft für die Kinder zu lang erschienen ist, und nun folgt die Schriftverlesung und die Auslegung der Helfer und der meist noch zahlreicher vertretenen Helferinnen. Es sind meist Mädchen aus dem Volke, die selber erst vor kurzem getauft sind und es nicht lassen können, von dem zu den Kleinen zu reden, der ihr eignes Herz so wunderbar berührt und zum Brennen gebracht hat. Vielfach hat der Verfasser die Bemerkung eines Landeskundigen bestätigt gefunden, daß „man in den Zügen der jungen Christinnen den holden, verklärenden Lichtschein des ihnen aufgegangenen Tages erkennen könne". In einer Sonntagsschule fielen ihm zwei Helferinnen besonders auf: Hier ein junges Mädchen in dürftigem Gewande, etwas verwachsen; aber ihre Züge spiegelten unverkennbar ihre hingebende Sorge um die ihr anvertraute Kindergruppe und ihre warme Beteiligung an dem Worte des Lebens wieder, das sie auslegte; und an den aufmerksam lauschenden Kindern war ersichtlich, daß sie die Stelle im Kinderherzen zu berühren verstand, „wo ihr Wort von dem heiligen Kinderfreunde eine gute Stelle findet". Dort zehn, zwölf Kinder um ein Mütterchen, von Jahren und Mühen und Sorgen schier bis zur Erde niedergebeugt, und die Kinderchen um sie herum, wie um eine Großmutter, die ihren Enkeln eine wundersame Märchenwelt erschließt! Das verwachsene Mädchen, selbst einst eine Schülerin der Sonntagsschule, hatte ihre ganze noch heidnische Familie bekehrt, und Enkelin und Großmutter waren nun zwei der eifrigsten Helferinnen in der Sonntagsschule geworden. Nach der Gruppenunterweisung katechesiert der Leiter noch eine kurze Zeit und schließt dann mit Gesang und Gebet. Vor der Entlassung erhält jedes lesekundige Kind ein Flugblatt oder eine Nummer der Kinderzeitung, immer mit Abbildungen; die Kleineren erhalten Kärtchen mit Bildern und Sprüchen. Die Bilder kommen der den Japanern eigentümlichen Liebe zur Natur in kluger Weise entgegen: Hier die aufgehende Sonne, an ihrem Rande ein Vöglein, das Morgenlied schmetternd; des Liedes Worte lauten: „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, darum thut Buße". Dort der schneegekrönte Fujinoyama, und am blauen Himmel das Wort: 1. Kor. 13,2 „. . . und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte . . ." Auf einem anderen Kärtchen umrahmt ein Kirschblütenzweig, auf dem sich kleine Singvögelchen wiegen, das Heilandswort: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an". Auf noch einem andern umgiebt ein Strauß von Lilien die Inschrift: „ich sage euch, daß auch Salomo in all seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine". Herr Dr. Dalton hebt die Wichtigkeit dieser Verteilung von Schriften und Bildern an die Kinder für die Einwirkung auf die Eltern besonders hervor. „Der aus der Sonntagsschule heimgebrachte Lesestoff hat in weiten Kreisen das Volk schon so an diese geistige Nahrung

---

[1]) Die japanischen Zeilen werden von oben nach unten gelesen und folgen einander von rechts nach links, so daß das japan. Buch mit der Seite anfängt, mit welcher unsre Bücher aufhören.

gewöhnt, daß z. B. von Bunyans weltberühmtem Erbauungsbuch schon die dritte starke Auflage in japanischer Übersetzung vorliegt". In vielen Gemeinden folgt auf die Kindersonntagsschule, sich zwischen diese und den Hauptgottesdienst einschiebend, noch eine Sonntagsschule der Erwachsenen, die sich zu einer lebendigen Unterredung zwischen Helfern und Zuhörern ausgestaltet. Herr Dr. Dalton mißt dieser Sonntagsschule der Erwachsenen, die erfahrungsmäßig den Besuch des darauf folgenden Gemeindegottesdienstes nicht beeinträchtigt, sondern sogar fördert, großen Wert bei. Der Wert der Sonntagsschulen überhaupt erhält einen sprechenden Beleg durch die Thatsache, daß die Buddhisten die christliche Sonntagsschule in ihrer Weise nachahmen. Die Nachahmung christlicher Einrichtungen auf diesem und andern Gebieten beweist ebenso sehr die Trefflichkeit der Missionseinrichtungen als den unaufhaltsamen Verfall des Buddhismus. Auch das untergehende griechisch-römische Heidentum versuchte seinen Untergang durch Einführung von Predigt und Liturgie und von Kranken- und Waisenhäusern nach christlichem Muster vergeblich aufzuhalten.

XXII. Geistige Bewegung in der japanischen Christenheit.

Schon mehrfach ist hervorgehoben worden, einen wie weit greifenden Einfluß die nationalistische Strömung in Japan auch auf die japanische Christenheit übt. „Japan für die Japaner" — das ist das Losungswort auch in den japanischen Christengemeinden geworden. Es äußert seine Macht zunächst in dem Streben nach Unabhängigkeit von der auswärtigen Mission. Mit wie wachsendem Erfolge, besonders in den beiden größten protestantischen Kirchengemeinschaften, der Kumiaikirche (Amer. Board) und der Itchikirche (Vereinigte Presbyt.), ist schon in den Bemerkungen zur statistischen Übersicht für 1893 in Nr. XVIII. ausgeführt worden. Aber mit dem Unabhängigkeitsstreben geht noch eine andere mehr nach innen gerichtete Bewegung Hand in Hand. Ihre Losung lautet: „Japanisiertes Christentum". Mit zielbewußter Kühnheit wurde sie zuerst von dem Pfarrer Yokoi in Tokyo ausgegeben. Er war früher bekannt unter dem Namen Ise, den er, infolge der Ermordung seines der abendländischen Kultur zuneigenden Vaters durch altjapanische Fanatiker (1869), von seinem Adoptivvater angenommen hatte. Man darf ihn wohl als einen der hervorragendsten Pfarrer der Kumiaikirche, wenn nicht als geistigen Führer der evangelischen Christenheit Japans überhaupt, bezeichnen. Nachdem er sich auf einer Reise durch Amerika und Europa, auch Deutschland, über die verschiedenen theologischen Auffassungen in den protestantischen Kirchengemeinschaften unterrichtet hatte, veröffentlichte er 1890 in dem von ihm redigierten Blatte „Rikugo Zasshi" einen Artikel unter dem Titel „Das zukünftige Christentum Japans"[1]). Er sprach darin die Hoffnung aus, daß das Christentum in 25 Jahren in Japan Volksreligion sein werde. „Doch müsse es japanische Formen annehmen. Der Kern sei zwar zu allen Zeiten und an allen Orten derselbe; aber der Form nach müsse

[1]) Näheres siehe in Munzingers Aufsatz „Das zukünftige Christentum Japans im Licht seiner Gegenwart" (Z. M. R. VI. Jahrg. 1891, Heft 1, S. 1 f.).

es sich den verschiedenen Zeiten und Völkern anpassen. Für das Abendland habe es seine Formen der griechischen Philosophie und dem römischen Recht entnommen. Für den Orient müsse es an die bleibenden Wahrheiten des Buddhismus und Konfuzianismus anknüpfen". Der Gedanke Yokois hat in weiten Kreisen des japanischen Protestantismus Wurzel gefaßt. „Japanisches Christentum" — dieses Banner hat für den japanischen Nationalstolz einen bestrickenden Zauber. Von der Macht desselben legt der Ernst Zeugnis ab, mit dem ein Artikel in dem methodistischen „Gokyo" vor dem Mißbrauch dieser Losung warnt: „Der Name ist bestechend, aber er gleicht dem Bildwerk in Nebukadnezars Traum: es ist nicht nur von Gold, sondern auch von Eisen und Erde. Der Name kann ein Hindernis für das Christentum selbst sein. Unter ‚Japanisches' Christentum meint man gewöhnlich ein Christentum, das in die japanische Civilisation, Philosophie und soziale Ordnung hineingewirkt wird. Aber der Geist des Christentums ist revolutionär; es ist nicht eklektisch, noch verträgt es Kompromisse; sein neuer Wein muß in neue Schläuche gethan werden. Das sogenannte ‚Japanische Christentum' würde nicht lange dauern. In einem tiefen Sinne will die Annahme des Christentums die Gedankenwelt und das Leben dieses Landes revolutionieren. Es mag ‚Japanisches Christentum' sein, wenn wir darunter verstehen, daß wir auf Japan nicht das Christentum in den Formen übertragen sollen, die es in Amerika und Europa angenommen hat. In den Sekten dieser Länder ist das wahre Wesen des Christentums oft verhüllt. Auch im Konfuzianismus, Shintoismus und Buddhismus giebt es einige Wahrheiten, welche dem echten Christentum nicht widersprechen. Das Christentum für Japan ist das religiöse Bewußtsein Jesu Christi". Ganz richtig wird hier die Gefahr gekennzeichnet, die in der Forderung eines japanischen Christentums und der Anknüpfung an die einheimischen Religionen und Morallehren liegt. Leicht könnte das auf den verfehlten Versuch hinauslaufen, auf eklektischem Wege eine Art Mischreligion aus buddhistischen, shintoistischen und konfuzianischen Elementen einerseits und der christlichen Moral andererseits zustande zu bringen oder auch den Buddhismus mit etwas christlicher Moral neu herauszuputzen. Die Anknüpfung der Mission an die Wahrheiten in den einheimischen Religionen und Morallehren ist ja auch vom Allg. evang.-prot. Missionsverein als Grundsatz aufgestellt worden; aber sie darf nie anders gemeint sein, als die Anknüpfung Jesu an die Geistesblicke der Propheten, als die Verwertung der Vorahnungen des Heils in den Gedankenblitzen edler Heiden seitens des Paulus oder geistestiefer Kirchenväter. Diese Vorahnungen waren noch nicht, was kommen sollte, sondern nur Weissagungen und Vorstufen des Vollkommenen, das wohl das Frühere seinem ewigen Gehalte nach wie göttliche Keime als aufgehobenes Moment in sich enthält, aber doch auch zugleich als einen überwundenen Standpunkt weit hinter sich läßt und selbst als neuer Wein neuer Schläuche bedarf. Wo sich die Anschauungen des Judentums und griechisch-römischen Heidentums nicht nur als Weissagungen, sondern als Zusätze und Beimischungen zum Wesen des Christentums geltend machten, da haben sie zu jener beklagenswerten Verdunklung geführt, durch welche einst die Reformation notwendig wurde. Vor ähnlichen Verdunklungen durch unklare Verquickung des Evangeliums mit einheimischen Elementen kann die japanische Christenheit nur dringend gewarnt werden. Auch Yokoi ist auf den Gedanken,

Buddhismus und Konfuzianismus in ähnlicher Weise zur Herausgestaltung eines orientalischen Christentums zu verwerten, wie einst griechische Philosophie und römisches Recht zur Gestaltung des abendländischen gedient haben, nicht weiter zurückgekommen. Wohl aber haben er und andere führende Vertreter des christlichen Gedankens in Japan immer entschiedener die Loslösung des Christentums von den überlieferten Formen des Abendlandes gefordert, um ein Christentum zu gewinnen, welches ebensowohl einer zukünftigen japanischen Kirche als einheitliche Grundlage dienen, als auch die japanische Christenheit der Abhängigkeit von den abendländischen Missionsgesellschaften, Denominationen und Sekten überheben kann. Wie einst Paulus Befreiung des Evangeliums vom jüdischen Gesetz verlangte, weil es nur ohne diese Fessel als Weltreligion den Erdkreis erobern konnte, so drängen die klarer sehenden einheimischen Wortführer des protestantischen Christentums in allen Missionsgemeinden immer unumwundener auf Befreiung von den überlieferten dogmatischen Formen abendländischer Orthodoxie, um ein selbständiges japanisches Christentum und eine unabhängige japanische Nationalkirche aufbauen zu können. Es sind die Gedanken des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, welche dadurch der Verwirklichung entgegengeführt werden. Aber es wäre ebenso anmaßend, wenn er seinerseits diese Entwicklung in erster Linie auf Rechnung seiner Thätigkeit schreiben wollte, als ungerecht, wenn ihrerseits die orthodoxen Missionen ihm vornehmlich diese Wendung oder gar alle damit verbundenen Übertreibungen zur Last zu legen versuchten. Gewiß hat unser Verein durch die Fahne, die er aussteckte und in deren Sinne unsere theologische Akademie in Tokyo bis heut wirkt, den Stein ins Rollen bringen helfen, und wir freuen uns dessen. Aber die Berührung mit der neueren Theologie des Abendlandes haben hervorragende japanische Theologen durch das Studium abendländischer Wissenschaft und durch Reisen im Westen auch völlig unabhängig von unserer Mission gefunden. Es erfüllt sich auch hier, ob auch in veränderter Anwendung, etwas von dem Wort: „Der Wind bläset, wo er will; und du hörest sein Sausen wohl. Aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist". Auch die Missionsgemeinden lassen sich gegen die Welt neuer Gedanken nicht hermetisch abschließen, am wenigsten dann, wenn diese Gedanken, wie die neuere theologische Wissenschaft, für die Erreichung eines Ziels, welches unvermeidlich, ja, als ein unentbehrliches und ersehntes Ideal auf der Bahn der geistigen Entwicklung liegt, die willkommenen Hilfsmittel bieten. Dies ersehnte Ideal ist eine einheitliche protestantisch-japanische Nationalkirche. Und eben das ist die Erkenntnis, die den japanischen Theologen mehr und mehr aufzugehen beginnt, daß es zur Aufrichtung einer solchen eines weitherzigen Christentums bedarf, das die beengenden Fesseln abendländischer Überlieferung abgestreift hat. Hiervon giebt die in Tokyo erscheinende „Japan Daily Mail" in ihren monatlichen Übersichten über die religiöse Presse Japans mannigfache Belege.

Voran ist es wiederum der Pfarrer Yokoi, welcher in dem Organ der Kumiaikirche, dem „Kirisutokyo Shimbun", für die Unabhängigkeit und Einheit der japanischen Kirche in dem dargelegten Sinne eintritt. „Vor einigen Jahren", sagt er, „vereinigten sich die verschiedenen presbyterianischen Kirchen Japans. Das war verheißungsvoll für die eine japanische christliche

Kirche, die werden soll. Es ist wahr, daß diese Bewegung vor ihrem Ziele plötzlich innehielt[1]). Es ist auch wahr, daß kürzlich eine Wiederbelebung des Konservatismus eingetreten ist, eine Folge des Sieges der konservativen Partei in Amerika bei dem Verhör und der Verurteilung des Professors Briggs. Ermutigt durch diesen Erfolg ist das konservative Element in Japan in letzter Zeit ungewöhnlich aggressiv geworden. Diese und all' die andern Gegensätze verzögern das vollkommene Einverständnis zwischen den japanischen Christen, ohne welches eine einmütige Bewegung für Unabhängigkeit unmöglich ist. Diese Kirche ist die stärkste protestantische Kirchengemeinschaft in Japan. Gesetzt, sie macht ihren Streitigkeiten ein Ende und nimmt, wie es ihre Pflicht ist, die Führung in der Abschüttlung fremder Bevormundung . . . !" Man sieht hier deutlich, daß Yokoi in dem strengen Festhalten trennender dogmatischer Überlieferung ein Haupthindernis für die Einigung der japanischen Christen untereinander und deshalb auch für die Verwirklichung ihres Unabhängigkeitsstrebens erblickt. Noch schärfer geißelt er das spaltende Sektenwesen in der Mission in einem andern Leitartikel desselben Blattes: „Es ist richtig, daß die Missionare das Evangelium bringen, und daß wir ihre Hilfe annehmen sollen. Aber das ist das Unglück, daß die Missionare nicht nur im Namen Christi, sondern im Namen der Sekte kommen, zu welcher sie gehören. Ihre Pflicht hier ist nicht einfach die, das Evangelium zu predigen, sondern die Ansichten ihrer Sekte zu verbreiten und so die Ansichten der von ihnen Bekehrten nicht weitherziger, sondern engherziger zu machen. Leute von mannhaftem Geist können das nicht ertragen; Chinesen und Koreaner mögen das können, aber Japaner können es nicht. Blicke auf die Sekten in Japan — die Bischöflichen, die Methodisten, die Baptisten, die Presbyterianer und all die andern! Persönlich können Missionare weitherzige Männer sein, aber sie sind durch ihre Sekten gebunden. Daher ist das japanische Christentum nur eine Übertragung auswärtigen Sektenwesens. Das kann nicht länger ertragen werden. Unser nationaler Geist ist der des Selbstvertrauens. Wir sehen den weiten Abstand zwischen dem Geist des Christentums und der Form, in welcher es zu uns kommt. Wir geben zu, daß keine Religion ohne Formen und Symbole Erfolg haben kann; aber wir glauben, daß diese den Gewohnheiten und Anschauungen des Landes angepaßt werden sollten". Ein beschämendes Schlaglicht auf die schwere Schädigung, welche die Mission durch die Uneinigkeit der Christen unter einander erleidet, werfen noch folgende Äußerungen Yokois in einem Leitartikel über „Die Übel des Sektenwesens". Sie klingen wie eine schmerzliche Enttäuschung, die gerade die edelsten unter den Erstlingen der protestantischen Mission in Japan erfahren haben, als sie heilsdurstig den ungetrübten Quell des Evangeliums von der befreienden Liebe Gottes in Jesu Christo suchten. „Als wir in die Kirche eintraten", heißt es da, „suchten wir nur Erlösung und glaubten an Gott. Später wurden unsere Vorstellungen von der Kirche Christi durch die sich uns aufdrängende Vorstellung von Sekten verwirrt. Freudig begrüßen wir so eine Bewegung wie die „Vereinigung christlicher

[1]) Die versuchte Vereinigung der Vereinigten Presbyterianer-Kirche (Itchi Kyokuwai) und der Kumiaikirche (Amer. Board) kam nicht zustande. Vergl. „Dreißig Jahre prot. Mission in Japan" S. 100f. (Berlin, A. Haack, 1890.)

Jünglinge", die „Gesellschaft für christliche Bestrebungen" und die „Königstöchter"[1]); denn sie zielen darauf ab, die Christen zu einigen. Laßt uns hoffen, daß wir in Japan nicht die Geschichte des Sektenwesens wiederholen werden! Der Sektengeist ist der Geist des Pharisäismus; er verbannt viele aus der Kirche". Besonders klar und durchschlagend faßt Yokoi seine Gedanken über das Christentum, dessen die japanische Christenheit als eines Einheitsbandes und als einer weitherzigen Grundlage für eine japanische Nationalkirche bedarf, in einem Aufsatz über die Frage zusammen: „Was ist Christentum?" Wir behalten uns vor, in einer der folgenden Nummern diesen Aufsatz ausführlich wiederzugeben. Der Verfasser geht darin ganz, wie die liberale Theologie des Abendlandes, von der überlieferten Lehrsatzung des Christentums, die dem orthodoxen Protestantismus zu Grunde liegt, auf die ursprüngliche Lehre Jesu nach seinem eignen Wort in den Evangelien zurück. Selbst Paulus scheint ihm schon vermöge seiner Neigung zum Theologisieren über jenes ursprüngliche Christentum Jesu hinauszuführen.

Yokoi steht nun mit seinem Streben, die japanische Christenheit nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich durch Loslösung vom beengenden Zwange überlieferter Dogmen unabhängig zu machen, keineswegs allein. Wir haben es vielmehr mit einer Bewegung zu thun, die auch in den Gemeinden, die von der orthodoxen Mission ausgegangen sind, immer weiter um sich greift. Wir übergehen hier absichtlich die Meinungsäußerungen in den Organen der sogenannten liberalen Missionen und berücksichtigen lediglich die Erscheinungen in den Kreisen, die von Hause aus im orthodoxen Christentum erzogen sind. Dahin gehört eine Abhandlung von T. Murata im „Rikugo Zasshi" über das Thema: „Der Protestantismus, seine Grundsätze und sein Wesen". Wahren Protestantismus erblickt er in der Bewegung, die von Luther und Zwingli begonnen ist. „Das Werk Calvins und Melanchthons — Theologen, welche das Christentum in enge dogmatische Schranken einzuzwängen suchten — war in Wahrheit eine Reaktion gegen den echten Protestantismus. In unsern Tagen haben diese beiden Richtungen Einfluß; hier sind die, welche im Geiste Calvins das Christentum an eine Formel binden möchten, und dort die, welche wie Luther es frei machen wollen. Was die Reformation Luthers für das sechszehnte Jahrhundert war, das will die Bewegung, die bekannt ist als ‚Neue Theologie', für das zwanzigste sein. Luthers kritische Bemerkungen über die Briefe des Judas und Jakobus und die Zwinglis über das Buch der Offenbarung waren zwar dogmatisch und nicht historisch. Aber in ihrem Geist nehmen sie die moderne höhere Kritik voraus. Der Geist des Protestantismus ist nicht erstorben. Aus ihm wird die zweite Reformation kommen; und in ihr liegt die Hoffnung der Zukunft". In demselben Blatt, welches im Zusammenhange mit den Kreisen der orthodoxen Mission entstanden ist, schreibt der Pfarrer Harada Tasoku in einem Aufsatz über „die Zukunft des Christentums angesichts der gegenwärtigen theologischen Streitigkeiten": „In diesem Jahrhundert hat sich die Welt der Gedanken wie nie zuvor verändert, und die religiöse Gedankenwelt mit der auf andern Gebieten. Blicke in Amerika auf die Untersuchung gegen Dr. Briggs und auf die Vorkommnisse im Amerikanischen Board für auswärtige Mission,

[1]) Gedacht ist wohl: „Die Töchter des Königs Christus", ein christlicher Frauenverein.

auf die theologischen Streitigkeiten unter den schottischen Presbyterianern und auf die Verfolgungen wegen Ketzerei in der methodistischen Kirche in England! Alles das deutet auf Veränderungen in der theologischen Welt; und solche Veränderungen, wo immer sie vorkommen, beeinflussen schnell die japanischen Anschauungen. Hier in Japan haben wir alle Erscheinungen der Gedankenbewegung: deutsche, englische und amerikanische Kritik und Philosophie. Wir können Veränderungen nicht vermeiden. Aber Veränderung heißt nicht Zerstörung. Voltaire, Diderot, Bain und andere haben den Untergang des Christentums geweissagt; aber es lebt, und nie in der Geschichte war es so lebenskräftig wie im neunzehnten Jahrhundert. Es hat sich immer verändert. Ein Jahrtausend lang glaubten die Christen, daß Christus starb, um eine Schuld gegen den Satan einzulösen. Jahrhunderte lang verachtete die Kirche das Familienleben und den Staat und huldigte dem Asketismus. Aber diese und unzählige andere Vorstellungen, denen man lange Zeit die Bedeutung unentbehrlicher Lebensbedingungen beimaß, sind verschwunden, und die Kirche überlebt sie. Die Neuerer sind nicht die Feinde der Religion gewesen. Hus und Luther, Robertson[1]) und Bunyan, Wesley und Chalmers, Schleiermacher, Coleridge, Maurice, Robertson[2]) und Beecher waren sämtlich Neuerer und wurden als Häretiker bekämpft. Aber sie sind die Einzigen, denen wir den Fortschritt der Kirche verdanken. Auch die sogenannten negativen Kritiker haben einiges für den Fortschritt des christlichen Gedankens gethan. Die Tübinger Kritiker gaben Klarheit über die Geschichte des Urchristentums; Strauß, Renan und Keim brachten neue Wahrheiten über das Leben Christi an den Tag. Auch in jüngster Zeit hat die biblische Kritik über die alttestamentlichen Bücher mehr Klarheit verbreitet. Das Christentum verändert sich; es nimmt Ideen und Gewohnheiten in sich auf; aber wie es sich durch solche Aneignung verändert, so giebt es dem, was es sich aneignet, neues Leben. Es ist noch Christentum trotz seiner Veränderungen. Sieh, verschieden war Origines von Augustin, Tauler von Calvin, Wesley von Edwards! Dennoch sind alle Christen. Wir müssen sorgfältig zwischen den bleibenden Elementen und den vorübergehenden Beimischungen unseres Glaubens unterscheiden. Thörichte Leute glauben zuweilen, sie könnten eine Religion ins Leben rufen durch Zusammenstellung der besten Elemente aus vielen Glaubensweisen. Das wäre gerade so, als versuchte man einen lebendigen Körper herzustellen, indem man von verschiedenen Orten die Teile, aus denen er zusammengesetzt sein soll, zusammenbrächte. Eine Religion ist nicht das Erzeugnis des Denkens, sondern ein Gewächs, ein lebendiges Ding. Endlich, das zukünftige Christentum muß auf Christus gegründet werden. Das wird es konkret, praktisch machen. Rechtschaffenheit, Glaubenskraft, Erlösung, das sind nur Worte, bis sie sich in einer großen Persönlichkeit verwirklichen. Einige bekämpfen Christus, wie sie glauben; aber es ist immer eine Lehre über Christus, nicht er selbst, was sie angreifen. Griechische und römische Katholiken, Calvinisten und Arminianer, Orthodoxe und Liberale vereinigen sich darin, ihn zu verherrlichen und zu lieben, den selbst ein Mann wie Rousseau als den Idealmenschen ansah. Mit diesem großen Charakter als Mittelpunkt wird

---

[1]) Schottischer Theologe des 18. Jahrhunderts.
[2]) Englischer Theologe der Neuzeit.

das Christentum der Zukunft etwas sein, was den ganzen Menschen befriedigt, sein Denken, sein Fühlen und sein Wollen; und alle unsere jetzigen Sekten, Baptisten, Bischöfliche, Methodisten, Unitarier und all' die andern werden Elemente zu diesem weitherzigen und alle einschließenden Glauben dargereicht haben".

Wie sehr ein solches Christentum der Zukunft, das alle japanischen Christen zu einer japanischen Nationalkirche zusammenzuschließen vermag, die Gemüter weiter christlicher Kreise in Japan beschäftigt, das spiegelt sich auch in der Weise wieder, wie die „Japan Daily Mail" selbst ihre Augustrundschau vom vorigen Jahre mit Rücksicht auf diesen Punkt einleitet. „Die religiösen Blätter", so lesen wir da, „sagen nichts von Politik, aber was sie über die Religion sagen, ist durch und durch mit jenem Geist des Ringens nach Unabhängigkeit von fremder Bevormundung getränkt, welcher so offenbar in der politischen Welt hervortritt. Welches wird die religiöse Zukunft Japans sein? Inwieweit wird das Christentum angenommen werden? Und welchen Veränderungen wird diese Religion unterworfen werden, wenn sie in diesem Lande Wurzel faßt? Das sind die Fragen, welche in den christlichen Zeitschriften aufgeworfen und eifrig erörtert werden. Daß das Christentum in Japan Fuß fassen, daß es ein Faktor in der zukünftigen Entwicklung sein wird, das ist eine Überzeugung, welche von allen christlichen Blättern, wenn nicht auch von denen anderer Konfessionen, gehegt wird. Aber ebenso klar und fast ebenso allgemein verbreitet ist die Überzeugung, daß das Christentum, welches in Japan das Übergewicht gewinnen wird, noch nicht an diesen Gestaden erschienen, noch in irgend welchem andern Lande in die Wirklichkeit getreten ist. Denn diejenige Form des Christentums, welche für Japan annehmbar sein und Einfluß daselbst erlangen soll, muß, so thun diese Blätter dar, das Erzeugnis japanischen Geistes sein und die Verhältnisse der japanischen Gesellschaft wiederspiegeln und ihnen entsprechen". Ebenso bezeichnend für eine Wendung der geistigen Strömung auch in den japanischen Gemeinden, welche von der orthodoxen Mission ausgegangen sind, ist die Ansprache Kozakis auf dem religiösen Kongreß in Chicago. Der Wortlaut derselben liegt uns leider nicht vor. Aber, wenn, was das universalistische Blatt „Jiyu Kirisutokyo" daraus mitteilt, der Wahrheit entspricht, so hätte Kozaki, der gegenwärtige Leiter der Doshisha und neben Yokoi der hervorragendste Vertreter der Kumiaikirche, sich dahin ausgesprochen, daß die japanischen Christen, obwohl sie sich mit keiner der bestehenden liberalen Denominationen identifizieren, dennoch eifrig eine liberale Theologie verbreiten. Ja, selbst die presbyterianischen Kreise, in denen doch im Zusammenhang mit den Dr. Briggsschen Wirren[1]) noch in jüngster Zeit eher ein Rückschlag in konservativer Richtung stattgefunden hat, können sich dem mächtigen Zuge zu der sogenannten „Neuen Theologie" nicht ganz entziehen.

Nach Mitteilung des Shinri stellte Herr Togawa in einer Versammlung des Presbyteriums von Tokyo im Herbst 1893 den Antrag, daß es den Geistlichen erlaubt sein solle, Pastoren ihrer Gemeinden zu bleiben, auch wenn sie Zweifel an der Gottheit Christi hegten. Bei dieser Gelegenheit wurde im Presbyterium festgestellt, daß, wenn der Glaube an die Gott-

[1]) Siehe oben S. 83.

heit Christi gefordert werde, eine Anzahl von Predigern würden ihre Kanzel verlassen müssen.

Wir schließen diese Darlegungen mit einigen Mitteilungen aus einem Aufsatz des Predigers Y. Mashino im Rikugo Zasshi nach der Japan Daily Mail vom 29. Dezbr. 1893. In demselben giebt Mashino ein anschauliches Bild von der Stellungnahme der verschiedenen Kreise in der japanischen Christenheit zu den theologischen Fragen der Gegenwart. Das Thema des Artikels lautet: „Die rechte Zeit für eine Hinwendung zur Bewegung der neuen Theologie“. Es heißt darin: „Seit dem Erscheinen der ‚Neuen Theologie‘ in der japanischen Christenheit haben sich die Christen in drei Gruppen geteilt. Unter diesen kann eine Gruppe, die wir die Fortschrittspartei nennen wollen, als aus denen zusammengesetzt bezeichnet werden, die intellektuell gebildet und wohl vertraut mit den Bestrebungen des religiösen Denkens im abendländischen Christentum sind. Diese Leute sind mit der alten Theologie unzufrieden geworden und haben den Einzug der ‚Neuen Theologie‘ mit Freuden begrüßt“. Die Japan Mail teilt uns zur Orientierung mit, daß Herr Mashino seine theologische Ausbildung auf dem theologischen Seminar zu Andover in den Vereinigten Staaten empfangen hat, und daß diese Hochschule als das Hauptquartier der ‚Neuen Orthodoxie‘ oder der ‚Liberalen Orthodoxie‘ in Amerika bekannt ist. Diese neue Theologie trete für den Glauben ein, daß das ewige Los des Menschen beim Tode noch nicht endgültig entschieden werde, und gestehe auch rationalistischen Ansichten hinsichtlich der Schriftauslegung eine Berechtigung zu; sie sympathisiere mit einem Wort in hohem Maße mit denen, welche die Theologie als eine fortschreitende Wissenschaft ansehen. Die zweite nun unter den Gruppen, von denen Mashino redet, besteht aus den Konservativen. „Zu ihnen gehören in Japan hauptsächlich die auswärtigen Missionare.“ Mashino verwahrt sich ausdrücklich dagegen, diese für abergläubisch oder engherzig zu halten. Doch haben sie der neuen Bewegung von vornherein Widerstand geleistet. Die dritte Gruppe bildet die große Masse der gemäßigten und praktisch gerichteten Christen. Sie sind „weder Feinde noch Freunde“, sondern leidenschaftslose Beobachter der neuen Bewegung, derjenige Bestandteil, von deren Stimmen zuletzt die Zukunft der ‚Neuen Theologie‘ abhängt. Diese Zukunft ist hoffnungsvoll, wenn jene Leute sie begünstigen, andernfalls ist sie trübe. Als die neue Bewegung begann, wurde eine große Verwirrung angerichtet. Jetzt haben sich die Sturmeswogen gelegt. Schon ist der Fortschritt gesichert, daß der Ruf ‚Ketzer‘ seitens der Konservativen nicht mehr laut wird. Praktisch hat die ‚Neue Theologie‘ sich ihren Platz gesichert. Alle ertragen sie, obschon ihrer viele sind, die sie nicht annehmen. Dies Große ist erreicht: es ist keine Ketzerei mehr. Das Ziel völligen Sieges mag fern sein, aber der Weg dazu ist offen. Jetzt ist die Zeit für weiteren Fortschritt. So ist es auch Zeit für eine entschiedene Wendung in unserer Bewegung. Diese Wendung erblickt der Verfasser darin, daß die ‚Neue Theologie‘ mehr ihre aufbauende, positive, den echten Glauben fördernde, begeisternde Seite hervorkehre. Dadurch werde es auch gelingen, die große Masse der mehr praktisch gerichteten Christen dafür zu gewinnen.

Man kann der japanischen Christenheit nur von ganzem Herzen wünschen, daß sie in einer weitherzigen und doch auch wahrhaft religiösen, dem innersten

Kern des Evangeliums entsprechenden Auffassung des Christentums eine Grundlage finde, auf der sich eine einheitliche, japanische, echt evangelische Nationalkirche unabhängig von auswärtigen Denominationen aufzubauen vermag.

Am klarsten zeigt vielleicht den Weg zu diesem Ziele der schon oben erwähnte Aufsatz des Pfarrers Yokoi über das Thema „Was ist Christentum?" Er vertritt die Stelle einer Rede, welche Yokoi auf dem religiösen Kongreß in Chicago hat halten wollen, aber nicht gehalten hat, weil er an seiner Reise dorthin verhindert wurde. Wir geben denselben im folgenden Heft nach der Japan Daily Mail vom 29. September 1893 wieder.

XXIII. Rev. Dr. Greene über die Aussichten des Christentums in Japan[1]).

Dr. Greene und seine Frau feierten im Herbst des vorigen Jahres ihr 25jähriges Missionarsjubiläum. Im Jahre 1869 wurden sie als erste Vertreter der amerikanischen Kongregationalisten-Kirche (A. B. C. Gesellschaft) nach Japan gesandt. Die segensreiche Wirksamkeit, welche diese Kirche seitdem in Japan entfaltete, ist bekannt. Insbesondere hat der Name Nishimas, welcher aus dieser Kirche hervorging, eine weite Verbreitung erlangt. Greene selbst arbeitete an verschiedenen Orten und in verschiedenen Stellungen, sowohl als Lehrer an der Doshischa wie als praktischer Missionar; an der Übersetzung der Bibel in das Japanische hat er hervorragenden Anteil. Greenes Verdienste fallen nicht sehr in das Auge; er ist kein Mann des äußeren Effektes. Er hat es aber verstanden, infolge einer glücklichen Mischung von Milde und Entschiedenheit, von unzweifelhafter Religiosität und weitherziger Duldung nicht bloß ein versöhnendes Element der Missionare aller Schattierungen zu werden, sondern auch auf die Beziehungen zwischen den Missionaren und den japanischen Christen heilsam einzuwirken. Wenn man bedenkt, daß beide Punkte mit die größten Probleme der modernen Missionsentwicklung Japans bilden, so läßt sich die Bedeutung Greenes leicht ermessen. Seiner gediegenen Kenntnis japanischer Verhältnisse verdankt er seine neuliche Wahl zum Präsidenten der Asiatic Society of Japan.

Das vorliegende Pamphlet, ursprünglich ein Vortrag, gehalten am 6. Dezember 1894 vor der Tokyo Conference, einer alle Missionare umfassenden Vereinigung, ist ganz aus Greeneschem Geist geboren: durchweg große Gesichtspunkte, ein ungewöhnliches geschichtliches Verständnis und eine tiefe Kenntnis des japanischen Charakters.

Der Verfasser geht davon aus, daß nach den glänzenden Erfolgen der Mission vor 1890 ein gänzlicher Umschlag eingetreten sei. Indem er nach den Gründen der gegenwärtigen Reaktion fragt, führt er mit Übergehung der äußeren Veranlassungen wie Vertragsrevision 2c. nur die tiefer liegenden Ursachen an. Als erstes erwähnt er, daß den Japanern der Sinn für das Persönliche in hohem Grade abgehe. Ein „persönlicher" Gott

---

[1]) „The outlook for Christianity in Japan" by Rev. D. C. Greene, D. D. Tokyo 1895.

ist ihnen nicht leicht denkbar, und wenn früher auch viele sich zum Christentum bekehrten, so hat doch jener Mangel an Persönlichkeitssinn einen großen Prozentsatz wieder in die Arme des ihnen kongenialen Pantheismus zurückgetrieben. Der zweite Grund ist der intensive Einfluß, welchen die in Europa, Amerika und Australien auftretenden Bewegungen auf Japan und insbesondere auf das durch die hohe Bildung vieler seiner Glieder mit der Außenwelt eng verbundene christliche Japan ausübten. So sehen wir z. B. in Amerika rc. von 1870 bis 1890 die evangelische Bewegung auf ihrer Höhe, während von da ein Rückschlag eintrat. Genau so ist es in Japan. Es ist nicht denkbar, daß beides ohne inneren Zusammenhang ist. Unter diese Weltbewegungen rechnet der Verfasser auch den Nationalismus (Chauvinismus), welcher nach intensiver Herrschaft in Rußland, Amerika, Australien rc. hier in ebensolcher Stärke auftretend die Japaner zum Abschluß gegen Fremde und Fremdes veranlaßte. Eine solche Weltbewegung ist auch die liberale Theologie. Dieselbe ist an und für sich zweifellos berechtigt und wird nach dem Plan der göttlichen Vorsehung „zu einer richtigeren und mehr symmetrischen Anschauung Gottes in seiner Beziehung zu der Welt führen". Hier in Japan mußte diese Bewegung naturgemäß großen Verlust persönlichen Glaubens nach sich ziehen und die radikalen Anschauungen der Führer des japanischen Christentums sind wesentlich darauf zurückzuführen. Die große Masse der Christen glaubt der Verfasser noch mehr oder weniger unberührt. Indem der Verfasser zugiebt, daß diese Bewegung auch ohne die liberale Mission nach Japan gekommen sein würde, fügt er folgenden Satz wörtlich bei: »Knowing, as I do, the representativs of the new Theology in Japan, I feel, that, on the whole, they are acting with us as a conserving force in Japanese society«. —

Nachdem somit die Gründe des gegenwärtigen Zustands dargelegt sind, werden im 2. Teil die Aussichten für die Zukunft behandelt. Auch hier werden äußere Daten nicht gegeben. Der Verfasser geht in die Tiefe und als ein Beobachter, welcher gerade da das Wichtigste sieht, wo der oberflächliche Blick nichts wahrnimmt, sucht er zu beweisen, daß die Unterströmung christlichen Denkens und Lebens in Japan mächtig ist und immer mächtiger wird, so daß sie eines Tages, die vorerwähnten Mächte siegreich schlagend, unwiderstehlich hervorbrechen muß. So wird die Idee der Einheit der Kultur schließlich die nationalen Gegenströmungen besiegen, während in beständigem Verkehr mit dem Westen das Persönliche mehr zu seinem Recht kommt. Als Beleg für letzteres führt der Verfasser an, daß neuerdings nicht mehr die unpersönliche Idee des Mikadotums, „wie ein deutscher Beobachter es ausgedrückt hat", sondern die Person des Kaisers selbst Gegenstand der Verehrung sei. So möge gegenüber dem Pantheismus auch der persönliche Gott eine Stelle gewinnen. Wenn wir es auch gegenwärtig nicht so deutlich bemerken, so übt doch die Wirksamkeit der Missionare, die Missionsschulen, die Bibelverbreitung, der wachsende Zufluß europäischer Litteratur, die schließlich selbst den Geist der Sprache verändert, und anderes mehr einen schließlich unwiderstehlichen Einfluß.

Der Verfasser ist durchaus zuversichtlich. Der Referent, welcher es gerne gesteht, daß er in langem Verkehr mit Dr. Greene vielfach von demselben beeinflußt wurde, befindet sich mit ihm in Übereinstimmung.

Wann die Stunde der Ernte kommt, wissen wir nicht; vielleicht in vielen Jahren nicht. Hoffen wir, daß es dem Jubilar beschieden ist, sie mit Gottes Gnade noch zu erleben!

Tokyo, Februar 1895. C. Munzinger.

Aus dem Missionsleben in England.

Englische Missionsleistungen. Jubelfeier der Londoner Missionsgesellschaft am 15. Januar 1895. Islington Clerical Meeting.

Von Missionar Pfarrer Emil Schiller.

Sehen wir auf das religiöse Leben, wie es bei den beiden größten protestantischen Völkern der Welt, den Engländern und Deutschen, in die Erscheinung tritt, so müssen wir bei dem Engländer eine erstaunliche Gewandtheit in der freien Aussprache der religiösen Gedanken bewundern, während uns Deutschen unstreitig der Vorzug einer größeren Innigkeit des religiösen Gemütslebens eigen ist. Beides sind freilich Vorzüge, die gar leicht zu Fehlern werden können: die übergroße Scheu vor Erschließung des eigenen religiösen Besitzes in der Öffentlichkeit kann zur Folge haben und hat es thatsächlich, daß man sein Pfund im Schweißtuche verborgen hält, statt es in der Gemeinschaft wirken zu lassen, ja daß man überhaupt religiöse Gespräche in der Öffentlichkeit möglichst vermeidet und so dem öffentlichen, gesellschaftlichen Leben den Anschein giebt, als wäre dasselbe von religiösen Fragen unberührt (oberflächliche Beurteiler wissen darum von dem „unchristlichen Deutschland" zu reden); andererseits führt das übermäßige Wertlegen auf laute Bezeugung des religiösen Besitzstandes vor der Öffentlichkeit, wie sie in England namentlich in den so beliebten religiösen Meetings mit ihren endlosen, eintönigen Laiengebeten und -Ansprachen geschieht, gar leicht dazu, in einem äußeren Bekennen, in einem lärmenden, aufdringlichen, geräuschvollen Gebahren das Wesen der Religion aufgehen zu lassen (vgl. zu manchen der sogenannten Prayer-Meetings Matth. 6, 5—8).

Der Fremde, der auf das religiöse Leben Englands achtet, muß zunächst betäubt und verwirrt werden durch das freie Spiel der in bunter Mannigfaltigkeit wirkenden Kräfte, durch das wirre Durcheinander von verschiedenartigen Kirchengemeinschaften, Sekten und freien Bruderkreisen, die ihm vor Augen treten. Immerhin ist auch in England die religiöse Gleichgiltigkeit unter Gebildeten und Ungebildeten erschreckend groß; die Church of England hat ebenso, wie unsere deutschen Landeskirchen, über das Fehlen der Männerwelt in den Gottesdiensten zu klagen. Doch sind alle Denominationen mit großem Eifer und sichtlichem Erfolge bemüht, Leben um sich her zu verbreiten. Die Mittel sieht eine der anderen ab: der Salvation-Army setzte die Staatskirche alsbald eine Church-Army an die Seite; um die Predigten anziehender zu machen, verlegt man sie aus den eigentlichen

gottesdienstlichen Räumen in Konzertsäle oder andere Hallen und schickt ein Konzert voraus; im Sommer sollen die Straßenpredigten eine große Rolle spielen.

Imponieren muß jedem Ausländer die Höhe der Geldbeiträge, welche die englische Nation für religiöse Zwecke aufbringt. Allein die Church Missionary Society, allerdings die größte der englischen Missionsgesellschaften, konnte im letzten Etatsjahre (1893/94) die ansehnliche Summe von mehr als je £ 270 000 in Ausgabe und Einnahme verrechnen. Damit konnte die Gesellschaft denn auch eine entsprechend hohe Zahl von Missionsstationen und von Missionaren unterhalten: am 1. Juni 1894 arbeiteten 843 Europäer (Frauen mit eingerechnet), 323 eingeborene Geistliche und 5122 eingeborene Laienagenten auf den über alle Welt zerstreuten Stationen, denen 200 000 eingeborene Christen angehörten. Die Zahlen für Japan und China sind folgende. Japan: 68 europäische Missionare, 7 (!) eingeborene Geistliche, 100 Laienhelfer, 3109 eingeborene Christen; China: 110 europäische Missionare, 24 eingeborene Geistliche, 399 Laienhelfer, 12 842 Bekehrte. Das sind gewiß stattliche Zahlen, denen wir nichts Gleiches an die Seite setzen können. Gottlob, daß wir wissen: daß es dem Herrn nicht schwer ist, „durch viel oder wenig zu helfen“, und daß auch aus dem kleinen Senfkorn ein stattliches Gewächs emporwachsen kann. Tröstlich und ermutigend ist das Beispiel der Brüdergemeine, die in der Heidenwelt zweieinhalb mal so viel Heidenchristen als die Mutterkirche in der Heimat Glieder zählt.

Zwei Dinge sind es namentlich außer den reicheren Geldmitteln, durch welche sich der englische Missionsbetrieb wesentlich vor dem deutschen auszeichnet. Das erste ist, daß die englischen Gesellschaften so viele Arbeiter auf dem Missionsfelde haben, welche ihre Ämter als Ehrenämter bekleiden. Die Church Missionary Society allein hat in ihrer Liste 100 solcher unbesoldeten Arbeiter in der Heidenwelt und circa 20 andere werden von der Gesellschaft nur teilweise unterhalten. Das zweite ist, daß in der Zahl der englischen Missionare verhältnismäßig viele akademisch (d. h. meist auf Colleges) gebildete Geistliche sich befinden. In Deutschland ist es leider noch eine Seltenheit, daß ein akademisch gebildeter Theologe sich zum Missionsberufe entschließt; in weiten Kreisen, nicht bloß bei der Landbevölkerung, herrscht dort noch das Vorurteil, daß eine gründliche wissenschaftlich-theologische Vorbildung für den Missionsberuf zum mindesten überflüssig sei.

Freilich hat die englische Missionsarbeit auch bereits eine längere Geschichte hinter sich. Schon 1702 ging der Rev. G. Keith als erster Missionar der im Jahre vorher gegründeten Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts nach Nordamerika. Einen neuen Impuls erhielt der englische Missionsbetrieb 1792 durch die berühmte Predigt William Carey's in Nottingham („Unternimm große Dinge für Gott und erwarte große Dinge von Gott“), deren 100jähriges Gedächtnis alle Missionsfreunde vor 3 Jahren gefeiert haben (vgl. Z. M. R. 1892, 175, 219). Vor 2 Jahren feierte die Baptist Society, eine Frucht jener Predigt, den Jubeltag ihres 100jährigen Bestehens.

Das Jahr 1895 ist das Jubeljahr der jetzt rein kongregationalistischen London Missionary Society, die am 15. Januar 1795 in dem großen Saale der Castle and Falcon Inn, Aldersgate Street, London

„nach viel Gebet und Überlegung" (after much prayer and deliberation) gegründet worden ist und im Jahre 1797 in der Südsee auf Tahiti, auf den Freundschafts- und Marquesasinseln das eigentliche Missionswerk begann (1886 mußte freilich Tahiti nach 89jähriger Arbeit den von ihrer Regierung unterstützten französischen Missionaren völlig überlassen werden). Außerdem wirkte und wirkt diese Gesellschaft noch in Süd- und Mittelafrika, auf Madagaskar, in Ost- und Westindien und in China. In den Listen ihrer Missionare glänzen die Namen eines John Williams, Dr. Moffart, Morrison, Dr. Livingstone u. a. Am merkwürdigsten ist wohl das Werk dieser Gesellschaft auf Madagaskar, von welcher Insel sich die Missionare für 23 Jahre zurückziehen mußten, weil ihre Anwesenheit die Leiden, welche die eingeborenen Christen um ihres Glaubens willen zu erdulden hatten, vermehrte. Als sie es endlich wagten, das Werk wieder aufzunehmen, fanden sie zu ihrer Freude, daß die Zahl der Heidenchristen sich inzwischen trotz der schrecklichen Verfolgungen aufs Zehnfache vermehrt hatte. In dem abgelaufenen Jahrhundert ihrer Wirksamkeit hat die Gesellschaft im ganzen 100 männliche und weibliche Missionare ausgesandt. Am Ende des Rechnungsjahres 1893/94 wirkten auf 107 Stationen und 2450 Außenstationen 409 europäische Missionare (die Frauen eingerechnet), 1476 ordinierte Eingeborene und 6778 sonstige eingeborene Prediger, welche 412 375 Heidenchristen in ihren Gemeinden hatten, die selbst schon £ 20 000 Jahresbeitrag leisten. Die gesamte Jahreseinnahme betrug £ 145 681, denen freilich an Ausgabe £ 178 897 gegenüberstehen. Doch ist das Defizit, gegen welches man schon Jahre lang vergebens angekämpft hatte, durch die außerordentlichen Leistungen des eben angebrochenen Jubeljahrs bereits gedeckt.

Die Jubelfeier, mit welcher der Verein sein zweites Jahrhundert begann, fand statt am 15. Januar d. J. im City Temple, in welchem Dr. Parker seine Predigten zu halten pflegt. Es herrschte eine große Begeisterung in der sicherlich 1800—2000 Köpfe zählenden Versammlung. Brausender Beifall begrüßte und belohnte die Redner. Siegesfroh klang es durch den weiten Raum:

‚Who is on the Lord's side?
Who will serve the King?
Who will be his helpers
Other lives to bring? . . . .

By Thy call of mercy,
By Thy grace Divine,
We are on the Lord's side,
Saviour, we are Thine!'

Der ehrwürdige Präsident Hugh Matheson gab in seiner schlichten Weise Bericht über die Thätigkeit des Vereins, erfüllt von Dank gegen Gott, der soweit geholfen. Sein Herz wurde weit, als er von der thatsächlichen Union der meisten protestantischen Missionsgesellschaften auf dem Missionsfelde sprach und daran die Hoffnung knüpfte auf eine größere Annäherung der verschiedenen Kirchenkörper auch in der Heimat. Dann redeten die beiden Kongregationalistenprediger Dr. Berry und Dr. Pentecost, beide in lebendiger, packender Weise, oft der Rede eine humoristische Wendung gebend, aber immer wieder auf die Höhe der Feststimmung zurückkehrend.

Dr. Berry wies auf die Krisis hin, die ein Jubeljahr bedeuten könne, warnte vor Überhebung und Nachlassen im Eifer und machte das deutsche Kaiserwort „Volldampf voraus!" zur Losung für's neue Vereinsjahrhundert. Er wies den Gedanken zurück, als ob die Missionsarbeit vergebliche Mühe sei, da die heidnischen Völker in ihren Landesreligionen die höchstmögliche Stufe ihrer religiösen Entwicklung erreicht hätten. „Ein Christus, der nur für Engländer paßt, ist kein Christus, passend für Engländer". Auch Zoroaster, Konfuzius, Buddha seien in gewissem Sinne von Gott begeisterte Männer gewesen. Er verglich sie mit Moses, dem jüdischen Gesetzgeber. Wie dieser, so seien auch jene „Zuchtmeister auf Christum hin". Nur die in Christo geoffenbarte Liebe des himmlischen Vaters könne den Menschenherzen Hilfe bringen, da ihnen diese Liebe allein eine neue Kraft des reinen Lebens verleiht, während alle jene anderen Helfer nur eine moralische Belehrung geben können, aber keine wirkliche Hilfe. — Dr. Pentecost redete von der Weissagung des Heils für alle Völker (in einer oft recht anfechtbaren Ausdeutung alttestamentlicher Schriftstellen) und von deren Erfüllung, die in keinem Jahrhundert mehr stattgefunden habe, denn in dem abgelaufenen. Seit Carey nach Indien ging, seien allein dort mehr Heiden bekehrt worden, als in dem ersten Jahrhundert der christlichen Kirche auf allen Missionsgebieten, ja mehr als das, die ganze Atmosphäre in jenem Lande sei der christlichen ähnlicher geworden.

Den Schluß der Ansprachen machte Missionar Chalmers von Neu-Guinea, eine kurze, gedrungene, kräftige Gestalt mit sonnengebräuntem Gesicht, umrahmt von weißem Haar, bei seinem Auftreten mit einem unbeschreiblichen Beifallssturm empfangen. Er wünschte dem Verein für seine Missionsarbeit im neuen Jahrhundert die Taktik der Japaner in dem Kriege gegen China: immer Angriff, niemals Defensive, denn die Defensive ist Flucht! Beim Ausgange wurde die hochinteressante »Story of the London Missionary Society 1795—1895 by C. Silvester Horne« viel begehrt.

Am selben Tage hatte von 10$^1/_2$ Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags (mit einstündiger Pause) in der Bishop Wilson Memorial Hall das Islington Clerical Meeting getagt, die jährliche Generalmusterung der Low Church oder, wie diese Partei sich selber nennt, der evangelischen Richtung in der Staatskirche. 400—500 Geistliche aus allen Teilen der englischen Kirche hatten sich eingefunden, darunter der Präsident der C. M. S. (einer der wenigen anwesenden Laien), ferner Bischof Dr. Moule von Mittelchina, der Bischof von New-Caledonien — der Bischof von Liverpool hatte sein Fehlen entschuldigt. Auch hier herrschte eine arbeitsfreudige und kampfesmutige Stimmung. Behandelt wurde das ungeheuer weite Thema: „Die Evangelisation der Menschen", und zwar in 3 Abteilungen: Evangelisation unter den Juden, unter den Heiden und den Mohammedanern und in der Heimat. Jeder Teil war mit 2—3 Referaten bedacht, von denen das erste die Verpflichtung zur Evangelisation, die anderen die anzuwendenden Methoden zu besprechen hatte. Dieses Überschütten mit Stoff ist recht charakteristisch für englische Konferenzen. Beschränkung auf einen der drei Teile wäre sicherlich am Platze gewesen. Zum Kapitel der Heiden- und der inneren Mission ist wohl kaum etwas Neues gesagt worden, das beste Referat war unstreitig das erste, das des Archdeacon Peronne über die prinzipielle Verpflichtung der Christenheit zur Judenmission. Wir sind

Schuldner, so führte der Vortragende aus, der Juden ebensowohl wie der Heiden, und zwar aus drei Gründen: 1. weil wir von ihnen die heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes nach ihrer menschlichen Seite haben, 2. weil von ihnen Christus herstammt nach dem Fleisch, 3. weil die Judenschaft durch ihre Existenz, zerstreut unter allen Völkern, einen sichtbaren Beweis bildet für die Wahrheit der Gerichte und Heilsverkündigungen Gottes. Den ergreifenden Schluß bildete die Hinleitung zu dem Schriftwort: „Du Schalksknecht, alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest; solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe?" — Die Lektüre dieses ruhigen, klaren, akademisch-vornehmen Vortrages würde sicherlich manchem heißspornigen Antisemiten unserer preußischen Landeskirche gut thun. In England hat man überhaupt kein Verständnis für die Animosität so vieler deutscher Geistlichen gegen das Judentum und behandelt die ganze Frage in einem viel ruhigeren, vornehmeren Tone, mehr als eine religiöse, eine Missionsangelegenheit, denn als eine politische, national-ökonomische Frage.

Es würde zu weit führen, wollte ich weiter auf das kirchliche und religiöse Leben Englands eingehen; die Beobachtungen meiner Vorgänger, die in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift niedergelegt sind, stimmen auch heute noch. Nur das sei noch gesagt, daß wir Deutsche allerdings in unserem kirchlichen Leben viel von den Engländern lernen können, vor allem die größere Toleranz, die leidenschaftslosere Art der Betrachtung eines fremden Standpunkts, wie mir wenigstens bei den verschiedensten Persönlichkeiten in England entgegengetreten ist. Doch wolle Gott uns bewahren vor dem oberflächlichen Nachahmen des äußeren religiösen Gebahrens der Engländer, das durch zahlreiche Kanäle in unser deutsches religiöses Leben hindurchzusickern droht, aber so gar nicht für unser deutsches Volk passend ist. Gebe Gott, daß unserer Kirche erhalten bleibt ihre rein deutsche Art: eine tiefe, keusche religiöse Innerlichkeit und ein stilles, geräuschloses, aber treues Arbeiten an den Herzen, „nicht mit Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern mit Einfältigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht".

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

XI.

Dem Unkulunkulu entspricht nach dialektischer Lautwandlung und auch in wesentlichen Zügen sachlich der (o) Mukuru bei den Hereró (Réville p. 139) „d. h. der Uralte, ihre Hauptgottheit, ein Geist, als dessen Wohnung der ferne Norden genannt wird; an verschiedenen Orten wird sein Grab als heiliger Ort betrachtet; jeder Stamm soll seinen eigenen Mokuru haben, auf den alle abergläubische Gebräuche zurückgeführt werden" (Ratzel S. 346). Das Grab weist entschieden auf den Stammesahnen, wie die nördliche

Wohnung auf frühere Sitze des Volkes; die Vervielfältigung des Grabes könnte die Stationen auf seiner Wanderung bezeichnen, aber auch wie bei den Hottentotten eine Art pantheistischer Identifikation verstorbener Häuptlinge mit ihrem Urahnen oder doch ein Fortleben desselben auch in seinen Nachkommen. Die Herero haben aber unter sich Besonderheiten, welche es doch fraglich erscheinen lassen, ob die Entwicklung ihres Begriffs vom Mokuru ganz dem von Unkulunkulu parallel läuft. Sie sind nämlich in 6 bis 7 Kasten, Ejanda, eingeteilt, deren jede ihre besonderen Gebräuche, namentlich Speiseverbote hat, und zwar vererbt sich die Zugehörigkeit zu einer Ejanda durch die Mutter[1]), die überhaupt bei ihnen eine hochgeachtete Stellung einzunehmen scheint; denn sie schwören „bei den Thränen ihrer Mutter". Diese Ejanda unterscheiden sich aber zuletzt nach der Abstammung von der Sonne, dem Regen u. s. w. Sonne, Mond und Sterne sollen aus dem Himmel, Vögel, Fische und Gewürm aus dem Regen geboren sein, und Omakuru, der den Regen giebt, wird zugleich als die höchste Gottheit betrachtet. Waitz S. 417 bemerkt dazu: „Ob unter dem Ejanda verschiedene Stämme zu verstehen seien, und welche Beziehung sie zu den religiösen Vorstellungen des Volkes eigentlich haben, ist bis jetzt noch unklar". Wie ich überhaupt den Matriarchat als sekundär ansehe, so scheint er mir hier einen sekundären Ursprung aus religiösen Differenzen zu verraten, da er sich mit der sonstigen Stammeinteilung nach Galton (Bericht eines Forschers im tropischen Südafr. 1854 S. 108 f.) nicht deckt. Die religiösen Differenzen erklären sich aus der Verschiedenheit der von uns dargelegten Entwicklungsstufen der Bantureligion. Diejenigen, die ihren Mokuru im Regen sehen, halten bei dem Zusammenhang von Regen und Himmel (oben VIII. 3 S. 176) fest an der ältesten Identifikation des Stammvaters mit dem Himmelsgotte; andere unterscheiden beide, indem sie die Stammeltern mit den Gestirnen verknüpfen; andere lösen sie auch von diesen ab. Wenn nun über diesen besonderen Mokuru ein gemeinsamer des ganzen Volks steht, so wird derselbe entweder den schöpferischen Himmelsgott im Unterschied von dem Stammesahnen bedeuten oder, wenn eine Ejanda diesen Unterschied nicht gelten läßt, einen unbestimmten Allgemeinbegriff für Gott bezeichnen. Ein solcher findet sich in der That in dem Namen Obempo d. h. Hauch, Geist, der nach Ratzel S. 346 nicht auf ein zweites Wesen neben der Hauptgottheit Mokuru gedeutet werden kann, sondern nach Josaphat Hahn nur das Geistige des „Uralten" bezeichnet. Zu Obempo vgl. das kaffrische itongo Geist (ob. VIII. 3 S. 175), in Mayumbe tembo Wind (Bastian, D. E. II. 315). Die Differenz in der Auffassung des Gottesbewußtseins der Herero zwischen Fritsch S. 230 ff. und Hahn, für den sich auch Schneider S. 76 erklärt, geht also auf Differenzen in den Anschauungen der Herero selbst zurück. Wenn aber die Herero nach Missionar Hugo Hahn glauben, daß nicht bloß Menschen und Tiere, sondern auch Himmel und Erde von Mokuru geschaffen wurden (Daheim 1886 S. 301), die doch bei den Kaffern als ewig gelten, während der Himmel allenthalben in Afrika sprachlich und substantiell mit dem höchsten Himmelsgeist verwachsen erscheint, so wäre es ja immerhin möglich, daß die abstrakte Bezeichnung des allgemeinen Mokuru als Obempo auch zu einer Abstraktion vom materiellen Himmel geführt und diesen selbst auch als Werk des schöpferischen Geistes habe fassen lassen, womit die denkbar höchste Stufe des Gottesbewußtseins in der religiösen Entwicklung dieser Völker erreicht wäre; doch zeigt schon die Ableitung der Ejandas von ihren besondern Mokurus, daß solch ein rein geistiges Gottesbewußtsein nicht das allgemeine Volksbewußtsein der Herero sein kann, sondern höchstens

---

[1]) Vgl. Jahrg. IX. 2 S. 97.

Höhepunkt der religiösen Entwicklung bei einzelnen, wenn nicht schon christliche Lehre sie beeinflußt oder der Missionar diese unbewußt hineingedeutet hat. Dagegen ist es nach den zu Unkulunkulus Hervorgang aus Schilfrohr beigebrachten kaffrisch-betschuanischen und kongesischen Parallelen unzweifelhaft ein uralter Zug der Sage, daß Mokuru die Herero aus einem Baum hervorgehen ließ (Waitz S. 416. Fritsch S. 231 f. Réville p. 144). Der Baum wird noch bei einem Omaruru genannten Ort gezeigt (Daheim 1886 S. 301). Viele glauben, es sei derselbe Baum, den sie Omum borombonga nennen, welchen Andersson in großen Hainen ostwärts von den heutigen Sitzen der Herero gegen den Ngamisee zu fand, was auch auf Einwanderung derselben von Osten her zurückweist (Ratzel S. 320). Wer ohne eine Weihegabe am heiligen Baum vorbeiging, hatte für sein Leben zu fürchten; man legte wenigstens einen Stein am Fuß desselben nieder mit dem Wort: „Vater, sei gegrüßt" (Globus XLIX. 247, Schneider S. 77). Es hängt wohl auch mit dieser Herleitung der Menschen von einem Baum, der natürlich ursprünglich der Himmels- oder Weltbaum war, zusammen, daß bei Opfern für die Ahnen diese durch gewisse Stöcke repräsentiert wurden (Waitz S. 416). Über die Abstammung der Tiere findet sich einige Verschiedenheit in den Angaben. Einerseits heißt es, sie seien aus einem Felsen hervorgegangen, die Menschen dagegen aus einem Baum (Globus a. a. O.); andrerseits sollen auch die größeren Tiere von diesem Baum stammen, Vögel, Fische und Gewürm aber aus dem Regen geboren sein (Waitz a. a. O.). Der Regen wie der Fels weisen wohl ebenso auf den Himmel zurück wie der Baum; doch bricht in der geocentrischen Auffassung des Mythus auch der Gedanke einer natürlichen Entwicklung hervor. Halb weist es noch auf den himmlischen Ursprung des Urmenschen und seine Verknüpfung mit Sonne oder Mond, halb auf seine Vergeistigung zum Kulturheros, wenn von ihm die Herero auch das Feuer erhalten haben wollen (Ratzel S. 347). Auch nach der Sage der Mussoronghi brachte der erste Mensch Watäkelele Feuer vom Himmel herab (Bastian, D. E. II. 222 vgl. yakala = Mensch ebd. S. 315). Bei den Herero scheint sich an diesen himmlischen Ursprung ein gewisser Kult des Feuers zu knüpfen: die Häuptlingstöchter haben das ewig brennende heilige Feuer vor ihrer Wohnung zu unterhalten, von welchem jeder neu sich abzweigende und fortziehende Stamm einen Brand mitgeteilt erhält; verlöscht das Feuer, so werden beim Wiederanzünden desselben Opfer gebracht (Waitz S. 416). Auch im alten Monomotapa ließ der König ein heiliges Feuer unterhalten (Pufendorf-Martinière, Introd. à l'histoire 1745 VII. 381 f.), und bei den Zulu gilt das Feuer, schon der Blick in die Flamme als Reinigungsmittel (Kranz S. 112).

Dasselbe Wort Unkulunkulu = Mokuru kehrt in einfacher Form deutlich wieder bei den kannibalischen Manjuema in Centralafrika als Ngulu d. h. der Große, nach Hellwald S. 103 den guten Geist bezeichnend, während der Geist des bösen, der in der Tiefe wohnt, Mulambu heißt, s. ob. Jahrg. VIII. 3 S. 177. Da Mulambu offenbar dasselbe Wort wie das allgemein ostafrikanische Mulungu für den Himmel und Himmelsgott (vgl. die Varianten Moambe, Mpambe ebd. 4 S. 232), so kann Mulungu unmöglich mit Johnston als mu-nkulu-n-kulu gedeutet werden (vgl. 3 S. 176), dem vielmehr Ngulu entspricht. Der Unterschied von Mulambu und Ngulu würde demnach zunächst der des Himmelsgottes vom menschlichen Stammvater sein. Wie freilich darans der Gegensatz eines bösen und guten Gottes geworden ist, läßt sich vor genauerer Erforschung der Religion der Lualabastämme nicht sicher feststellen. Man könnte an sich ebenso das Umgekehrte erwarten, da der Himmelsgott gewöhnlich als gut gilt und deshalb der Opfer zur Versöhnung nicht bedürftig erscheint, der Urahn dagegen als der zuerst Gestorbene auch als Herrscher des Totenreichs und böser Todesgott. Indes sendet er auch in der

Zulusage den Menschen die Botschaft des Wiederauflebens und ist doch als Stammvater auch der, dem sie zunächst das Dasein verdanken. Andrerseits wird auch Mulungu als Gewittergott zum bösen Todesgott (s. ob. 3 VIII. S. 177) und so kann er zugleich als eigentlicher Herrscher in der Unterwelt erscheinen, wodurch dann für Mlugu mehr die lebensfreundliche Seite hervortritt. Ebenso wenig läßt sich Genaueres feststellen über den Fidi mokulo bei den Tuschilange, obwohl mokulo sicher = kaffr. unkulu; soll er doch als der höchste gute schöpferische Geist gelten; an sich bedeutet ja das Wort nicht notwendig den menschlichen Stammvater, sondern „der Große oder Alte" und kann ebenso gut ein Epitheton des schöpferischen Himmelsgottes sein; es fragt sich daher noch, was Fidi bedeutet, ob in erster Linie Mensch oder Mond oder Himmel (s. ob. IX. 4 S. 219). Und weiter fragt es sich, ob einzelne Stämme nicht bei der urafrikanischen Identifikation des Himmelsgottes mit dem Stammvater stehen geblieben sind oder auch bei Unterscheidung beider sie doch zugleich wieder irgendwie zusammenfassen. Nach Serpa Pinto (Wanderung quer durch Afr. 1881 II. 318) heißt Gott in der Bundasprache Suku d. h. Großvater (cuko S. 316). Er ist aber offenbar Himmels- und Gewittergott, der über allen abgeschiednen Geistern steht; denn nach Magyar (Bastian, D. E. II. 227) kriegen von diesen die guten mit den bösen, deren Übermacht gezügelt wird durch die Gewitter des höchsten Wesens Suku-Vanange. Mit diesem Cuko mag aber auch Mokuko, der von Zöller (Kamerun IV. 73) erwähnte Todesgott der Kumbe, identisch sein. Bei den betschuanischen Wawenda ist Modimo unkulu (auch Ralowimba, Vater der Weihe genannt) bald Sohn des guten Schöpfers Kozane, bald selbst Schöpfer, bald Todesgott (Berl. Missionsber. 1879 S. 441). Er scheint mir in der That dem kaffrischen Unkulunkulu am nächsten zu stehen als vom schöpferischen Himmelsgott unterschiedner erster Stammesahn, als Stammvater auch Schöpfer genannt, als Vater der Weihe Kulturheros, Stifter der religiösen Ceremonien, als Todesgott der erste abgeschiedne Geist. Modimo d. h. der oben ist eine allgemeine kaffrische Benennung sowohl für den höchsten Himmelsgott als für jeden Ahnengeist. (Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

IV.[1]

Die theosophische Bewegung.

Eine von den Ausländern nach Indien verpflanzte, der Mission feindselige Vereinigung ist die von dem amerikanischen Oberst Henry Stael Olcott und seinen Freunden am 17. November 1875 in New-York ins Leben gerufene „theosophische Gesellschaft", die in allen Erdteilen, sogar in Afrika ihre Anhänger hat. 1893 zählte sie im ganzen 283, 1894 schon 400 Zweigvereine. Davon entfallen auf Indien, wo sie bald ihr Hauptquartier (in Adyar, einem ländlichen Vorort von Madrás, wo Olcott eine inmitten paradiesischer Palmen-

---

[1]) In Heft 1 d. Jahrg. S. 37 Z. 6 muß es heißen: solche, statt selbst; Z. 16 von statt an; S. 38 Z. 6 Tanzmädchen statt Baymädchen; Z. 15 ein Konvertit statt in Cawertät; S. 39 Z. 5 Missionare statt Missionen.

und Blumengärten an einem Flusse und nahe dem Meere gelegene Villa bewohnte) aufschlug, (einschließlich Ceylon) 167 bezw. 175, auf Amerika (einschließlich Westindien) 74 bezw. 89, auf Europa 30 bezw. 70, auf Australien 10, Afrika, Japan und die Philippinen je 1. (1879 zählte sie nur 2, 1883 93 und 1886 132 Zweiggesellschaften, von letzteren 107 in Indien, 8 in Europa, 15 in Amerika, je 1 in Afrika und Australien.) Seit dem 29. Juni v. J. haben wir auch die zweifelhafte Ehre, eine deutsche theosophische Gesellschaft mit ihrem Sitz in Berlin zu besitzen. Oberst Olcott, der sich samt seiner Helfershelferin, der Russin Blavatsky, durch seine spiritistischen Taschenspielerkünste in Amerika unmöglich gemacht hatte, begab sich, „herbeigerufen durch das Todesröcheln der Nation und rührende Erscheinungen indischer Geister in New-York" samt einigen Anhängern 1879 nach Indien, um dort mit ungewöhnlichem Rednertalent und ziemlich umfassender Kenntnis der alten indischen Sanskritlitteratur bei den leichtgläubigen Hindus seine Thätigkeit von neuem und mit größerem Erfolge zu beginnen. Er gründete hier zu diesem Behufe die theosophische Gesellschaft, sowie deren Preßorgane mit dem Hauptzwecke (nach § 2), den Kern für eine allgemeine Menschenverbrüderung (aus Hindus, Parsis, Buddhisten, Mohammedanern, Christen) zu bilden ohne Unterschied von Religion, Geschlecht, Kaste, Rasse und Hautfarbe, und den Nebenzwecken, zu deren Erreichung die Mitglieder jedoch nicht notwendig mitzuwirken brauchen: „Das Studium arischer und anderer orientalischer Religionen, Litteraturen (besonders des Sanskrit, Pali, Zend) und Wissenschaften zu befördern und die noch unerforschten Naturgesetze, sowie die in den Menschen schlummernden psychischen Fähigkeiten zu untersuchen". Nach § 3 „wendet sich die Gesellschaft mit der Bitte um Unterstützung an alle diejenigen, welche aufrichtig ihre Mitmenschen lieben, und welche die aus den genannten Verschiedenheiten entstandenen Trennungsschranken in der menschlichen Gesellschaft als ein Übel anerkennen; . . . ferner an alle Studierenden und Gelehrten, alle ernstlichen Streber nach Wahrheit . . . und an alle Philosophen im Osten wie im Westen, an alle, die Indien lieben und die ein Wiederaufleben seines alten geistigen Ruhmesglanzes wünschen, und endlich an alle diejenigen Menschen, die nach höheren und besseren Gütern streben als nach den bloßen vergänglichen Vergnügungen und Außeninteressen eines weltlichen Lebens, und die zu persönlichen Opfern bereit sind" . . . Nach § 4 „vertritt die Gesellschaft keinen besonderen religiösen Glauben, hat keinesfalls den Charakter einer Sekte und umfaßt Bekenner aller Glaubenssysteme. Sie verlangt von jedem ihrer Mitglieder nur diejenige Toleranz fremder Glaubensbekenntnisse, welche jeder seinerseits für sein eignes Glaubensbekenntnis in Anspruch nimmt" . . . Nach § 25 „gestattet es die Gesellschaft, da sie es nur mit wissenschaftlichen und philosophischen Zwecken zu thun hat, und da zu ihr Zweiggesellschaften in verschiedenen Weltteilen und unter den verschiedensten Regierungsformen gehören, ihren Mitgliedern nicht, als solche sich in politische Angelegenheiten zu mischen" . . . Nach § 26 „verlangt die Gesellschaft, da sie auf der Grundlage einer universellen Menschenverbrüderung gegründet ist, von ihren Mitgliedern absolute Toleranz, namentlich aller religiösen Meinungen; und kein Mitglied darf sich erlauben, für irgend welche Sektenansichten zu agitieren oder die religiösen Gefühle anderer Mitglieder durch Heruntersetzung ihrer Glaubensansichten zu verletzen". Im Versammlungssaale zu Adyar, in dem alle Jahre in der Weihnachtswoche die Abgeordneten der theosophischen Zweigvereine Indiens ihre „Konventionen" halten, mit vegetarischer Kost gespeist, mit Blumen bekränzt, mit Rosenöl besprengt, hängen dementsprechend die lebensgroßen Bilder des Gottes Krischna, als des Repräsentanten der altindischen Religion, des Zoroaster, Moses, Buddha, Christus (Mohammeds Bild wurde infolge des Protestes mohammedanischer Mitglieder nicht mit aufgehängt, da die Vorschriften des Islam angeblich die

Nachbildung menschlicher Gestalten nicht zulassen). Auch behaupteten sie, ihre Lehre sei uralt, führten sie auf Pythagoras zurück, gaben an — das gilt besonders von Madame Blavatsky, der Seele des Ganzen, die vielleicht selbst den Oberst Olcott betrogen hat — in geheimnisvollem Verkehr mit einem großen Geist der Vorzeit (Mahatma) Namens Kuthumi, der vor 3—4000 Jahren gelebt und noch jetzt in den entlegenen Hochthälern Tibets seinen Wohnsitz haben sollte, sowie durch Vermittlung von Frau Blavatsky befragt werden könnte, und andern Mahatmas (Geistern großer Weltweisen oder Rischis) zu stehen, ließen jenen großen Mahatma im Mondschein auf den Dächern herumspazieren, ließen Fragen an ihn in einen Schrein werfen, der in Madrás oder Bombay aufgestellt war, und dessen Rückwand mit verschiebbaren Füllungen an eine durchbrochene Wand im Zimmer der Frau Blavatsky stieß, Fragen, die nun von letzterer nach den Wünschen der Fragsteller beantwortet und auf dem umgekehrten Wege oder sogar durch Herabfallen von den Zimmerdecken in die Hände der erstaunten Gläubigen gespielt wurden, ein Kunststück, das bei den einfachen Matten- oder Bretterdecken der indischen Zimmer mit nicht allzu großen Schwierigkeiten verbunden ist, ließen im selben Schrein auf dieselbe wunderbare Weise zerbrochene Untertassen durch ganze ersetzen, verlorene oder entwendete Broschen wiederfinden und dergleichen mehr. Die alte spiritistische Lehre von der entwicklungsfähigen „spirituellen Natur“, die unter dem Geist, aber über der Vernunft steht, und vermöge deren der auf einer höheren Stufe angelangte Mensch einen klaren Einblick in die immaterielle, geistige Welt gewinnt und schließlich anderen unbekannte Naturgesetze beherrscht, also Wunder verrichtet, wurde mit den indischen Gedanken der Seelenwanderung verbunden.

Jeder Geist, so lehrten sie, mache verschiedene Inkarnationen durch in aufeinanderfolgenden Rassen und auf verschiedenen Planeten und ernte bei jeder folgenden Geburt, was er in der vorhergehenden gesät, also je nachdem Freude, Schmerz, Übel, besondere Unglücksfälle, Ungleichheiten im Besitz und in der Lebensdauer, Tugenden, Begabung u. s. w. Einen persönlichen Gott giebt es nach ihnen nicht, wohl aber eine Weltseele, Para Brahma, die allem besonderen Sein als Ursache zu Grunde liegt. Alles Erscheinende von den überirdischen Geistern und den Menschen bis zum Wurm, zum Gräschen, ja zur unorganischen Materie herab ist ein Ausfluß dieser Gottheit, und alles wird zu ihr zurückkehren.

Diese von Toleranz- und Menschenverbrüderungs-Phrasen wimmelnde, halb europäische, halb indische Lehre (genannt Brahmajuanam d. h. mystische Gotteserkenntnis) machte natürlich großen Eindruck auf die Hindus, denen man schmeichelte, und deren Tempel man besuchte, und erwarben Olcott namentlich in Madrás bald viele Anhänger. Man staunte die Wundergeschichten und Wundererscheinungen an, fiel vor dem Bildnisse des großen Rischi nieder, ihn anzubeten, und pries in schwärmerischen Ausdrücken Olcott und seine Lehre. Bald zeigte die Gesellschaft den Pferdefuß und trat offen gegen die christliche Mission auf, während sie doch sonst die Bekämpfung des Materialismus als praktisches Ziel angiebt und die Toleranz auf ihre Fahne schreibt. „Wir sind gekommen, sagten sie, die christliche Mission in Fetzen zu zerreißen.“ Viele neue Mitglieder traten in die Gesellschaft ein, deren jedes 12 Rupien (ungefähr 24 M.) Aufnahmegebühr zu zahlen hatte. Dazu kamen die zahlreichen, oft großen Geschenke der Gläubigen, besonders auch der reichen Radschas, die ihren Verkehr mit dem großen Mahatma gut bezahlen mußten, so daß die Kasse der Russin rasch gefüllt ward. Und so groß war die Verblendung der Hindus, daß ihr Glaube selbst dann nicht erschüttert wurde, als durch den französischen Mechaniker M. Coulomb, der die geheime Maschinerie des Schreins 2c. eingerichtet hatte, und der mit Frau Blavatsky in

Streit geraten war, der ganze Betrug dem Herausgeber einer christlichen Zeitschrift in Madrás aufgedeckt, und eine große Anzahl authentischer Briefe der Taschenspielerin mit teilweise sehr kompromittierendem Inhalte veröffentlicht wurden. Man drohte sogar damit, einen Beleidigungsprozeß anzustrengen, was den Gegnern sehr angenehm war. Doch ehe es dahin kam, war die schlaue Betrügerin auf den Rat kluger Ärzte, um ihre angegriffene Gesundheit in einem milderen Klima zu stärken, auf Nimmerwiedersehn nach England abgereist. Sie ist in London, wo sie trotzalledem wieder eine kleine Anhängerschar um sich sammelte, 1891 gestorben. — So schien trotz aller Bemühungen der Hindus, die Olcott in Madrás zurückhielten, von seiner Thätigkeit eine Wiederbelebung ihrer Religion erhoffend, der Theosophismus in Indien ein frühes, klägliches Ende nehmen zu sollen. Da kam eine andere europäische Frau, die ihm neue Nahrung zuzuführen verstand. Es war Annie Besant, die Tochter eines ungläubigen englischen Arztes und einer Irländerin, anfangs eine entschiedene Protestantin, dann zur hochkirchlichen Partei sich haltend, mit einem Geistlichen sich verheiratend, dann wieder von ihm sich trennend und dem Atheismus verfallend, eine Freundin und Schülerin des Gottesleugners Bradlaugh und begeisterte Verkündigerin des Atheismus und Materialismus, die vor Gotteslästerungen nicht zurückschreckte. Schließlich begab sich die unbeständige, aber alles mit großer Energie anfassende Frau in ihrer Sucht zu glänzen zu Madame Blavatsky, ließ sich von ihr in deren indische Phantastereien einweihen und spielte sich nach dem Tode derselben als ihre Nachfolgerin in Spiritismus und Theosophismus auf, sie, die eben erst noch eine Verfechterin des Materialismus gewesen war. Sie begab sich Ende 1893 nach Indien; unter großem Zulauf und Beifallsjubel hielt die „große Lehrerin der Welt" stundenlange mit großem Aufwand von oratorischem Schmuck und blendenden Wendungen ausgestattete Reden in allen größeren Städten Indiens, die sie, wie eine Siegerin gefeiert, durchreiste. In Ausdrücken und Sätzen, ja ganzen Citaten aus den Veden und anderen alten indischen Schriften, die sie gewandt aus allerlei Quellen zweiten Ranges zusammengesucht, wußte sie die gebildeten und ungebildeten Hindus, die sie als die erste und weiseste Nation pries, deren Sprache, Religion und Kultur sie als die beste von allen feierte, von denen sie behauptete, daß alles Gute ausgegangen sei, dessen jetzt die westlichen Völker sich zu erfreuen hätten, angeblich selbst eine eigentliche Inderin (in einer früheren Daseinsperiode; sie nannte sich nun auch Anna Bhai), so zu benebeln und für sich einzunehmen, daß sie als eine Botin der indischen Götter, ja selbst als eine indische Göttin, Saraswati, die Göttin der Beredtsamkeit, gefeiert wurde, und daß die wenigen Stimmen, die im Hinblick auf das durch das Auftreten der Frau Besant erregte maßlose Selbstgefühl, den Wissensdünkel und zunehmenden Fremdenhaß vieler Hindus zur Mäßigung und Ruhe mahnten, fast ungehört verhallten. Besonders eindrucksvoll und angenehm mag es wohl für die Ohren der Eingeborenen gewesen sein, als sie das alte verfallene Christentum in Europa, besonders in England und Deutschland, in den schwärzesten Farben schildern hörten, dem kein Gebildeter mehr, sondern nur noch Frauen und Kinder angehörten, und das in sittlicher und sozialer Hinsicht so traurige und faule Früchte bringe. Sie ist nach England zurückgekehrt, um dort über ihren Siegeslauf zu berichten und für ihren Theosophismus Anhänger zu werben; wir aber hoffen, daß das Strohfeuer der Begeisterung in Indien bald niedergebrannt sein, und daß sie auch in Europa für ihre Lehre keinen Boden finden wird. (Grundemann, Entwicklung S. 193; Handmann, Der Kampf der Geister in Indien, Ztschr. des christl. Volkslebens Heft 103, Heilbronn 1889; Evang. Miss.-Mag. 1888, 124; 1890, 332 ff.; Ev.-luth. Miss.-Bl. 1890, 15; 1892, 320; Allg. ev.-luth. Ktzg. 1893, 695 ff.; 1894, 668; 1895, 9 f., 31 ff.; Christl. Welt 1893, 1125 ff.; Über Land und Meer

1888, 82f. mit der Abbildung einer theosophischen Versammlung zu Adyar, auf der besonders der Oberst Olcott mit seinem großen weißen Vollbart und der englische General Morgan auffallen.) (Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Brandenburger Provinzial-Missionskonferenz.

Am 11. und 12. Februar d. J. fand die 11. ordentliche Jahresversammlung der Missionskonferenz der Provinz Brandenburg in Eberswalde statt. Eingeleitet wurde dieselbe durch einen Abendgottesdienst am 11. Febr., bei dem Superintendent Krückeberg aus Berlin die Predigt hielt, und eine sich anschließende Helfer- und Mitglieder-Konferenz. —

Die Hauptversammlung wurde am Dienstag, den 12. Februar, im Saale des Viktoria-Gartens abgehalten. Pastor Stosch aus Berlin, der früher Missionar in Indien gewesen war, hielt einen interessanten, von gründlicher Sachkenntnis zeugenden Vortrag über das Thema: Die Mission und die soziale Frage. Er handelte zuerst von der Stimmung der Mission der sozialen Frage gegenüber und zeigte, daß die Mission von derselben Sympathie den Armen und Unterdrückten gegenüber erfüllt sein müsse, wie die Bibel. Die Mission muß von unten nach oben bauen. Nicht mit den Königen, sondern mit den unteren Klassen muß auf den Missionsfeldern begonnen werden. Eine Mission mag einen Weg gehen, welchen sie will, sie mag mit den Königen beginnen, aber sie geht durch die Herzen der Geringen zu ihnen! Diese These, die der Redner ein Rätselwort nannte, suchte er auch an der Hand der Geschichte als durch diese bewahrheitet nachzuweisen. Der 2. Teil des Vortrags handelte von dem Verhalten der Mission zu den verschiedenen Gestaltungen der sozialen Frage, gegenüber den ökonomischen Mißständen, den Forderungen der Menschenrechte und der weltlichen Bildung. Es war eine Fülle, wenn auch nicht neuer, so doch durch die praktische Erfahrung aus dem indischen Missionsgebiet neu beleuchteter Gedanken, die uns hier geboten wurde. Im 3. Teil, der wohl wie der 2. auf allgemeine Zustimmung rechnen kann, bewies der Vortragende schlagend die Unmöglichkeit sozialer Programme für die Mission. Jesus und die Apostel haben kein soziales Programm aufgestellt, ebensowenig die nachapostolische Zeit. Wie könnte auch jemand glauben, z. B. die indische Kaste durch ein Programm stürzen zu wollen? Nur durch geistige Beeinflussung dürfe versucht werden, allmählich die Kastenunterschiede aufzuheben. Ja, nicht einmal für die christlichen Gemeinden ist ein soziales Programm zu wünschen. Im Gegenteil, je mehr die Mission die Leute in ihrer wirtschaftlichen Lage läßt, desto leichter öffnen sich ihr die Herzen. — Es war in der That ein fesselnder, klar durchdachter Vortrag. Wir geben dem Redner zu, daß die Mission nach Jesu Vorbild zuerst an die Armen sich wenden wird, aber zu den Armen gehören doch nicht bloß die in wirtschaftlicher Not Befindlichen und Unterdrückten. Die hochgebildeten und vornehmen Japaner, die mit der modernen Philosophie so vertraut sind wie die Europäer, sind doch auch unendlich arm, und die ernsteren unter ihnen empfinden ihren Mangel vielleicht tiefer als der ungebildete Kuli. Sollten wir nicht ihnen vor allem das Evangelium bringen? Ferner wäre es einseitig, bloß mit einer Volksklasse zu beginnen. Unsere Missionare in Japan z. B. haben eine Armenschule, — sie

suchen aber auch die Vornehmen zu gewinnen. Es wäre verkehrt, in einem Volke, das ein so aufmerksames Auge hat für das, was seine Führer thun, nicht diesen zuerst das Christentum nahe zu bringen. Mit dieser Missionsmethode stehen wir ja auch nicht allein. Wir verweisen auf die S. 103 aus dem letzten Jahresbericht der Society for the diffusion of christian and general knowledge among the Chinese wörtlich übersetzte, höchst instruktive Stelle; desgleichen auf die dort wiedergegebene, schlagende Widerlegung des von Pastor Stosch für seine These versuchten Beweises aus der Geschichte.

Für die öffentliche Versammlung abends 1/28 Uhr war den drei Rednern dasselbe Thema gestellt: Heidnischer Götzendienst und Gottesdienst der heiden-christlichen Gemeinden. Zuerst sprach unser früherer Missionar Sup. Dr. Spinner hierüber mit Bezug auf Japan: Er führte uns in die Tempel der Shintoisten und Buddhisten, unter Vorzeigen von Bildern und gottesdienstlichen Gegenständen anschaulich schildernd, welche Art der Verehrung Gottes dort gebräuchlich ist, wie doch selbst der Buddhismus in seinen edelsten Erscheinungen nur eine Philosophie, eine Aufklärung sei und in ihm eine Erlösung nicht erreicht wird! — Wie erfreulich sei diesem Aberglauben und Unglauben gegenüber ein japanischer Gottesdienst einer heidenchristlichen Gemeinde! Wie lebendig, wie anschaulich sprechen die einheimischen Prediger, wie lebendig ist die Teilnahme der Gemeinde, welcher Ernst in der Erforschung der heiligen Schrift und welche Glaubenskraft! Ja, die buddhistischen Reformer weisen auf sie und rufen, wie einst die Heiden von den alten Christen: Seht, wie sie sich so lieb haben. Es wird auch für Japan einst die Zeit kommen, da sich des Propheten Wort erfüllen wird: Ich werde gesucht von denen, die nicht nach mir gefragt haben! — Nicht minder anschaulich und packend sprachen Missionssup. Merensky und Dr. Grundemann über Afrika und Indien und zeigten, daß sich heidnischer Götzendienst und der Gottesdienst der heidenchristlichen Gemeinden unterscheiden wie Tag und Nacht. Besonders das eine trat uns auch bei diesen Vorträgen wieder recht deutlich entgegen, daß das Christentum nicht bloß eine religiöse Macht ist von unerreichbarer Erhabenheit, sondern die Kulturmacht und Aufklärung im vollsten Sinne des Wortes. Neben den öffentlichen Versammlungen fand eine private Besprechung verschiedener Mitglieder unseres Missionsvereins über die Gründung eines Brandenburger Provinzialverbandes statt. Wir schieden aus Eberswalde mit dem Bewußtsein, im brüderlichen Einvernehmen ein Fest gefeiert zu haben, reich an erhebenden Eindrücken, reich auch an Anregung zu weiterer treuer Arbeit für die ungezählten Millionen, die noch nichts wissen von dem Evangelium Jesu Christi.

H. Lehmpfuhl.

Die Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen.

Diese für die Christianisierung Chinas eifrig thätige Gesellschaft, zu deren Vorstande auch unsere Missionare Pfarrer Kranz und Dr. Faber gehören, hat soeben ihren 7. Jahresbericht ausgegeben, der in vieler Beziehung von hoher Bedeutung auch für unsere Mission, namentlich ihre methodischen Grundsätze ist.

Es ist hier mit Evidenz nachgewiesen, daß die Mission in China versuchen muß, auch und vor allem die Gebildeten zu gewinnen, d. h. die 600 000 Litteraten, zu denen in erster Linie die Mandarine, Professoren, Examinatoren bei den Prüfungen rechnen. Der gegenwärtige Krieg hat die Not des chinesischen Volkes vor der ganzen Welt aufgedeckt, die ihren letzten

Grund in der Unkenntnis der leitenden Kreise hat, welche nichts von der modernen aus dem Christentum erwachsenen und in ihm wurzelnden Kultur wissen. Diese müssen, soll es dauernd besser werden, zuerst gewonnen werden. „Werden diese erreicht, so erreichen wir in Wirklichkeit die 350 Millionen Chinas. Beeinflussen wir das Gemüt dieser, werden wir in Wirklichkeit wenigstens ³/₄ des Restes (des chinesischen Volkes) beeinflußt haben; denn die Massen in China sehen mit besonderer Ehrfurcht zu den Gelehrten empor als den einzigen, die Kenntnisse haben. Das Werk unserer Gesellschaft öffnet durch Entfernung des Vorurteils von den Gemütern der natürlichen Leiter des Volkes neue und ungeheure Felder unter den Massen, von Nutzen für andere Gesellschaften, und so werden alle Klassen berührt". Aber auch die Geschichte empfiehlt diese Methode: „Die Wichtigkeit der Beeinflussung der Leiter zeigt sich, wenn wir uns erinnern, daß nicht allein die Bekehrung und Erhebung des nördlichen Europas Platz griff, nachdem zuerst die Führer Wladimir, Rudolf, Karl der Große, Alfred der Große und andere Herrscher beeinflußt waren, und daß das dauerhafte Werk moderner Missionen — im Stillen Ocean, in Madagaskar, in Süd-Afrika und sonst wo — auch ausgedehnt ist durch die Leiter, sondern daß auch die Abnahme des Christentums in Klein-Asien, Ägypten und Nord-Afrika dem Abfall der Herrscher zum Mohammedanismus folgte". — Wir freuen uns über diese Ausführungen; denn es werden hier von einer Gesellschaft, die unserem Vereine sonst ganz fern steht, die Grundsätze, nach denen unsere Missionare bisher gearbeitet haben, bestätigt; vor allem aber findet auch der Weg, den Dr. Faber eingeschlagen hat, vorerst durch schriftstellerische Arbeiten die gebildeten Chinesen zu interessieren, seine Anerkennung.

Gewiß ist die Mission von Person zu Person von unersetzbarem Wert; aber gegenwärtig, wo in China nur „drei Missionare sich vollständig dem Werk unter den Führern des Volkes widmen", muß das gedruckte Wort Pionierdienste thun und die Wege bahnen, wobei als ein Hauptmoment noch in Betracht kommt, daß das chinesische Volk so leselustig ist, wie kein zweites auf der weiten Erde. Oder will man es unterschätzen, wenn bei den Prüfungen 10 000 Traktate verteilt — und gelesen wurden, wenn aus Dr. Fabers Werk über christliche Civilisation „in diesem Jahr umsonst jedem der höheren Mandarine des Kaiserreichs durch die Freigebigkeit des Pf. Kranz" einzelne Abschnitte zugeschickt wurden, im ganzen 3 260 000 Bändchen? —

Der Gesellschaft ist eine hohe Anerkennung von chinesischer Seite im vergangenen Jahre zu teil geworden. Der Bericht schreibt: „Das bemerkenswerteste Ereignis für unsere Gesellschaft in diesem Jahre ist, daß die chinesischen Mandarine ihren Wert zu erkennen und ihr zu helfen begonnen haben. Der Vicekönig Chang Chih-tung in Hankow in Centralchina, welcher Li Hung-chang, dem großen Vicekönig in Tientsin, an Einfluß am nächsten kommt, hat uns eine Unterstützung von 1000 Taels = 150 Pfund Sterling gesandt und zwei andere, der Taotai Nieh von Shanghai und einer der Direktoren der chinesischen Kaufleute haben uns kleinere Summen von bezw. 100 und 40 Dollars zugesandt". — Diese Notiz ist darum so wichtig und bemerkenswert, weil einer der höchsten chinesischen Würdenträger, auf dessen Thun sich aller Augen richten, sich über alle Bedenken hinwegsetzend es wagt, eine christliche Gesellschaft mit einer so bedeutenden Summe zu unterstützen und seinen Namen öffentlich in der Liste der Geber nennen zu lassen. Von dem großen, viel genannten Vicekönig Li Hung-chang erzählt derselbe Bericht, daß er, der noch vor wenigen Jahren fragte: Was ist das Gute am Christentum? jetzt einen Preis ausgesetzt hat für die Beantwortung des Themas: Wie sind die chinesischen Religionen zu reformieren? „Das ist von größter Bedeutung", bemerkt der Bericht, „da es zeigt, daß das Herz des großen

Vicekönigs mit dem gegenwärtigen Zustand der Religion Chinas nicht zufrieden ist, die noch jüngst alle Mandarine als die beste in der Welt betrachteten."

Wir freuen uns auch über diese Notizen, da die eine eine öffentliche Anerkennung auch unserer Bestrebungen enthält, die andere aber zeigt, daß auch die Gebildeten und Angesehenen in China die Unzulänglichkeit ihrer Religion fühlen und uns zurufen: Kommt herüber und helft auch uns!

H. Lehmpfuhl.

Litteratur.

Anrich, G. Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß auf das Urchristentum. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1894. 237 S. Preis 5,60 M.

Referent hat in dieser Zeitschrift Jahrg. 1894, 101 die Studie von A. Dieterich „Nekyia, Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse" besprochen. War dort der Versuch gemacht, die urchristliche Apokalyptik aus den Anschauungen der orphischen Kultgemeinden herzuleiten, so untersucht Anrich den Einfluß, den das Mysterienwesen in seiner Gesamtheit auf das Urchristentum nach den verschiedensten Seiten hin und in der verschiedenartigsten Weise ausgeübt hat.

Es lag gewissermaßen in der Luft, diese Arbeit zu unternehmen; die Art aber, wie Anrich sie durchgeführt hat, kann u. E. nur Anerkennung finden. Den Einfluß des Mysterienwesens in seinem ganzen Umfange darzustellen, wird fürs erste weder nötig, noch ohne große Wiederholungen möglich sein. Die vorliegende Arbeit steht in dieser Beziehung, soweit wir zu urteilen vermögen, durchaus auf der Höhe der Wissenschaft. Vielmehr wird es sich jetzt vorab darum handeln, an verschiedenen einzelnen Punkten mit Detailuntersuchungen einzusetzen.

Anrichs Buch unterscheidet sich in der Beurteilung der Beeinflussung des Urchristentums durch das griechische Religionswesen von demjenigen Dieterichs recht wesentlich, und zwar durchaus zu seinem Vorteil. Wir hatten a. a. O. darauf hingewiesen, wie Dieterich u. E. nicht selten etwas voreilig christliche Vorstellungen und Gebräuche, für die er in der Antike eine Parallele aufzufinden vermag, sogleich nach ihrem ganzen Umfange aus letzterer herleitet. Ganz anders Anrich. Er hat der Versuchung, die gerade auf diesem Gebiete eine außerordentlich starke ist, blendende Hypothesen aufzustellen, nirgends nachgegeben. Mit größter Vorsicht und Gewissenhaftigkeit werden stets die verschiedenen Möglichkeiten gegen einander abgewogen; neben dem Einfluß des Mysterienwesens wird überall derjenige alttestamentlicher Vorstellungskreise und spät-jüdischer Anschauungsweisen berücksichtigt; vor allem aber wird das spezifisch Christliche nicht übersehen, vielmehr mit Nachdruck hervorgehoben.

Die Arbeit zerfällt naturgemäß in zwei Teile, deren erster das antike Mysterienwesen darstellt, während der zweite dann untersucht, inwiefern und inwieweit dasselbe das Christentum beeinflußt hat. Schon der erste Teil ist eine recht dankenswerte Arbeit. Sie beruht nicht nur auf der vorhandenen, vielfach sehr zerstreuten Litteratur — auch der zweite zu Anfang vor. Jahres erschienene Band von Erwin Rohdes vorzüglichem Werke „Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen" ist noch benutzt worden; ganz auf Rohde beruhen besonders die Ausführungen über die Eleusinien, die dionysischen Kulte und die Kathartik. Ungern vermissen wir in dem Verzeichnis der Mysterienlitteratur S. 6 f. die Mythologie von Ringk, ein Buch, bei dem

man freilich einen Wust krausester Symbolik mit in den Kauf nehmen muß, das aber doch mehr Beachtung verdient, als es heute im allgemeinen zu finden scheint. Anrichs Darstellung des Mysterienwesens beruht jedoch nicht nur auf der vorhandenen Litteratur, sondern auch auf selbständiger Verarbeitung des höchst umfangreichen Quellenmaterials. Daher das feine Verständnis der Mysterienkulte nach ihrem eigentlichsten Wesen, das der Verfasser überall verrät. Ein solches Verständnis zu gewinnen, ist für den, der nicht fachmäßig mit der Litteratur der griechischen Antike vertraut ist, keineswegs leicht. Giebt es doch wohl kaum ein Gebiet, über das allgemein so irrige Vorstellungen verbreitet sind, als das der griechischen Religionskunde. Man trete nur mit den hergebrachten Anschauungen über die griechische Religion an die Lektüre des Pausanias heran und man wird sich in eine fremde Welt versetzt glauben. Derartige religiöse Vorstellungen und Kultgebräuche, wie sie da berichtet werden, oder doch zu erschließen und zu erraten sind, wird man vielleicht bei den Südseeinsulanern vermutet haben, aber kaum auf dem Boden des klassischen Hellenentums. Mit dieser Volksreligion aber stehen die Mysterien nach Ursprung und Wesen in engstem Zusammenhang.

Der erste Teil des Anrich'schen Buches gliedert sich in vier Kapitel; im ersten wird ein „Überblick über die Entwicklung des griechischen Mysterienwesens“ gegeben, im zweiten über „das Wesen des griechischen Mysterienkults“ gehandelt. Daß in den Mysterien nicht Geheimlehren, nicht dogmatische Glaubenssätze überliefert und verbreitet worden sind, steht seit Lobecks grundlegender Arbeit fest. Überhaupt hat in denselben das Intellektuelle, das verstandesmäßig Reflektierende ganz und gar keine primäre Stelle; vielmehr bethätigt sich in ihnen das unmittelbare religiös-sittliche Gefühlsleben. Eben hierfür aber hat natürlich Anrich, als Schüler der modernen historisch-kritischen Schule viel mehr Verständnis, als Lobeck, der hausbacken-verständige Rationalist. Doch müßte u. E. die psychologische Analyse an manchen Stellen noch tiefer dringen. Wenn z. B. gesagt wird, die antike Kathartik sei, „nicht entsprungen aus sittlicher Selbstbeurteilung, nicht aus der Sehnsucht, durch religiöse Begehungen die das Gewissen befleckende Sündenschuld zu tilgen, sondern es handele sich in ihnen zunächst nur darum, die durch Berührung mit feindlichen Dämonen entstandene äußere Verunreinigung zu entfernen“ (S. 15, 27 und öfter; gestützt auf Rohde S. 385 ff.), so erscheint uns diese Auffassung zu schroff und geradezu unrichtig. So scharf darf die Alternative nicht gestellt werden; hier heißt es vielmehr: tertium datur. Die Quellen zeigen überall eine Verbindung der superstitiösen Vorstellungen mit einer irgendwie ins Gebiet des Sittlichen gehörenden Beurteilungsweise. Bedenkt man weiter, daß auch die Kathartik — jedenfalls teilweis — im Ahnenkult wurzelt, dieser aber seiner Natur nach ein sittliches Moment einschließt, so wird man das Vorherrschen der ritualen Betrachtungsweise (rein und unrein) nicht durch die These erklären dürfen, daß ethisch-religiöse Vorstellungsreihen zunächst ganz gefehlt hätten, vielmehr wird jener Umstand in der relativen Beschränktheit der sittlichen Beurteilung begründet sein. Es scheint durchaus alles darauf zu führen, daß die Sühn- und Reinigungsgebräuche der Antike letzlich ihre Wurzel haben im religiös-sittlichen Bewußtsein, wie sie auch später immer wieder auf diesem basieren. Das zeigt die alt-technische Bezeichnung der Teilnehmer an Mysterien und an orphischen Weihen als „οἱ ὅσιοι“ „ὅσιοι μύσται“; denn daß die beiden verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes als „ritual-rein“ auf der einen, als „fromm und gerecht“ auf der andern Seite ursprünglich und im Volksbewußtsein überhaupt unmittelbar zusammengehörten und daher bei Beurteilung des letzteren nicht begrifflich auseinandergerissen werden dürfen (vgl. Rohde 265 ₂), beweist eben die Ein-

heit des sprachlichen Ausdrucks. Für unsere Auffassung spricht auch, daß, wie Anrich selbst erwähnt (S. 16), eine Entartung der Kathartik erst auf einer spätern Entwicklungsstufe zu konstatieren ist, in der „klassischen Zeit des Griechentums", — als nämlich die alten sittlichen Anschauungen, wie sie in den Sühngebräuchen zum Ausdruck kamen und infolge dieser Verknüpfung mit denselben stabil geworden waren, als diese durch die fortschreitende Entwickelung des Bewußtseins überholt waren. Auf ihrem Höhepunkt aber hatte diese Kathartik gestanden in jener Zeit, da „die Offenbarung frisch war", — und doch sollte sie mit dem Nerv des sittlich-religiösen Lebens in keiner Weise zusammengehören? — Wie an diesem Punkte, so dürfte Anrich auch noch an einigen anderen die Aufstellungen Rohdes zu schnell und zu unbedingt angenommen haben; doch sind das Dinge, die für seine weiteren Untersuchungen belanglos sind; wir wollen daher auch hier nicht bei ihnen verweilen.

Das 3. und 4. Kapitel behandeln „Das Mysterienwesen der Kaiserzeit", dessen Ziel in der Erlangung der durch die Weihe garantierten σωτηρία besteht, und „das Mysterienwesen in seiner Bedeutung für die Philosophie der Kaiserzeit", die ihrem ganzen Charakter nach der mystischen Stimmungssphäre zugehört. Damit ist die unmittelbare Basis für den zweiten Hauptteil gewonnen. Dieser umfaßt 8 Kapitel.

Zunächst „Der Gnostizismus in seinem Zusammenhang mit dem Mysterienwesen". Hier sind dem Verf. besonders die von C. Schmidt herausgegebenen und kommentierten koptisch-gnostischen Werke (Texte und Unters. VIII. 1 u. 2) zu gute gekommen. Andererseits sind wir auch darin prinzipiell mit ihm einig, daß auch die Philosophumena, wenngleich mit großer Vorsicht, herangezogen werden dürfen und müssen. — Anrich fußt durchaus auf der Overbeck-Harnackschen These, daß der Gnostizismus die akute Form der Hellenisierung des Christentums darstellt. Eben diese These aber findet hier von neuem Bestätigung; denn über den Zusammenhang des Gnostizismus mit dem Mysterienwesen kann thatsächlich kein Zweifel bestehen. Das besondere Verdienst Anrichs aber ist es, die verschiedenen Fäden und Kanäle dieses Zusammenhangs aufgezeigt zu haben. Denn nur in geringem Umfange könne von direkter Entlehnung aus dem Mysterienwesen die Rede sein, in der Hauptsache sei das Mysterienelement im Gnostizismus durch verschiedene Medien zur Ausbildung gekommen, nämlich vermittelst der magischen Telestik und sodann durch den Gesamtcharakter der in der Sphäre des Mysteriösen lebenden Gnosis. Ebenso wird dann auch in den folgenden die parallele Entwicklung in der Großkirche behandelnden Kapiteln aller Nachdruck auf die gesamte religiöse Grundstimmung gelegt, und aus dieser der Einfluß des Mysterienwesens hergeleitet. Gerade damit bekundet der Verf. ein feines Verständnis für derartige geschichtliche Entwicklungen. Das 2. Kapitel ist überschrieben: „Voraussetzungen und Ansätze der Einwirkung des Mysterienwesens in kultischer Beziehung." Die Beschränkung auf Taufe und Abendmahl ist vollberechtigt, weil in der Natur der Sache begründet. In Bezug auf die termini σφραγίς, σφραγίζεσθαι und φωτισμός, φωτίζεσθαι, die in letzter Zeit mehrfach, wenngleich ohne strikte Beweisführung, aus der Mysterienterminologie abgeleitet waren, kommt Anrich zu einem negativen Resultat. Der Ref. ist anderer Ansicht; er glaubt, daß die Zugehörigkeit jener Ausdrücke zur Mysterienterminologie und der Zusammenhang der betreffenden urchristlichen Tauftermine mit derselben quellenmäßig zu erweisen sei, und hofft, das am anderen Orte im einzelnen zeigen zu können. Auffallen muß übrigens, daß weder in diesem Zusammenhang, noch im 4. oder 5. Kapitel der terminus σύμβολον als Bezeichnung des Taufsymbols einer ähnlichen Untersuchung unterworfen wird, wie die termini σφραγίς und

φωτισμός, denn gerade ihn aus der Mysterienterminologie herzuleiten, läge a priori sehr nahe, und in jüngster Zeit hat Nitzsch (in Ztschr. f. Th. u. K. 93, S. 332 ff.) diesen Versuch, der freilich u. E. nicht geglückt ist, — mit großem Nachdruck unternommen.

Das 3. Kapitel behandelt die Alexandrinische Gnosis: „Das Christentum als Mysterium." Mit Recht wird hier namentlich gegen den Aufsatz von Bratke in Theol. St. u. Kr. 87, 647 ff. die Annahme einer bewußten und absichtlichen Anpassung der christlichen Vorstellungsreihen und Einrichtungen an das Mysterienwesen abgelehnt, und der Einfluß desselben daher abgeleitet, daß es „als Faktor der religiösen Gesamtrichtung der Zeit die philosopische Entwicklung beeinflußt hat." — Das 4. Kapital „Mysterienterminologie und Arkandisziplin" zeigt die Umwandlung des Christentums in einen Mysterienkult auf ihrem Höhepunkt — im 4. und 5. Jahrhundert. Als ein zu dieser Umwandlung hinzugehörendes Stück, das also nur auf Grund dieser Gesamtbetrachtung richtig zu verstehen ist, wird die Arkandisziplin erwiesen im 5. Kapitel: Der Gegensatz der Eingeweihten und Uneingeweihten. Katechumenal- und Tauf-Unterricht. — Das 6. Kapitel weist den indirekten Einfluß des Mysterienwesens darin auf, daß die „spezifischen Wirkungen von Taufe und Abendmahl" in der physischen und physisch erwirkten ἀφθαρσία, sowie in der in real-magischer Weise gedachten κάθαρσις bestehen. — Das 7. Kapitel thut dar, wie „Taufe und Abendmahl nach ihrer kultisch-rituellen Ausgestaltung", und zwar sowohl in einzelnen Riten wie im Gesamtvollzuge, den Charakter einer Mysterienfeier annehmen. — Das 8. Kapitel zeigt schließlich noch, wie das Christentum durch die antike Kathartik im allgemeinen, — abgesehen von ihrer Ausgestaltung im Mysterienwesen —, beeinflußt worden ist.

Nicht billigen kann Ref. die Methode Anrichs, konjizierte Lesarten ohne jede Bemerkung einfach in den Text zu setzen. So Clem. Alex. Protrept. II 21 in dem eleusinischen Symbolon: ἐγγευσάμενος für überliefertes ἐργασάμενος [S. 29; Lobecks Konjektur ἐγγευσάμενος, mehrfach acceptiert, hat freilich viel für sich]; Grabtäfelchen-Inschrift Kaibel, C. I. Gr. It. et Sic. 641, 1: ἱμερτὸν . . στέφανον für ἱμερτοῦ . . στεφάνου [S. 19: die Inschrift hat ein einfaches o, das aber zweifellos für den Genetiv steht, vergl. das κύκλο δ' ἐξέπταν kurz vorher und Kaibels Schlußbemerkung zu 641]. Durch Anwendung von Klammern oder anderen typischen Lesezeichen kann man hier, ohne viel Platz wegzunehmen, doch genau sein.

Die treffliche Arbeit wird hoffentlich recht viele auch unter den Theologen zum Studium der griechischen Religionsgeschichte anregen; die letztere ist nicht nur deshalb von größter Wichtigkeit, weil sie für die Ausbildung des Christentums eine so hohe Bedeutung erlangt hat, sondern schon für sich genommen aus dem Grunde, weil sie eine der wenigen Volksreligionen darstellt, über die wir durch litterarische Quellen genauer unterrichtet sind. Wohl stehen wir in vieler Hinsicht auch „der griechischen Religion und ihren innersten Motiven nur ahnend gegenüber" (E. Rohde), immerhin aber liefert sie mit einen relativ sicheren Beitrag für eine Basis der Religionswissenschaft.

Berlin. Dr. phil. Georg Wobbermin.

Richter, J., Uganda. Ein Blatt aus der Geschichte der evangelischen Mission und der Kolonialpolitik in Centralafrika. Mit einem Titelbilde. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1893. VIII, 268 S.

Der Verfasser, Pastor in Rheinsberg, hat bereits im Jahre 1892 seine Begabung als Missionsschriftsteller bewiesen mit seinem Buche: „Evangelische

Mission im Nyassa-Lande". Auch das vorliegende Werk bringt für seine Befähigung einen neuen Beweis. Die Geschichte der Ugandamission mit ihren überraschenden Erfolgen und nicht minder überraschenden Enttäuschungen ist ein Gegenstand, der das Interesse weiter Kreise verdient. Was die Tagespresse von Zeit zu Zeit darüber bringt, beruht selten auf vorurteilsfreier Prüfung und genauer Sachkunde. Aber auch sonst ist Klarheit über die Dinge in Uganda selten anzutreffen. Diesem Mangel abzuhelfen ist das Richtersche Buch in ausgezeichneter Weise geeignet. Wir würden es gern auch in den Händen solcher sehen, die zum ersten Male sich mit einem Werke über afrikanische Mission beschäftigen. Der Verfasser hat seine Darstellung so angelegt, daß sie auch Unkundigen verständlich werden und sie ansprechen muß. Geographisches, ethnographisches und kulturgeschichtliches Material ist in der geschicktesten Weise verwertet. Wir empfehlen das Buch auf das Wärmste.

Hamburg. Stage.

Stein, P. E., Das Missions-Sendschreiben St. Pauli an die Kolosser in Missionsbetrachtungen für Missionsfreunde ausgelegt und durch Beispiele aus der Missionsgeschichte illustriert. Gütersloh, Bertelsmann. 187 S. Preis 2.40 M., geb. 3.— M.

„Es wird hier zum ersten Male der Versuch gemacht, ein ganzes biblisches Buch unter dem Gesichtspunkt der Mission zu betrachten". In elf Abschnitten behandelt Verfasser auf 106 Seiten den fortlaufenden Text des Kolosserbriefes: Missionsdank 1, 1—8; Missionsbitte 1, 9—14; Der Missionskönig 1, 15—23; Vom Missionsdienst 1, 24—29; Vom Missionskampf 2, 1—15; Von der Missionsfreiheit 2, 16—23; Der „alte Mensch" im Lichte der Mission 3, 1—9; Der „neue Mensch" im Lichte der Mission 3, 10—17; Das Familienleben im Lichte der Mission 3, 18—4, 1; Missionsthüren 4, 2—6; Missionsgrüße 4, 7—18.

Wie man daraus ersieht, verfolgt das Buch einen rein praktischen Zweck. Man verzichtet darum gern auf eine kritische Zergliederung des Textes; doch kommt Verf. auch dem kritischen Gefühl entgegen, indem er neben dem Lutherischen Texte in Klammern den „Urtext möglichst wörtlich" wiederzugeben versucht. An vielen Stellen gewinnt man den Eindruck, als seien diese „Missionsbetrachtungen" nicht zunächst für die Drucklegung bestimmt gewesen, sondern vielmehr vor einem Kreise angeregter Missionsfreunde in Missionsstunden gehalten worden. Das ist ein Zeugnis für ihre Brauchbarkeit zum gleichen Zwecke. Sie lassen oft auf die prinzipiellen Fragen der evangelischen Mission das rechte Licht fallen, so z. B. S. 3: „Die Mission ist keine Parteisache, sondern universelle Gottesangelegenheit". S. 26: „Die Mission ist universal, weil die Versöhnung universal ist". S. 7: „Die Mission hat zunächst nicht den Zweck, die wilden Völker zu civilisieren. Was die Kultur Gutes aufzuweisen hat, das darf die Mission in ihren Dienst stellen, aber sie wird niemals ihre Absicht mit einer Folge ihrer Arbeit verwechseln ... Aller Kulturglanz ist viel zu matt, um ihre Augen zu blenden". S. 8: „Ebensowenig giebt sich die Mission dazu her, den Heiden das Evangelium auf Kosten der Wahrheit mundrecht zu machen". S. 26: „Ob die heidnischen Völker, unter denen unsere Missionare arbeiten, . . . eine Kultur haben oder nicht, ob sie noch verhältnismäßig hochstehen oder fast auf die Stufe der Tiere hinabgesunken sind — die Versöhnung gilt allen ohne Unterschied". S. 9: „Ungläubige Forschungsreisende haben hin und wieder behauptet, die Mission arbeite an gewissen besonders tiefgesunkenen Völkern vergeblich, aber das Apostelwort hat sich bis jetzt noch immer bewahrheitet, daß das Wort Gottes fruchtbringend und wachsend ist in aller Welt".

S. 12: „Es ist sehr wichtig für uns Missionsfreunde, daß wir in unserer Missionsbitte speziell werden". Solche persönliche Beziehung der heimatlichen Missionsgemeinde zu den Missionaren zu pflegen, betont besonders die Anmerkung auf S. 98. — Umgekehrt wird auch die Wichtigkeit der Pflege des Missionssinnes in heidenchristlichen Gemeinden S. 88 hervorgehoben.

Das ist nur eine Auslese; wir könnten noch manche Stelle herausnehmen, so z. B. was zu einem Leiter von einer Missionsgesellschaft und zu einem Missionar gehört S. 90, wie die Missionsarbeit eine eben so vielseitige, wie kraftvolle sein muß S. 94, wie die Mission insonderheit Gottes Wege zu gehen hat, die gar oft Geduldswege sind S. 34, 89, 93.

Sind auch diese Gedanken nicht spezifisch neu, so gewinnen sie in der zusammenhängenden Auslegung des Briefes ihre besondere Begründung. — Die reinliche Scheidung zwischen Auslegung und Beispielen aus der Missionsgeschichte (S. 107—187) erfüllt den Doppelzweck, daß die Auslegungen nicht zu lang werden, die Verwendbarkeit der Beispiele aber erhöht wird.

Man darf diesen Versuch der Anbahnung neuer Auslegungsweisen für die neutestamentlichen Briefe zu Missionszwecken freudig und dankbar begrüßen.

Neustadt a. Orla. Diak. Wünscher.

Pfotenhauer, Die Missionen der Jesuiten in Paraguay. Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit, zugleich eine Antwort auf die Frage nach dem Werte römischer Mission, sowie ein Beitrag zur Geschichte Südamerikas. III. Teil: Die Kritik und der Zusammenbruch des Systems. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1893.

Nachdem die beiden ersten Bände dieses Werkes (cf. meine Besprechung im Jahrgang 1892 unsrer Zeitschrift) die Geschichte der Jesuitenmission in Paraguay und das äußere Leben der Indianer in den Reduktionen dargestellt hatte, bringt der dritte Band eine protestantische Beleuchtung und Kritik der jesuitischen Arbeit für das religiöse und ethische Sein der Eingeborenen. Der Eindruck, dem ich bereits früher Worte geliehen habe, wird noch verstärkt: Unter all dem glänzenden Schein barg sich in Paraguay eine abgrundtiefe Leere. Keine Spur von innerlicher Erfassung des Christentums, von Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, alles nur Thun ceremonieller Äußerlichkeiten, keine Spur von seelenwerbendem Unterricht, nur Katechismusherbeterei, Kreuzzeichenmachen, Kniebeugen, Händefalten, Rosenkranzbeten, keine Spur von sittlich erziehender, Selbstvertrauen und Selbstthätigkeit weckender Arbeit, nur eitle Nachäfferei: Die Inferiorität der Eingeborenen in religiöser, sittlicher, ökonomischer Beziehung strengstens gewahrt, damit die absolute Machtstellung der jesuitischen Väter unangetastet bliebe. Die ganze Arbeit der Väter nicht durchhaucht von dem lauteren Geist dienender Liebe, die sich selbst auf- und allem andern anheimgiebt, die unermüdet und voll heiligen Ernstes an dem Innersten andrer Menschen arbeitet. Schon welch eine Roheit der Gesinnung, wenn die Väter von den Eingeborenen sprechen wie von „Bestien, wilden Tieren mit unvergleichlichem Affensinn", von „witzlosem, purem Vieh und lauter Waldteufeln", „einer Horde unflätiger und mit Eicheln gemästeter Schweine eher gleich als einer Rotte vernünftiger Menschen". Welch eine leichtfertige, ja frevelhafte Auffassung der vom Herrn gewiesenen Missionsaufgabe, wenn die Eingeborenen mit Geschenken und Nahrungsmitteln überschüttet wurden, weil „der Eingang zum Gemüt nur durch den Mund gehe", wenn die Anpassung an heidnische Religionen so weit geht, daß ein Jesuit morgens eine christliche Messe und nachmittags eine Messe für die alten Landesgötter hält. Welch eine Ver-

legenheit, wenn die Väter mit Marienbildern, heiligen Knochen, Strafwundern 2c. in tollster Weise operieren, wenn die Visitatoren systematisch getäuscht, die Berichte prinzipiell gefälscht werden. Freilich ich weiß, manche dieser Ausstellungen ist allein auf Rechnung des katholisch-kirchlichen Systems zu setzen, aber wenn irgendwo, so tritts hier zutage, wie thöricht und sinnlos, zudem wie unchristlich dieses ganze System ist. Möchten doch die Anbeter katholischer Mission wie katholischen Kirchentums in unseren Reihen einmal die Mühe sich machen, mit Pfotenhauer genauer den Jesuitenstaat in Paraguay anzuschauen! Haben sie auch nur einen Funken Geistes und ungetrübten sittlichen Bewußtseins, dann müssen sie's erkennen, daß jenes System unfähig ist, Persönlichkeiten zu formen, die tief und fest wurzeln in einer ewigen Welt. Ohne solche Persönlichkeiten bricht jede Gemeinschaft in sich zusammen gleich dem Jesuitenstaat in Paraguay, weil auch in der Welt der Wirklichkeit nur das bleibt, was aufgebaut ist auf dem unverrückbaren Grund eines wahrhaft religiös-sittlichen Lebens.

Kremmen. P. Luther.

Schneider J., Pfarrer in Elberfeld, Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1895. Gütersloh, C. Bertelsmann 1895. Preis 2 M. 40 Pf.

Das Schneidersche Jahrbuch wird wegen seines wertvollen statistischen Materials geschätzt. Auch über die Heidenmission bringt es aus der Feder des bayerischen Pfarrers Schoener ein Kapitel, in dem der Stand und die Statistik sämtlicher 15 deutschen evangelischen Missionsgesellschaften während des Jahres 1893/94 auf 46 Seiten mitgeteilt wird. Von diesen 46 Seiten sind unserem Missionsvereine allein 10 Seiten gewidmet. So dankenswert nun auch dies Interesse an unserem Werke ist, um so mehr ist es um des Ansehens des Jahrbuches willen zu bedauern, daß Pf. Schoener seine Nachrichten über unseren Verein zum Teil aus so trüber Quelle bezogen hat, indem er die maßlosen Angriffe eines unserer früheren Missionare gegen unseren Verein und seine gegenwärtigen Missionare reproduziert. Es ist weder ein kirchliches noch ein Missionsinteresse vorhanden, diese Angriffe öffentlich zu widerlegen. Jeden unbefangenen Missionsfreund belehren unsere Berichte hinreichend über den Stand unseres Werkes in Japan nnd China.

Berlin. Th. Arndt.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Dr. Warneck, Wieder ein Missions-Jubiläumsjahr (A. M. Z. 95, 1). Dr. Zahn, Die evangelische Heidenpredigt (ebenda 1, 2). Pf. Eppler, Einiges aus dem Kapitel von der Missionsfürbitte (B. M. M. 95, 1 u. 2). Die Erregung in den Basler Missionskreisen (Chron. d. christl. Welt 95, 8). Zur Bibelkritik im Basler Missionshaus (ebenda, 13, 14). Stuckert, Die Schriftfrage und das Basler Missionshaus (Christl. Welt 95, 6). Marillier, Une nouvelle philosophie de la religion. Le dernier ouvrage de M. Caird. (Revue de l'hist. des rel. XXX, 3). Hole, The history of the Church Missionary Society (Church Miss. Int. 95, 1). Robinson, How best to awaken the Church to her Missionary responsibilities (ebenda). Two Lady Missionaries on woman's work in the mission field (ebenda). Bateman, Catechumens and the right time for baptism (ebenda, 2). Dr. Cust on

Missions and Missionaries (ebenda, 2). Haythornthwaite, Higher education as a missionary agency (ebenda, 3). 1795—1895 (Maandber. v. Nederl. Zendelingg. 95, 1). Livsbilleder af nordiske Missionaerer: IX. Christen Larsen Drachart (Nordisk M. T. 94, 4). Nordell, Öfverblick af den skotska frikyrkans mission, Schluß (Meddelanden från Studenten miss. föreningen 94, 3). Tabular view of the missions of the A. B. C. F. M. for the year 1893/94 (The Miss. Her. 95, 2). The variety, extent and unity of our organized congregational work (ebenda). The centenary of the London Missionary Society (ebenda, 3).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

E. Paul, In den Fußtapfen Allen Gardiners (A. M. Z. 95, 1—3). Zweiundvierzig Jahre unter den Indianern und Eskimo (B. M. M. 95, 1—3). Moskitoküste (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 1. 3). Miss Parmenter, A plea for colored girls (Americ. Miss. 95, 1). Beard, A southern journey (ebenda, 3). Beard, Tillotson, Austin, Texas (ebenda).

B. Afrika.

Dr. Zahn, Missionsrundschau (A. M. Z. 95, 1 u. 2). G. Kurze, Frankreich und Madagaskar (ebenda, 2). H. Krüger, Die Mission der freien Kirchen der romanischen Schweiz in Südafrika (ebenda, 3). Deutsch-Ostafrika, Südafrika—West (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 2). Aus der Hereromission (Rhein. Miss. 95, 3). Uganda (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 3). Die Wakilindi. — Bei den Wonnbugu (Ostafr. M. N. 95, 1). Wuga. — Nöte und Sorgen auf der Sklavenfreistätte (ebenda, 3). Merensky, Missionsanfänge am Kilimandscharo in Deutsch-Ostafrika (Miss.-Freund 95, 1). Süd-Afrika (Nordd. Miss.-Bl. 95, 1 u. 2). Richter, Deutsche Arbeit am Njassa in Deutsch-Ostafrika (D. evang. Miss. 95, 2). Richter, Hendrik Witbooi (ebenda, 3). Rhodesia und Transvaal (D. Kol. Z. 95, 10). Barth, Die ersten Lebensjahre unserer deutschen Schule in Tanga (ebenda, 12). Sorensen, Arnots Missionsvandringer og Garenganzemissionen (Nordisk M. T. 94, 4).

C. Asien.

H. Jessup, Amerikanische Missionen im türkischen Reiche (A. M. Z. 95, 3). Ein Blick in das Haus eines mohammedanischen Heiligen Indiens (ebenda). Korea (B. M. M. 95, 1, 2). Eine japanische Sekte (ebenda, 1). Die Mission unter den Völkern des Islam (ebenda, Beibl.). Dr. Schreiber, Die Mission unter den Mohammedanern (Rhein. Miss. 95, 1). Niasmission (ebenda). Genähr, Ein Wendepunkt für China (ebenda, 2). Aus unserer bornesischen Mission (ebenda). Ein Sieg über den Islam (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 1). Heidenschulen in Indien (Beibl. z. Hermannsb. Miss.-Bl. 95, 2). Dr. Spinner, Ein Ruf um Hilfe von den Küsten des Stillen Ozeans (Christl. Welt 95, 14 u. 15). Dr. Arndt, Das Werk des Allg. ev.-prot. Miss.-Vereins in Japan u. China (Prot. Kirch. Ztg. 95, 12). Paul Karounagaran, le solitaire de Pérambra (Revue de miss. contemp. 95, 3). L'Evangile dans la Mandjourie (ebenda). De Evangelisatie in de Minahassa over 1893 (Maandber. v. Nederl. Zendelingg. 95, 2). Wijngaarden, Jets over naamgeving en eigennamen voornamelijk bji de Karau-Bataks (Mededeel. v. Nederl. Zendelingg. 38, 4). Derselbe, Bataksche namen (ebenda). Kruijt, De Legenden der Poso-Alfoeren aangaande de eerste menschen (ebenda). Andrus, The Patriarch of the Jacobite Syrian

Church (The Miss. Her. 95, 1). Affairs in Turkey (ebenda). Chester, Medical work in the Madura Mission (ebenda). Joseph Neesima and the Doshisha (ebenda, 2). Blodget, The war between China and Japan (ebenda, 2). Bartlett, Historical Sketch of the Smyrna Field (ebenda, 3). Sandegren, Den amerikanska Madura-missionen, till belysning af några viktiga indiska missionsfrågor (Meddelanden från Studenten miss. föreningen 94, 3).

D. Südsee.

Die Siege eines Jahrhunderts im Stillen Ocean (Beibl. z. Hermannsb. Miss.-Bl. 95, 1).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Aus dem Bericht unserer Missionare über das Wintersemester 1894/95.

Tokyo, den 17. Januar 1895.

Hongo: Die Pastoration wurde wie bisher von Minami weitergeführt, Munzinger predigte zweimal. — Wir haben die Sonntagabendvorträge wieder eingerichtet, die, wohl mit infolge des neu erwachten Interesses an der deutschen Sprache, immer gut besucht waren. Dr. Christlieb hielt 3 Vorträge: Der Krieg ein Element in Gottes Weltordnung. — Die Kriege von 1864 und 1866. — Der Krieg von 1870/71. — Munzinger hielt 2 Vorträge über „Glück und Tugend bei den Griechen". Minami dolmetschte und hielt selbst einen japanischen Vortrag. — Die Sonntagsschule hat infolge des Zunehmens der Abendschule — jetzt Armenschule genannt — ebenfalls zugenommen. Die Schülerzahl beträgt 45. Lehrer sind Frl. Inasawa, Fujimoto, neuerdings Ogawa.

Ushigome-Yotsuya: Die Station wird von Minami versehen; doch ist seit Einrichtung der Abendvorträge Fujimoto mit dem Halten der Sonntagabendbibelstunde betraut, da Minami bei den Vorträgen unentbehrlich ist.

Theologische Schule: Das Semester hat mit 5 alten Schülern begonnen. Ein neuer Schüler, ebenfalls aus Kiushiu, ein Freund unserer älteren Schüler, trat mit Semesteranfang ein und bewährt sich sehr gut. Die jetzigen Schüler sind mit einer Ausnahme lauter frühere Freunde aus dem Süden, von denen einer den anderen nach sich gezogen hat. Alle zusammen geben gute Hoffnung. Ihr Fleiß und ihre Willigkeit lassen nichts zu wünschen übrig. Seit Oktober haben wir noch einen Zuhörer.

Wir haben, wie schon berichtet (S. 50f.), einen besonderen deutschen Kurs für die theolog. Schüler — innerhalb des Schulstundenplans — eröffnet, an dem Munzinger und Minami je 2 Stunden wöchentlich geben. Die Fortschritte sind gut. — Das Semesterexamen findet Ende Januar statt, das neue Semester beginnt 4. Februar.

Die Vorlesungen für das Wintersemester sind:

Oberkurs: Munzinger, Ntl. Einleitung 4 St., Korintherbr. (griech.) 4 St. Christlieb, Gesch. der neueren Philosophie, Entstehung des A. T. (atl. Einleitung u. atl. Theologie) 4 St., Ausgewählte Kapitel aus der Erkenntnistheor.

und Metaphysik 2 St. Minami, Japan. Missionsgesch. 2 St. Unterkurs: Munzinger, Griechisch 4 St. Christlieb, Entstehung des A. T. I 2 St. Die Studenten-Society hielt regelmäßig Versammlungen mit Vorträgen.

Shinri: Die Redaktion hatte Minami bis Dezember, vom 1. Januar ab ist sie Maruyama übertragen.

Armenschule: Die Neueinrichtung der Armenschule, von der wir im Jahresbericht (I, 3) schrieben, hat sich durchaus bewährt. Fujimoto ist nomineller Vorstand, er und Frl. Inasawa sind Lehrer. Die Schülerzahl ist auf 55 gestiegen und wird sich mit der Übersiedelung in das neue Gebäude noch vermehren. Dasselbe ist (für 412 Yen) fertiggestellt und wird im Februar bezogen werden.

Deutsche Schule: Infolge des neuerwachten Interesses an der deutschen Sprache haben wir eine deutsche Schule eingerichtet, die von 43 Schülern in 2 Kursen besucht wird. Am Unterkurs geben Minami und Ogawa, sowie Munzinger, Herr F. Bolljahn und Herr E. Krug Unterricht, am Oberkurs Christlieb, Munzinger, Bolljahn, Krug. Es wird 6 Stunden in der Woche unterrichtet (3 mal von 5—7). Herr Bolljahn ist so freundlich, unentgeltlich mitzuwirken, wofür wir ihm auch an dieser Stelle unsern Dank aussprechen.

Grundstückskauf und Hausbau: Am 23. Oktober 1894 ist die noch übrige Hälfte des Schulgrundstücks für 1250 Yen von der deutschen Gemeinde käuflich erworben. Auf der neugekauften Hälfte ist die neue Armenschule, auf der früheren neben der theologischen Schule das Wohnhaus für Dr. Christlieb gebaut worden, das im April bezogen wird.

Deutsche Gemeinde und Kirchenbau: Die Gottesdienste werden wie früher von Christlieb gehalten, an Weihnachten half Munzinger in Yokohama aus. Von den Mitgliedern der Gemeinde gingen wie alljährlich Beiträge zur Weihnachtsbescherung ein, die im Rechnungsauszug für Dezember namentlich aufgeführt sind. Der Kirchbau soll nach einem veränderten Plane demnächst in Angriff genommen werden.

Aufruf unserer Missionare.

Am 26. November richteten unsere Missionare folgenden Aufruf an die Deutschen in Tokyo:

„Während in China der Krieg seine Opfer fordert, geht durch die japanischen Lande der Engel der Barmherzigkeit. Nicht vergeblich pocht er an Thüren und Herzen an; tausend Hände thun sich auf, um Japans Krieger zu schützen gegen die Schrecken eines eisigen Winters, um Verwundeten und Kranken den Segen einer geordneten Pflege zu bieten.

Aber versunken in der Betrachtung jener Not übersehen die meisten das Elend, welches unmittelbar vor unserer Thüre liegt, welches jetzt, wo der Verdienst gering und alle Lebensmittel teuer geworden sind, mehr als sonst auf den Straßen der Stadt uns entgegen tritt und aus hohlen Augen Erbarmen heischend uns anschaut. Der Winter, der vor der Thüre steht, wird neue große Scharen von Hungernden bringen, daß des Elendes mehr wird, als Tokyo seit lange gesehen hat.

Diese Hungrigen zu speisen, mit dieser Bitte wenden wir uns an unsere deutschen Landsleute. Sie sollen uns die Mittel zum Ankauf von Reis und anderen Lebensmitteln bieten, daß wir durch etwa wöchentlich vorzunehmende Spenden wenigstens eine Anzahl bedürftigster Familien vor dem Äußersten bewahren können. Es ist keine prunkende That vor der Öffentlichkeit, es ist eine stille Liebesthat, zu welcher wir sie auffordern, aber wahrlich eine That eben so edel und vielleicht dringender als die thätige Unterstützung von Japans tapferen Truppen. Auf den bewährten Opfersinn der Deutschen Tokyos, an welchen wir uns oft und nie vergeblich gewendet haben, setzen wir auch jetzt unser Vertrauen."

Shinri.

Mai 1894 (Nr. 55) M. Maruyama, Die Inschrift des Babhra und die Heiligsprechung des Tripitaka. — Derselbe, Die Idee des Menschensohnes in den Evangelien (Forts. 59). — H. Minami, Leben und Theologie Schleiermachers (Forts. 60). — E. Munzinger, Die Heilsarmee. — Fujita, Anwendung der Gematria durch den Apostel Paulus. — Dr. M. Christlieb, Das Todesjahr Buddha's.

Juni 1894 (Nr. 56) Inhaltsangabe folgt nach.

Juli 1894 (Nr. 57) H. Minami, Der fortschrittliche und der konservative Geist. — Uneishi, Urchristentum (Schluß 58). — Dr. M. Christlieb, Die moderne deutsche Theologie: H. Holsten, Über die synoptische Frage. — Dr. K. Aoki, Auf dem Kriegsschiff.

August 1894 (Nr. 58) M. Maruyama, Datum der Nirvana Buddha's nach den indischen und chinesischen Quellen. — Dr. M. Christlieb, Dogmatische Umformung der Geschichte durch die biblischen Schriftsteller (Forts. 59). — Toseiom Shujin, Über den Pessimismus (Forts. 59).

September 1894 (Nr. 59) H. Minami, Die Kriegführung und die Moral. — Bolljahn, Es ist süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben. — Dr. M. Christlieb, Dr. E. Fabers Konstruktion der vorhistorischen chinesischen Civilisation aus den Schriftzeichen.

Oktober 1894 (Nr. 60) Dr. M. Christlieb, Der Krieg ein Element der göttlichen Weltordnung. — M. Maruyama, Liebes-Werke und -Einrichtungen in Deutschland und England. — H. Minami, Die Versuchung Jesu. — Uneishi, Macht Jesum bekannt!

Aus China.

Dr. Fabers Jahresbericht für 1894.

Das hauptsächlichste Jahresereignis für China ist der Krieg mit Japan. Es ist nicht meine Sache, hier die Rechtsfrage zu erörtern. Darüber sind wohl alle Ansichten einig, daß Japan den Krieg wollte. Warum? Nach allem Anschein hegte Japan den Wunsch, das quasi Abhängigkeitsverhältnis zu China zu lösen und sich als gleichberechtigte Großmacht zur Geltung zu bringen. Chinas leitende Staatsmänner sind noch zu sehr erfüllt von der konfuzianischen Staatsidee, daß der chinesische Kaiser als Himmelssohn der einzige Oberherrscher auf Erden sei und keinen anderen Fürsten als gleichberechtigt anerkennen könne. Den Westmächten hat China, durch schwere Niederlagen gezwungen, in den Verträgen derartige Zugeständnisse gemacht, die Audienzfrage aber doch möglichst erschwert und verschoben. Japan dieselben Rechte zuzugestehen, wie den Westmächten, wäre China nie in den Sinn gekommen. Japan fühlte seit Jahren sein Ehrgefühl verletzt schon durch die Verträge mit den Westmächten, welche zu einer Zeit abgeschlossen wurden, wo Gleichberechtigung außer Frage war, daher in der Exterritorialitätsklausel ihren empfindlichsten Ausdruck fand. Aber den Westmächten gegenüber fühlte Japan seine Ohnmacht, trat darum zunächst in das Verhältnis des gelehrigen Schülers. Man muß anerkennen, daß Japan allseitig vorwärtsstrebte. Es blieb wohl kein Zweig westlicher Bildung unbeachtet. Auch begnügte man sich nicht mit oberflächlicher Nachahmung, sondern suchte in allen Fächern vom Elementaren in angemessener Stufenfolge zum Höchsten aufzusteigen. Und die Resultate sind wirklich erstaunlich. Die Japaner verfolgten natürlich auch mit großem Interesse alle Bewegungen in China. Dabei konnte ihnen nicht verborgen bleiben, daß China, dessen Kultur früher Japan zum Vorbild diente, nun weit zurückblieb. Japan fühlte sich von Jahr zu Jahr überlegener. Zu dieser veränderten Lage paßte durchaus nicht das althergebrachte, übermütige Benehmen der Chinesen gegen Japan. Unbegreiflich erscheint aber doch, daß

die Staatsmänner Chinas den Dingen in Japan so wenig Aufmerksamkeit schenkten, daß sie durch den Krieg unvorbereitet überrascht und durch schmähliche Niederlagen aus dem alten Sicherheitstaumel unangenehm aufgeweckt werden mußten. Jedenfalls hat Japan sich nun bereits einen Platz unter den Mächten ersten Ranges erworben. Welche Umwandlung China erfahren wird, kann nur die Folge zeigen. Jedenfalls ist der Wahn einer Allianz zwischen England und China mit der Spitze gegen Rußland gebrochen. Das Auftreten der Westmächte gegen China wird nun gebieterischer werden. Wahrscheinlich wird China nicht nur an Japan bedeutende Abtretungen zu machen haben, sondern auch an die Westmächte nicht unerhebliche Zugeständnisse. England muß der russisch-sibirischen Eisenbahn gegenüber sobald als möglich Bahnverbindung zwischen Indien und China herstellen, wahrscheinlich über Bhamo und Momein nach Yunnan, dann weiter nach Hankau und Peking. Vielleicht wird dann auch die Bahn von Indien nach Constantinopel weitergeführt. Diese Bahnlinie wäre jedenfalls bedeutend kürzer als die sibirische und im Winter vorzuziehen. England bedarf weiter einer Kohlenstation zwischen Hongkong und Vancouver, um die Verbindung mit Canada unter allen Umständen aufrecht erhalten zu können. Eine andere Station wird nötig werden zwischen Canada und Australien. Rußlands Verlangen nach einem eisfreien Hafen am Stillen Ocean ist bekannt. Ein Küstenstreifen von Korea würde dieses Bedürfnis befriedigen. Frankreich hat wohl auch Wünsche an der Nordgrenze seines indochinesischen Reiches. Die Insel Hainan möchte außerdem nicht unerwünscht sein. In den Wunschzettel Deutschlands habe ich keine Einsicht erlangen können.

Für China bleibt noch immer genug, auch wenn es auf die 18 Provinzen des eigentlichen China beschränkt würde. Die nächstliegende Frage jedoch ist, wird sich die Mandschu-Dynastie halten können? Der jetzige Kaiser ist schwerlich der Aufgabe gewachsen und die Exkaiserin-Regentin augenscheinlich ebenso wenig. Mag jedoch den Thron inne haben, wer will — China bedarf der Bevormundung durch die Westmächte oder durch Japan, bis eine ausreichende Anzahl tüchtiger Mandarine herangebildet ist, mittelst welcher die nötigen Reformen durchgeführt werden können. Bleiben die alten Zopfgelehrten am Ruder, so wird man nur auf Kriegsrüstung bedacht sein, um die jetzige Schmach so bald als möglich auswetzen zu können. Das wäre das größte Unglück für das chinesische Volk, das jetzt schon ausgesogen ist. Die Unzahl hungriger Litteraten Chinas wird sich jedoch schwerlich auf friedliche Weise in andere Bahnen lenken lassen. Damit hätte längst ein Anfang gemacht werden müssen. Statt dessen wurden diese Blutegel so viel wie möglich gepflegt. Es wird viel Blutvergießen erfordern, bis der zähe Widerstand von dieser Seite gebrochen sein wird. Wenn nur die Westmächte unter sich einig bleiben. Die große Anzahl fremder Kriegsschiffe im chinesischen Meer, ungefähr 80, ist auch eine Gefahr. —

Mein Kommentar über das Lukasevangelium ist endlich erschienen und hat sofort starken Absatz gefunden.

Einen kleinen Aufsatz über Museen schrieb ich auf dringendes Verlangen. Ich hatte in meinem Vortrag, gehalten auf der dreijährigen Versammlung der Education Association, kurz auf das Bedürfnis hingewiesen. Man wünschte nun meine Ansicht ausführlicher. Der kurze Aufsatz enthält die Brennpunkte der Erziehungsfrage in China. (Dr. Faber weist in demselben nach, wie wichtig Museen sind zur Gewinnung fester wissenschaftlicher, chinesischer Termini als Äquivalente für die wissenschaftlichen Begriffe der europäischen Sprachen. Anm. d. Red.)

Eine längere Abhandlung schrieb ich über den Konfuzianismus. Diese ist für ein „Handbook of Missions in China“ bestimmt. Dieses Handbuch wird von Rev. Tim. Richard in Verbindung mit mehreren anderen Missionaren herausgegeben. Den Inhalt bilden übersichtliche Statistiken mit Karten des gesamten Missionswerks in China. Im einleitenden Teil erscheinen Abhandlungen über den Konfuzianismus, Taoismus, Buddhismus, Mohammedanismus ꝛc.

Ich wurde aufgefordert, den Konfuzianismus zu übernehmen, da ich bereits in Chicago darüber geredet habe. Ich nahm die Arbeit mit Freuden an und hoffe auf den wenigen Seiten etwas Zeitgemäßes von bleibendem Wert geliefert zu haben. Meine Beleuchtung des Konfuzianismus geschieht hier vom Missionsstandpunkt, also im Vergleich mit dem Christentum, in drei Abschnitten: 1. Ähnlichkeiten, 2. Widersprüche, 3. Mängel. Im ganzen sind 45 Hauptpunkte hervorgehoben.

Drei Bilder in grellem Farbendruck schickte ich vor einiger Zeit. (Das eine stellt die Niederlage der Japaner vor Port Arthur dar, das andere den Sieg der Chinesen bei Ping Yang, das dritte die Behandlung japanischer Kriegsgefangener durch die Chinesen. Dr. Faber hat sie „Kulturbilder aus China" überschrieben. Die beiden ersten sind ein Beweis für chinesische Verlogenheit, das dritte giebt empörende Beispiele chinesischer Grausamkeit. Anm. d. Red.) Diese und andere werden hier auf den Straßen verkauft. Man kann daraus mancherlei lernen, z. B. die populäre Anschauung, wie Kriegsgefangene zu behandeln sind, dann wie man Niederlagen fürs Publikum als Siege darstellt.

Eine kurze Abhandlung über die ernste Lage in chinesischer Sprache publizierte ich in einem chinesischen Wochenblatt, das in Fuchow erscheint.

Mit meiner Arbeit über die chinesischen Klassiker geht es langsam voran. Ich hoffe, bald in diesem Jahre mit der kapitelweisen Veröffentlichung zu beginnen.

Mit meiner Gesundheit ging es seit der Benutzung der Bäder in Japan sehr gut. Um Neujahr erkältete ich mich aber und hatte einen scharfen asthmatischen Anfall zu überstehen, so daß ich 15 Tage im hiesigen Hospital zubrachte. Ich bin nun seit einer Woche zurück und fühle die Brust wieder völlig frei.

Die gewünschte Denkschrift über China (Dr. Faber wird über die innerpolitische Lage Chinas schreiben. Anm. d. Red.) werde ich sobald als möglich in Angriff nehmen.

Aus dem Jahresbericht des Missionars und Pfarrers Kranz.

Nach seiner Missionsreise auf dem Yangtzekiang, die Pf. Kranz in seiner Flugschrift beschrieben hat, hatte er sich zunächst in Tschifu niedergelassen. Er schreibt:

„Während meines Aufenthalts in Tschifu unterhielt ich stets einen regen, freundschaftlichen Verkehr mit den Missionaren der amerikanisch-presbyterianischen Mission, welche daselbst eine große Boardingschule für chinesische Jünglinge und eine ausgedehnte Evangelisationsarbeit im Innern der Provinz unterhalten, sowie auch mit den Missionaren der China Inland Mission, welche in Tschifu außer einem von Dr. Donthwaite vorzüglich geleiteten Hospital für Chinesen eine gute Schule für englische Knaben und Mädchen (besonders Missionarskinder) besitzen. Meine Frau hat selbst früher 8 Jahre lang in dieser Schule Unterricht genossen. Es waren auch mehrere bedeutende Missionare anderer Missionen als Gäste in Tschifu anwesend, die ich kennen lernte, z. B. die Herren Rev. Jones und Rev. Whitwright von der englischen Baptist Mission, welche im Innern der Schantungprovinz blühenden Missionsstationen vorstehen. Es giebt jetzt, wenn ich nicht irre, ungefähr 6000 getaufte evangelische chinesische Christen in dieser Provinz bei einer Bevölkerung von 29 Millionen! In Tschifu leben etwa 20 Deutsche, ich hielt für sie auch einmal deutschen Gottesdienst und taufte die Kinder. Außerdem veranstalteten wir, als ein deutsches Kriegsschiff im Hafen war, mit einer deutschen Lehrerin an der China Inland Schule, Fräulein Hilbold, einen gemütlichen Abend für deutsche Matrosen, bei welcher Gelegenheit ich auch eine religiöse Ansprache hielt. — Mehrere Gründe, unter anderem, daß es auch in Tschifu oft sehr heiß war (bis 30° Reaumur), daß die Verbindung mit dem Inneren und allen Hafenplätzen Chinas von Shanghai aus eine viel leichtere und regelmäßigere ist, und daß ich auch den anregenden Verkehr mit Dr. Faber und Pastor Hackmann sehr entbehrte, veranlaßten mich, den Gedanken einer dauernden Niederlassung in Tschifu

aufzugeben und Ende September nach Shanghai zurückzukehren. Seitdem habe ich wieder regelmäßig meinen chinesischen Studien obgelegen. Ich engagierte mir zwei Lehrer, von denen der eine, Herr Schan Schao Ping, morgens von 9—12, und der andere, Herr Wu Wen Sung, nachmittags von 2—4 kommt. Mit ihnen habe ich zunächst den Mencius fertig gelesen, dann die Lun yü, Ta hsio und Chungyung. Dieses sind die 4 klassischen Schu (Bücher), welche in jeder chinesischen Schule auswendig gelernt werden. Danach las ich den Schuking (zu den 5 Kings gehörend) und habe jetzt $^{3}/_{4}$ des Scheking (Buchs der Lieder) beendet, alles zusammen rund 1800 Seiten in der größeren Legge'schen Ausgabe mit chinesischem Text. Täglich bewältige ich jetzt durchschnittlich 40 bis 50 Seiten. Neben jeden mir unbekannten Charakter schreibe ich mit lateinischer Schrift die Aussprache des Lehrers, sodaß ich die Bücher später noch einmal langsamer und gründlicher ohne das Dabeisitzen eines Chinesen verarbeiten kann. Den Liki und Yiking, für welche Legge leider keine Ausgabe mit chinesischem Text und Anmerkungen präpariert hat, lese ich in seiner englischen Übersetzung. Ich habe die Absicht, zunächst so kursorisch noch den Scheking und Tschun tchiu in der Legge'schen Ausgabe durchzuarbeiten, um einen selbständigen Eindruck von dem Inhalt und Wert der chinesischen Klassiker zu gewinnen.

Es wird einem Uneingeweihten schwer, sich eine richtige Vorstellung von der Art und der Schwierigkeit der chinesischen Schriftsprache zu machen. Es hat sich denn auch (ich hoffe, nicht durch meine Schuld) in der Z. M. R. 1894, S. 253 gegebenen Auszug meiner Berichte ein höchst bedauerliches Mißverständnis eingeschlichen. Es heißt da von mir „den Bücherstil (Wenli) oder das Hochchinesische (Kuanhoa) studiert er gegenwärtig . . .“ Ich traute meinen Augen kaum, als ich das las. Was müssen Sinologen von uns denken! Wenli und Kuanhoa sind ja eben zwei ganz verschiedene Dinge. Kuanhoa ist die im größten Teil Chinas gesprochene Umgangssprache des Volkes; Wenli dagegen ist der eigentümliche, abgekürzte, gedrängte, rätselhafte Stil, dessen sich Gelehrte in ihren Aufsätzen bedienen. Professor Hirth citiert in der Einleitung seiner „Notes on the Chinese Documentary Style“ Worte eines Engländers T. T. Mendoros, welche die Verschiedenheit des Wenli (Schriftstils) von Kuanhoa recht deutlich machen und die ich deshalb hier frei übersetzen will.

„Beinahe die ganze chinesische Sprache, wie sie gesprochen wird, ist zusammengesetzt aus Doppelwörtern oder Kompositas (vorher giebt er Beispiele wie „Himmel-sonne“, „Kind-sohn“, „einzig-allein“, „Geist-Seele“, „blick-sehen“), und diese werden entweder gar nicht gebraucht beim Schreiben oder nur einer ihrer konstituierenden Teile wird gebraucht. Der obige und einige andere Unterschiede sind so groß, daß die chinesische Unterhaltungs- oder gesprochene Sprache (Kuanhoa) und der Geschäftsstil (eine Art des Schriftstils, des Wenli), was die Aufgabe ihrer Erlernung anlangt, in der That zwei verschiedene Sprachen sind. Wenn wir Französisch lernen, so lernen wir, indem wir es sprechen lernen, zu gleicher Zeit es auch lesen, aber das beste gesprochene Chinesisch (Kuanhoa) zu lernen und die geschriebene Sprache (Wenli) zu lernen, ist als wenn man das Pariser Französisch sprechen und lateinisch lesen lernt. Dies ist eine Ursache der großen Schwierigkeit, Chinesisch zu lernen; denn der Mann, welcher die gesprochene Sprache (Kuanhoa) vollkommen bemeistert hat und dieselbe Sprache, wenn geschrieben (d. h. geschriebenes Kuanhoa) auch lesen kann, ist buchstäblich soweit entfernt von der Fähigkeit, ein Buch in verhältnismäßig einfachem Geschäftsstil (einer Art des Wenli) zu lesen, wie der, welcher über alle Gegenstände fließend französisch sprechen und das Gesprochene, wenn geschrieben, auch lesen kann, entfernt ist von der Fähigkeit, das einfachste lateinische Buch zu lesen; mit anderen Worten, er ist unfähig, auch nur einen einzigen Paragraphen davon zu lesen“.

Nach diesen Ausführungen dürfte der Unterschied des Wenli (Bücherstils) vom Kuanhoa (Unterhaltungssprache) klar sein. Ich habe also eigentlich zwei Sprachen zu lernen, Kuanhoa und Wenli. Da meine Absicht auf litterarische

Arbeiten geht, so habe ich in dem letzten halben Jahre meine Aufmerksamkeit mehr dem schwierigeren Wenli zugewandt.

Auch der Wenli- oder Bücherstil hat mehrere Arten. Es giebt 1. einen alten Stil, so gedrängt und gekürzt, daß er nur mit Kommentar verständlich wird. Das ist der Stil der alten Klassiker. Die Chinesen nennen diesen Stil sehr tief.

2. einen litterarischen Stil (wen chang-Stil), rhythmisch und mit einer Fülle von bedeutungslosen Charakteren (Hsütze, wohl des Rhythmus wegen eingefügt). Das ist der Stil, in welchem die Gelehrten beim Examen ihre Aufsätze (wen chang) zu verfassen haben. Die Chinesen nennen ihn „sehr abstrakt".

3. einen „Geschäftsstil", den Prof. Hirth mit Documentary Chinese bezeichnet. Er enthält nur wenige bedeutungslose Partikeln und ist leichter verständlich. Regierungsgeschäfte, Gesetze, Dokumente und alle offiziellen Korrespondenzen werden in diesem Stil geschrieben. Die Chinesen nennen ihn „einfach und bestimmt".

4. einen „familiären Stil" mit einer ziemlichen Menge von Ausdrücken aus der Unterhaltungssprache. Novellen sind in diesem Stil geschrieben. Die Chinesen nennen ihn „einfach, aber oberflächlich".

Endlich 5. giebt es natürlich auch Bücher gedruckt im Kuanhoa, d. h. gerade so geschrieben, wie die Gebildeten sich unterhalten. Das ist aber dann eben kein Wenli mehr.

Die Gelehrten mögen nur Bücher im Wenli lesen. Der für litterarische Missionsarbeiten empfehlenswerteste Stil ist Nr. 3, der „Geschäftsstil" (Meadows) oder „Dokumentenstil" (Wade und Hirth), oder „leichte Bücherstil" (easy Wenli), wie ihn Missionare zu nennen pflegen. Nachdem ich mich einigermaßen über die Klassiker orientiert habe, will ich mich deshalb dem Studium dieses Stiles zuwenden unter Anleitung von Thomas Wades „When Chien Tzu Erh Chi" (Documentary Chinese) und Prof. Hirths „Hsin Kuan Wen Chien Lu" (Text book of Documentary Chinese). Kenntnis der Klassiker ist natürlich Grundvoraussetzung späterer litterarischer Arbeiten. Der Weg hierzu ist lang, einsam und mühsam, aber das Ziel, Millionen von Chinesen durch ein christliches Buch zu beeinflussen, ist herrlich. Vorläufig kann ich selbstverständlich noch lange nicht an eigene litterarische Arbeiten in Chinesisch denken. Meine praktische Einwirkung auf China beschränkt sich auf bescheidene Mitarbeit an größeren Missions-Unternehmungen, z. B. als Mitglied des Komitees der britischen Bibelgesellschaft hier und des Komitees der „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung in China".

Meine Gesundheit ist in diesem Winter bis jetzt, Gott sei Dank, vorzüglich gewesen, sodaß ich täglich mit geistiger Frische arbeiten kann.

Von dem Kriege zwischen Japan und China merken wir hier in Shanghai fast gar nichts. Der Kriegsschauplatz ist zu weit entfernt von uns. Man redet viel davon, es würde nun wohl bald Friede geschlossen werden. Ich wünschte, daß die Japaner nicht eher Friedensbedingungen annähmen, als bis China wirklich gründlich gedemütigt ist. Denn wenn sie jetzt schon Frieden schlössen, so würde es die chinesische Regierung durch Verdrehungen und falsche Berichte vor den Massen des chinesischen Volkes im Inneren doch so darstellen, als ob die Japaner eben doch den Mut verloren und sich vor Chinas großen Heermassen gefürchtet hätten. Der chinesische Stolz, das Haupthindernis für das Vordringen des Christentums und westlicher Civilisation in China, bliebe ungebrochen, ja würde nur schlimmer. Über den wirklichen Ausgang des Krieges kann man hier ebensowenig wie in Europa sichere Prophezeiungen aussprechen. Gott ist der Lenker der Geschichte und alle Christen, besonders die Missionare haben das feste Vertrauen, daß unter Gottes Leitung der Krieg China zu großem inneren Segen gereichen wird und daß besonders die Mandarine nach dem Kriege mehr bereit sein werden, westlichen Ideen Gehör zu schenken und westliche Erziehung einzuführen. Eine Folge davon wird auch ein lebhafterer Kampf des christlichen mit dem heidnisch-chinesischen Geiste sein. Denn

bis jetzt haben wir, so scheint es mir oft, das innerste Mark des chinesischen Volksorganismus noch gar nicht berührt. Es sind nur Vorpostengefechte, die eigentliche Geisterschlacht kommt noch. Unsere Aufgabe ist, uns dafür zu rüsten.

Gott ist mit uns! Das sei unsere Neujahrslosung hier draußen, das sei die Losung des Vereins daheim!"

Pfarrer Hackmanns Predigten

werden jetzt vom Kirchenvorstand der deutschen evangelischen Gemeinde in Shanghai allen in China zerstreut lebenden Deutschen durch den Druck zugänglich gemacht. Wir freuen uns, daß durch diese Einrichtung die Gemeinde in Shanghai, wie wir es von Anfang an gehofft haben, sich immer mehr zu einem Hort und Mittelpunkt deutschen evangelischen Lebens in China entwickelt.

Aus den Zweigvereinen.

Der Berliner Hauptverein

feierte am Sonntag, den 10. März, sein Jahresfest. Der Festgottesdienst fand abends 6 Uhr in der Marienkirche unter zahlreicher Beteiligung statt. Den Bericht erstattete Pred. Dr. Arndt, der unter Zugrundelegung von Matth. 4,4 zeigte, wie sehr den Chinesen und Japanern trotz aller Kultur doch noch das wahre Brot des Lebens fehlt, welche große Arbeit der Mission in jenen ungeheuren Völkergebieten noch wartet und welche besondere Aufgabe unser Verein dort zu erfüllen hat. Die Festpredigt hatte Pred. Prof. Scholz übernommen. In gewaltigen, tief ergreifenden Worten führte er im Anschluß an die Erzählung vom kananäischen Weib aus, daß die Mission vor allem Geduld und Vertrauen lernen müsse. Oft spricht der Herr zuerst kein Wort, so sehr wir uns nach einem solchen aus seinem Munde sehnen. Das müssen wir bei der Arbeit in der Heimat, das müssen auch die Missionare draußen in der Heidenwelt erfahren. Und wenn der Herr dann ein Wort spricht, so ist es oft zuerst ein abweisendes: Noch nicht, oder gar das harte: Hunde! Dies Wort geht auch uns an: Sind wir doch der hohen Aufgaben nicht wert, die uns Gott übertragen hat. Ist doch die Christenheit selbst bei der heiligen Arbeit der Mission so geteilt statt einig zu sein! Was müssen wir aber da mehr lernen als Geduld! — Doch aus der Geduld erwächst der Glaube, dem das Wort zu teil wird: Dir geschehe, wie du willst! Darum werfet euer Vertrauen nicht weg, das eine große Verheißung hat! Im Glauben hat die Brüdergemeinde ihr Werk unternommen, im Glauben Jänicke, im Glauben Goßner, im Glauben schreibt Munzinger: Wir wollen nicht aufhören zu hoffen und zu beten, daß auch dieser Krieg sich erweise als in maiorem Dei gloriam! So wollen wir denn Gott vertrauen, der auch unser Werk herrlich hinausführen wird!

Nach dem Gottesdienste fand eine Nachfeier im Altstädter Hofe statt. Prof. Dr. Pfleiderer und Pred. Lic. Kirmß hielten Ansprachen. Den Höhepunkt jedoch bildete die Rede eines hiesigen japanischen Studierenden der Nationalökonomie Kubo, der folgendes ausführte: Vieles haben die Japaner von den Europäern gelernt und vieles haben sie aus Europa herübergenommen, so auch seine Schuleinrichtungen und Universitäten. Aber für die Bildung des Gemüts und namentlich die religiöse Erziehung des Volks geschieht von seiten der Regierung nichts. Möchte sich die Mission, die hier vieles gut macht, was versäumt wird, nur nicht durch den vielbesprochenen Fremdenhaß in ihrer Arbeit stören lassen. Derselbe ist vor 30 Jahren schon größer gewesen. Und wenn er sich nach dem Kriege womöglich auch noch steigert, so wird er doch mit der Scheu vor dem Fremden, aus der er entsprungen ist, gewiß allmählich ganz verschwinden. Er habe viel zu große

Zuversicht zu dem, was den Kern der europäischen Kultur bildet, der christlichen Religion, und danke denen, die seinem Volke das Beste brächten, was man ihm bringen könnte, christliche Sitte und christlichen Glauben!

Dem vom Berliner Hauptverein für 1894 herausgegebenen Jahresbericht entnehmen wir noch folgende Mitteilungen: Die Zahl der Mitglieder ist gestiegen. Sie beträgt 348 gegen 291 im Vorjahr; doch sind dazu 43 Mitglieder aus dem aufgelösten Ortsverein der Heilig-Kreuz-Gemeinde gekommen. Ebenso ist die Einnahme eine bedeutend größere, nämlich 3235 M. gegen 2552 M. im Vorjahr. Davon sind 2550 an die Centralkasse abgeführt, der Rest ist dem Betriebsfonds überwiesen worden. Einen schmerzlichen Verlust erlitt der Verein durch den Tod des bisherigen 2. Vorsitzenden Pred Lic. Hoßbach.

Der Ortsverein der Dankeskirchengemeinde ist auch im vergangenen Jahre mit Erfolg thätig gewesen. Er zählt gegenwärtig 114 Mitglieder. Namentlich ist die Veranstaltung von Familienabenden unserer Sache nach wie vor förderlich gewesen. Am stärksten war der Besuch (etwa 1200 Personen) bei der Abschiedsfeier des Pred. Stage, der den Verein lange Zeit geleitet hat, nunmehr aber einem Rufe nach Hamburg als Pastor an der St. Petri-Kirche gefolgt ist. Wir hoffen, daß auch nach dem Scheiden des Pred. Stage der Verein weiter blühe.

Der Berliner Frauenverein

veranstaltete am Freitag, den 29. März, abends 7½ Uhr seinen diesjährigen Familienabend im großen Saale des Architektenhauses unter zahlreicher Beteiligung. Nach der Begrüßung und einem kurzen Bericht des Pred. Dr. Arndt, wonach der Verein gegenwärtig 196 Mitglieder mit 1201 M. jährlichen Beiträgen zählt, hielt Frl. Auguste Diercks einen höchst anschaulichen und anziehenden Vortrag über ihre Thätigkeit in Japan. Herr Oberlehrer Dr. Groth, früher Professor an der Kaiserl. Universität in Tokyo, gab interessante Schilderungen aus dem japanischen Kinderleben. Das Schlußwort sprach Pred. Lic. Kirmß. Zwischen den einzelnen Reden wurden Gesänge vorgetragen.

Der Hamburger Hauptverein

zählt nach dem letzten Jahresbericht 170 Mitglieder und hat an die Centralkasse 900 M. abgeliefert. Am Donnerstag, den 31. Januar, veranstaltete er einen Familienabend, bei dem Pastor Dr. Manchot, Frl. Diercks und Herr Knipping, der lange Jahre in Tokyo gewesen ist, Ansprachen hielten.

Pfarrer D. Schmiedel

ist wie in früheren Jahren durch eine Reihe von Vorträgen, die er in verschiedenen Städten gehalten, in dankenswertester Weise für die Sache unseres Missionsvereins thätig gewesen. Nachrichten liegen uns aus Coburg und Scheuerfeld vor. An ersterem Ort hielt Pfarrer Schmiedel auch einen sehr gut besuchten Jugendvortrag.

Fräulein A. Diercks

hat gleichfalls in Karlsruhe, Wiesbaden, Heidelberg, Frankfurt a./M., Pforzheim, Berlin durch Vorträge über ihre Thätigkeit in Japan das Interesse für unsere Mission namentlich unter der Frauenwelt zu wecken gesucht.

Neue Zweigvereine

wurden gegründet:

1. in Hamburg ein Missions-Frauenverein. Derselbe zählt bis jetzt 37 Mitglieder. Frau Illies ist 1. Vorsitzende, Frau Knipping 2. Vorsitzende, Schriftführerin ist Frau Pastor Dr. Meincke.

2. in Frankfurt a./M. ein Missions-Frauenverein.

Auch in Braunschweig und Pforzheim ist die Gründung von Frauenvereinen vorbereitet. Nähere Nachrichten erwarten wir noch.

Aus dem Centralvorstande.

Der Protektor unseres Missionsvereins

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen,

hat am 5. März d. J. den Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt und den neuen Missionar Pfarrer Emil Schiller in Audienz empfangen. Der Großherzog bezeugte seine hohe, rege Teilnahme für alle Zweige unseres Missionswerks und sprach nach Anhören eines Berichts des Predigers Dr. Arndt den Wunsch aus, daß die Missionare in Japan alle sich durch den Krieg bietenden günstigen Umstände benutzen möchten, das Evangelium in die weitesten Kreise zu bringen, insbesondere, daß sie die Japaner immer wieder darauf hinweisen möchten, daß wahre Civilisation nur da möglich ist, wo die Wurzel aller Civilisation, die christliche Religion, angenommen wird. Auch für die Zukunft erbat sich der Großherzog eingehende Berichte über unsere Missionsarbeit in Japan und China und über die Personen unserer Missionare. Diese Teilnahme unseres Protektors ermutigt uns, mit vermehrtem Eifer gerade unter den gegenwärtigen Umständen, die einen Aufschwung der Mission in China und Japan erwarten lassen, unsere Arbeit dort fortzusetzen. — Dem neuen Missionar Pfarrer Emil Schiller gab der Großherzog die besten Segenswünsche mit auf den Weg.

Pfarrer Munzingers Beurlaubung.

Zu unserer großen Freude können wir mitteilen, daß Pfarrer Munzinger voraussichtlich Anfang September zu einem mehrmonatlichen Urlaub in der Heimat eintreffen wird. Es wird dadurch Gelegenheit geboten, direkt aus dem Munde eines unserer Missionare Berichte über den gegenwärtigen Stand der japanischen Mission zu hören. Um jedoch Pfarrer Munzingers Zeit und Kraft nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen, bitten wir diejenigen Zweigvereine, die einen Vortrag Pfarrer Munzingers wünschen, uns dies rechtzeitig anzumelden. Nach Beendigung seines Urlaubs wird Pfarrer Munzinger auf seinen Posten nach Japan zurückkehren.

Abordnung des Pfarrers Emil Schiller.

Am 3. März fand zu Potsdam in der Heiligen Geist-Kirche die Abordnung unseres neuen Missionars für Japan des Pfarrers Emil Schiller statt. Die festlich geschmückte Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Fast sämtliche Pastoren Potsdams, auch Superintendent Petzholz, waren zur Feier erschienen; desgl. der Oberbürgermeister Boie. Nach dem Eingangslied hielt Pfarrer Schiller seine Abschiedspredigt, aus der wir den ersten Teil als für die Person und die Anschauungen unseres neuen Missionars besonders charakteristisch im Wortlaut mitteilen:

„Liebe Missionsfreunde! An ein Wort aus einem alten Siegesliede Israels laßt mich anknüpfen, was ich zu sagen habe in dieser ernsten, feierlichen Stunde, die so entscheidend und folgenschwer auf meinen äußeren Lebensgang einwirken wird, wie keine andere zuvor. „Gelobt sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch" (Psalm 68, 20) — das sind Worte, deren innere Wahrheit jeder lebendige Christ im Laufe seines Lebens reichlich Ge-

legenheit hat zu erfahren, zu erkennen, nachzuempfinden und nachzubekennen. Auch ich darf es aussprechen in dieser Stunde, daß das, was diese Worte sagen, mir durch meinen bisherigen Lebensgang zu einer festen, unverrückbaren Gewißheit geworden ist.

Wäre dem nicht so, ich hätte nicht den Mut, heute hier vor euch zu treten als einer, der begehrt, von der christlichen Gemeinschaft ausgesandt zu werden in die Heidenwelt, um draußen Zeugnis abzulegen von den in der Christenheit täglich erfahrenen Heilswundern Gottes, um draußen neue, nach dem christlichen Heil verlangende Seelen einzugliedern in die beseligende Gemeinschaft des in Christo Jesu erschienenen Gottesreichs der vollkommenen Gnade und Wahrheit. Ja, gelobt sei der Herr täglich, der mir die Freudigkeit ins Herz gab, den herrlichen Beruf eines Heidenmissionars zu erwählen, der mir heute durch die Leitung unseres Vereins das Amt dieses Berufes übertragen läßt; gelobt sei der Herr — von ihm stammt der Auftrag hinauszuziehen in die Heidenwelt, um sie ihm zu Füßen zu legen; von ihm stammt das Wollen, diesen Auftrag auszuführen; an seiner Hilfe hängt auch das Vollbringen, das Erfüllen.

Oder ist das etwa zu viel gesagt? Ist dem nicht so, daß wir ein Recht haben, nicht bloß in den großen Welt- und Völkergeschicken, sondern auch in den Lebensführungen des einzelnen Menschendaseins, in unseren eigenen Lebensschicksalen das Wirken und Walten einer göttlichen Vorsehung zu erkennen? Manche freilich werden uns das bestreiten wollen. An der Hand der Thatsachen werden sie uns nachzuweisen versuchen, daß wir in Bezug auf unsere Geschicke lediglich dem Spiele eines blinden Zufalles preisgegeben oder doch wenigstens dem Walten eines kalten, herzlosen Naturgesetzes unterworfen seien: nach festen, strengen, unabänderlichen Gesetzen müsse alles, was da sei, seines Daseins Kreise vollenden. Aber, sind wir wirklich Christen, so wird sich unser religiöses Gemüt, das doch auch eine reale Thatsache ist und das der Realität seines christlichen Heilsbesitzes gewiß ist, mit aller Macht gegen eine solche kalte Welt- und Menschenbetrachtung auflehnen. Sind wir wirklich Christen, d. h. solche, die von der Liebe ihres Heilandes innerlich ergriffen, die durch ihn den Weg zum göttlichen Vaterherzen geführt worden sind, so *wissen* wir es: wir stehen nicht inmitten einer kalten, herzlosen Welt — Feinde ringsum und wir allein mit unserer schwachen, unzulänglichen Kraft — wir wissen: es waltet über unserem Leben ein höherer Rat und Wille, nämlich der Rat und Wille einer unendlichen Liebe, die nach ihrer Weisheit uns Wege, Lauf und Bahn bestimmt, die mit Liebeshänden uns unsere Lebensgeschicke zuteilt: Freud und Leid, Reichtum und Armut, Stellung und Beruf, Leben und Tod. Wir müssen es nur sehen *wollen* mit gläubigen Augen und anerkennen *wollen* mit dankbarem Gemüte, dann sehen wir in jedem Wege, den wir zu gehen haben auf dieser Erde, Gottes Weg mit uns, und in jeder Aufgabe, vor die wir gestellt werden, Gottes Aufgabe für uns, und in jedem Lebensgeschick, das uns widerfährt, den guten, den wohlgefälligen und vollkommenen Gotteswillen in Bezug auf uns, und als freie, fröhliche Kinder des himmlischen Vaters gehen wir dann durchs Leben dahin, mit erhobenem Haupte und des endlichen Sieges gewiß, „in aller Widerwärtigkeit geduldig, in Glückseligkeit dankbar und aufs Zukünftige guter Zuversicht zu unserem getreuen Gott und Vater, daß uns keine Kreatur von seiner Liebe scheiden wird, dieweil alle Kreaturen also in seiner Hand sind, daß sie sich ohne seinen Willen auch nicht regen noch bewegen können“.

Das ist der rechte, freudige Christenstandpunkt allen Lebensschicksalen gegenüber, und von solchem gemeinsamen Standpunkte aus könnt auch ihr heute mit mir im Blick auf Vergangenheit und Zukunft es bekennen: „Gelobt sei der Herr täglich. Ich will den Herrn loben allezeit, sein Lob soll immerdar in meinem Munde sein“. Das sei unser gemeinsamer Besitz, so weit uns auch unsere Lebenswege auseinander führen mögen, so verschieden wir auch alle sein mögen nach Amt und Stand und Beruf, nach Alter und Besitz. Sind doch für die christliche Beurteilungsweise

überhaupt solche äußerlichen Unterschiede nicht mehr vorhanden, nachdem der Apostel Paulus einmal die notwendige Folgerung gezogen hat: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib, sondern ihr seid allzumal einer in Christo Jesu". Wir alle sollen Gottes Arbeiter sein, der Missionar in der Fremde nicht mehr, als der Beamte, der Geschäftsmann, der Handwerker in der Heimat, durch uns alle will der Herr seine Absichten durchführen in dem Organismus der menschlichen Gesellschaft, wir alle sollen durch die Ausübung unserer verschiedenartigen Berufe in gewissem Sinne das Reich Gottes auf Erden bauen und fördern helfen. Es ist mir ein Bedürfnis, auch das hier auszusprechen, nachdem man mitunter den Beruf eines Heidenmissionars über Gebühr erhoben hat. Wir alle, wer wir auch sein mögen und in welcher Stellung, sollen Gottes Diener sein, durch die der Herr seine Befehle ausrichtet auf dieser Erde; Haushalter sollen wir sein über die mancherlei Gaben und Kräfte, die uns anvertraut sind. „Nun aber erwartet man nicht mehr von den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden." Nicht darauf kommt es an, was wir sind, sondern wie wir es sind; darin laßt uns alle miteinander wetteifern, daß wir treu erfunden werden.

Darum weiß ich aber doch, daß es kein leichter Beruf ist, der mir heute hier anvertraut wird. Nach gar vielen Seiten hin ist er schwerer und verantwortungsreicher als andere Erdenberufe. Soll ich das Wort unseres Textes darauf anwenden: „Gott legt uns eine Last auf?" Das mag manchem als eine harte Rede erscheinen. Denn das Wort Last hat gar leicht eine üble Nebenbedeutung, es wird gebraucht von dem, was verdrossen, unzufrieden macht, weil es unsere Kraft allzusehr in Anspruch nimmt, weil es über unsere Kräfte hinausgeht. Aber so braucht es doch nicht gemeint zu sein. In gewissem Sinne liegt jede Aufgabe, die noch zu lösen ist, jede Arbeit, die noch zu verrichten ist, uns als eine Last auf der Seele, bis wir auf das Vollbrachte zurückschauen können. Im Grunde ist ja das ganze Erdenleben, auch das Christenleben, ein Lasten-tragen; selbst wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Aber nicht das Vorhandensein der Last und ihre Beschaffenheit laßt mich betonen, sondern vielmehr, daß auch diese Last von Gott kommt. Der Herr ist es, der sie uns auferlegt, und darum erfüllt derjenige, der diese Last auf sich nimmt, seines Gottes Willen, und darum muß auch diese Last eine gute Gabe des himmlischen Vaters sein und muß zum Segen dienen, und darum gilt auch das dritte, was unser Text sagt: „Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch".

Er hilft uns auch! — welch eine Fülle von Trost liegt nicht in diesen wenigen Worten im Blick auf die schwere Aufgabe und ihre große Verantwortung! Er hilft uns, und nun ist auch dieses Joch sanft und auch diese Last ist leicht. Zwar es kann nicht ohne bange, schmerzliche Stunden für das schwache Menschenherz abgehen, wenn es gilt, sich zu scheiden von Vaterhaus und Verwandtschaft und Freundschaft, von Heimatkirche und Vaterland, wenn es sich darum handelt, die zahlreichen Beziehungen, durch welche man mit der Heimat verknüpft ist, zu lösen, wie es doch mehr oder weniger nötig ist beim Weggang in eine weite Ferne, in ein fremdes Land mit einer andersartigen Bevölkerung. Aber „er hilft uns", der da ist der Gott des Trostes und der Liebe — und nun ist dem schwachen Menschenherzen keine Last mehr zu schwer, keine Bürde zu drückend, kein Opfer zu groß. Haben wir es doch zu oft schon erfahren in Stunden der inneren Verzagtheit und des Darniederliegens, was es heißt, den großen Gott des Himmels und der Erde zum väterlichen Freunde und Tröster zu haben. Nun mögen sie kommen die Stunden, da man sich einsam und verlassen fühlt — er ist bei uns als der beste Freund unserer Seele, oder die Stunden, da uns um Trost bange ist — „er kann uns trösten, wie einen seine Mutter tröstet", oder die Tage, da unser Glaube schwach wird — er stärkt den schwachen Glauben durch sein lebenschaffendes Wort, oder die widrigen Lagen, da man nicht aus noch ein weiß und den rechten Weg nicht zu

finden vermag — „er führt uns auf rechter Straße um seines Namens willen“, wenn wir uns nur seiner Leitung willig und gern anvertrauen. Denn das ist sicher: sind wir nur seine rechten Kinder, so ist er unser rechter Vater, und wir sind allerorten, wo wir auch sein mögen und unter welchen Verhältnissen, in seinem Vaterhause und nehmen die Gaben von seinem Tisch, und seine Segenshände fühlen wir auf unserem Haupte, und unsere Seele schreit dankbar und freudig zu ihm empor: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil“.

„Er hilft uns auch“, nicht bloß in den Nöten des eigenen Herzens, dem er einen festen Halt verleiht, darauf es sich verlassen kann, er hilft uns auch bei unserer eigentlichen Arbeit nach außen hin, bei dem Kampf gegen die finsteren Mächte des Heidentums, den wir bei unserer Missionsarbeit zu führen haben. „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, . . . darum fürchten wir uns nicht“, wie groß auch die Schwierigkeiten sein mögen, die sich hindernd uns in den Weg stellen. Sind es die abergläubischen, tief eingewurzelten Vorurteile der heidnischen Volksreligionen, die der Ausbreitung des Christentums entgegenstehen — wir wissen, „der Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstände die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes auf dem Angesichte Jesu Christi“. Und ist es der theoretische Widerspruch gegen das Christentum, der sich stützt auf Trugschlüsse des irrenden Verstandes, der einhergeht in der vom Abendlande erborgten Waffenrüstung einer falschen Wissenschaft, will der Verstand der Verständigen auch heute wieder, wie in den Tagen Pauli das Wort vom Kreuz für eine Thorheit halten — wir wissen, die göttliche Thorheit ist auch heute noch weiser, denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit stärker, denn die Menschen sind, und das Wort vom gekreuzigten Christus, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, ist uns heute noch eine göttliche Kraft und göttliche Weisheit, die da selig macht alle, die daran glauben, nicht bloß die Juden und Griechen in des Paulus Tagen, sondern auch die Völker der heutigen weiten Heidenwelt, seien es nun die uncivilisierten Stämme des dunkeln Erdteils oder der Südseeinseln, oder seien es die hochbegabten Kulturvölker des östlichen Asiens. Und ist es endlich der praktische Unglaube, der sich der christlichen Predigt entgegenstellt, ist es der völlige Ungehorsam gegen Gott, die offene Feindschaft gegen alles Höhere, Sittliche, Religiöse, ist es der unverhüllte Hang zur Sünde, der in Heidenlanden noch schamloser hervortreten soll, als inmitten der Christenheit — nun, die christliche Predigt, die einst die Zöllner und Sünder zum Raube hatte und sie gefangen führte unter den Gehorsam des Glaubens, wird auch heute noch Wunder thun können selbst an denen, die sich am weitesten von der gottgegebenen Bestimmung des Menschen entfernt haben, sie wird auch heute noch Licht entzünden können, wo dem blöden Erdenauge nichts als finstere Nacht zu sein scheint, den glimmenden Docht, das letzte flackernde Fünklein des göttlichen Ebenbildes in der Menschenbrust wird sie anfachen zu dem verzehrenden Feuer der Sündenerkenntnis, zu der hellodernden Flamme der Sehnsucht nach einem neuen, besseren, reineren, höheren Leben, wie es den Sünderherzen vorgestellt wird in der lichten Himmelserscheinung des Einen, Reinen, Vollkommenen, Heiligen, des Schönsten unter den Menschenkindern, des eingeliebten Sohnes vom Vater, der da ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens.

Ja, lieben Freunde, „gelobt sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch“, er hilft uns mit seinem Worte, er hilft uns mit seinem Geiste, er hilft uns mit seiner Liebe, durch die er unsere Herzen entzündet hat zu dem Feuer dankbarer Gegenliebe, und darum kann die christliche Missionsarbeit nicht vergeblich sein, darum müssen wir weiterkommen mit ihr, Schritt für Schritt und Stufe um Stufe:

„Es kann nicht Friede werden,
Bis Christi Liebe siegt
Und dieser Kreis der Erden
Zu seinen Füßen liegt“.

Nach der Predigt Schillers ergriff der Vereins-Präsident Pred. Dr. Arndt das Wort. Seiner tiefgreifenden Ansprache, die wir gleichfalls im Wortlaute folgen lassen, waren die Worte der Sonntagsepistel 2. Kor. 6, 4 u. 10 zu Grunde gelegt:

„In dem Herrn geliebte Missionsgemeinde! Wie ernst, wie heilig ist doch diese Stunde, da wir diesen unsern lieben Freund und Mitarbeiter auf das Arbeitsfeld unseres Missionsvereins hinaussenden wollen! Was in unser aller Herzen lebt als ein heißer, aufrichtiger Wunsch, daß allen Völkern das Evangelium gepredigt werde — das hat in der Seele dieses Dieners unseres Heilandes sich zu dem thatkräftigen Entschluß ausgewirkt, selbst Hand anzulegen an das Werk, das unser Erlöser seinen Jüngern geboten hat. Schon manches herzerhebende Missionsfest haben wir mit einander in dieser Kirche gefeiert, sie ist die Heimstätte unseres Missionsvereins, eine rechte Missionskirche geworden. Mancher treuen Zeugen Mund hat in diesem Gotteshause Mut und Sinn zu dem größten aller Liebeswerke entflammt, aber an den Glanz dieser festlichen Stunde reicht keine frühere Feier heran. Heute fühlen wir es, daß wir nicht vergeblich um die Ausbreitung des Reiches Gottes bitten. Unsere Liebesschuld an die Heidenwelt lastet schwer auf unserem Gewissen, aber heute erleben wir es, daß ein Teil dieser Schuld, wenn auch nur ein geringer Teil, abgetragen werden soll. Sie, mein treuer Freund und Bruder, wollen die heilige Pflicht der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden auf sich nehmen. Da bangt wohl Ihr Herz, da erhebt sich wohl in Ihrem Innern die ernste Frage: „Werde ich auch meinen Aufgaben gewachsen sein?“ Wir sind um Sie versammelt, wir beten mit Ihnen, daß Ihnen unser Gott die rechte Kraft gebe zu Ihrem Amt, daß er Ihnen den rechten Weg weise in Ihrer Arbeit und daß er seinen Segen auf Ihr Werk lege!

Es ist der Apostel Paulus, der größte und gewaltigste aller Heidenapostel, dessen Wort wir Ihnen, mein lieber Bruder, mitgeben. Daß dieses Wort sich in der Epistel unseres Sonntages Ihnen und uns darbietet, mögen Sie als segenverheißendes Vorzeichen ansehen. Der Apostel Paulus hat es wohl in heißer Berufsarbeit erfahren, was ihm unentbehrlich war, wenn er nicht unter der Last seiner Mühen und Sorgen erliegen wollte. „In allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten und Ängsten“. Womit soll ein Missionar ausgerüstet sein? Wir denken zuerst an ein reiches Wissen, an eine glühende Beredsamkeit, an einen unermüdlichen Eifer, das Wort Gottes in immer neuen Formen zu verkündigen. Aber der Apostel Paulus stellt voran die Geduld, die Kraft zu bestehen auch in den größten Gefahren, in keiner Not zu verzagen, auch die schlimmsten Ängste und Drangsale zu ertragen. Ich weiß es, mein lieber Freund, daß Sie von Jugend auf in solcher Geduld geübt sind. Durch kein Hindernis haben Sie sich von Ihrem herrlichen, hohen Ziele, ein Diener des Wortes Gottes zu werden, zurückschrecken lassen und dankbar preisen Sie Gottes Güte, daß Sie Ihr Ziel durch soviele Schwierigkeiten hindurch erreicht haben. Ihre Studienzeit war nicht nur eine Zeit des Lernens, sondern auch eine Zeit der Geduld und der Prüfung. Gott hat Ihnen Gnade gegeben zu Ihrem bisherigen Streben und Arbeiten, und zur Herzensfreude Ihrer lieben Eltern konnten Sie in der Heimat bereits ein Pfarr- und Lehramt bekleiden. Manche Befriedigung haben Sie in diesem Amte gefunden, manchen Segen erfahren. Nun aber wollen Sie hinausziehen in ein fremdes, unbekanntes Land, nun wollen Sie mitarbeiten an dem Baue des Reiches Gottes da, wo erst der Grund zu diesem Bau gelegt werden muß. Als Sie sich bei unserem Missionsvereine zum Eintritt in diese Arbeit meldeten, haben Sie erklärt: „Ich würde mich glücklich schätzen, im Lande der aufgehenden Sonne den Trost und die Kraft

des Evangeliums auszubreiten". Und wie sehr Sie von dem Ernste und der Bedeutung dieses neuen Amtes durchdrungen sind, haben Sie soeben selbst vor dieser Gemeinde bekannt. Aber Sie verhehlen es sich nicht, daß viele Trübsale, viele Nöte und Ängste mit dem Amt eines Missionars verbunden sind. Paulus ist unsern Missionaren nicht nur ein Vorbild in dem, was er gearbeitet, sondern auch in dem, was er gelitten hat. Nehmen Sie mit sich die rechte Geduld, die Geduld, die Erfahrung bringt, den Grund der Hoffnung, den Quell reichen Segens! Ohne Geduld, ohne Selbstverleugnung kann niemand ein Jünger Christi werden, ohne Geduld, die wie ein starker Eichbaum auch dem schlimmsten Wetter trotzt, wird niemand ein Missionar.

Aber zur Geduld geselle sich ein fröhlicher Mut. Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich sollen wir uns beweisen, spricht der Apostel. Trauer durchzieht wohl in diesen Tagen auch Ihr Gemüt, mein lieber Bruder. Sie wollen scheiden von der Heimat, aus vertrauten Verhältnissen, aus einem lieben Elternhause. Auch wir sind wehmütig gestimmt, daß wir Sie nun nicht mehr unter uns sehen sollen. In kurzer Zeit waren Sie uns allen lieb und wert geworden. Aber der wäre nicht geschickt zum Reiche Gottes, der die Hand an den Pflug legen und zurücksehen wollte! „Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich!" Tapfern Mut wecke Gott in Ihrem Herzen — ist Gott für mich, wer mag wider mich sein — es ist sein Werk, das Sie treiben, es ist sein Reich, das Sie bauen wollen. Warum sollten Sie trauern? Sie bleiben aufs innigste mit der Heimat, mit den Eltern, mit uns allen verbunden, wir wissen uns eins mit Ihnen in der Freude, daß das Evangelium einen Sieg nach dem andern erringt. Wir wissen uns aber auch eins mit Ihnen im Glauben! „Als die Armen und die doch viele reich machen!" Unser Reichtum ist unser Glaube, eine Armut vor den Augen der Welt. Ein frommer Christ will nicht prunken mit hohen Worten menschlicher Weisheit, er kommt nicht mit Gold und Silber, er rühmt sich nicht seines Reichtums. Und doch besitzt er das höchste Gut, den Glauben des Herzens. Mit solchem Glauben, der die Welt überwindet, rüste unser Gott Sie zwiefach aus, so werden Sie stark und gewappnet sein, auch die schwersten Aufgaben Ihres Berufs zu erfüllen.

Sie haben sich ein hohes Ideal von der Heidenmission gebildet. Sie wollen Menschenseelen, die doch alle nach Gottes Bild geschaffen sind, retten und erneuern, Sie wollen helfen, ein ganzes großes Volk mit dem Geiste des Evangeliums zu durchdringen. Dieses Ideal erfüllt auch unsere Herzen, denn gerade darum treiben wir Mission, weil wir es für eine heilige Pflicht halten, das verdunkelte Ebenbild Gottes, das doch jeder Menschenseele aufgeprägt ist, wieder herzustellen. So erbitten wir denn in dieser Feierstunde vor allem dies von unserm Gott, er wolle Ihnen, mein lieber Freund, den rechten Weg zur Ausrichtung Ihres Amtes zeigen. Der Apostel Paulus weist uns einen Weg zum Ziele der Heidenmission, — einen Weg, der erprobt ist und den auch Sie in Gottes Namen betreten wollen. „Als die Armen, aber die doch viele reich machen." Reich machen sollen Sie die Bewohner des Landes der aufgehenden Sonne. Die Japaner haben soeben glänzende Siege in heißem Kampfe erfochten, — sie sind reich geworden an eroberten Ländern, reich an Ruhm und Ehren. Sie waren schon in den letzten Jahrzehnten reich geworden an Schätzen unserer Kultur. Es ist kein armes Land, in das Sie kommen, Sie werden vieles von den Dingen finden, die zum Leben eines modernen civilisierten Volkes gehören. Und doch, welche Armut unter der glänzenden Hülle des Reichtums! Armut des Herzens, Armut der Seele! Kein Trost, keine Hoffnung, kein Friede, kein Glaube, der die Seele mit Gott vereint, keine Liebe, die da alles glaubt, hofft und duldet! Nur eine Aufgabe hat ein Missionar im Lande der aufgehenden Sonne, er soll reich machen, nicht reich an Wissen und Können, — das thun dort mit bestem Erfolge die Vertreter unserer Kultur und Wissenschaft, — aber reich an Glauben, reich an

Frieden, reich an Liebe, reich an Segen durch die Kraft des Evangeliums! Suchen Sie keinen andern Weg! So haben unsere Missionare vor Ihnen gearbeitet oft auf hartem, unfruchtbarem Boden, aber sie haben gearbeitet mit Geduld und mutigem Glauben. Arbeiten Sie mit ihnen im gleichen Geiste, mit gleichem Eifer, mit gleicher Liebe!

Die herzlichste Fürbitte zum Schluß! Wir können Sie nicht von uns ziehen lassen, mein lieber Freund, ohne daß wir den reichsten Segen unseres Gottes für Sie erbitten! Welch herrlichen, tröstenden Ausblick eröffnet Ihnen doch das Wort des Apostels: „Als die nichts inne haben und die doch alles haben!" Irdische Ehren, Ruhm bei Menschen können wir Ihnen nicht versprechen. Unser Dank wird Ihnen wohl zu jeder Zeit gewiß sein, aber mehr können wir Ihnen nicht geben. Wenn Sie auch Ihr ganzes Leben, wie Sie sich entschlossen haben, der Mission weihen werden, so werden Sie doch niemals auf Lohn bei Menschen rechnen dürfen. „Als die nichts inne haben", so ziehen die Missionare hinaus, so kommen sie zurück, wenn es Gottes Wille ist, mit leeren Händen — und doch haben sie alles, — alles, was da bleibt, was das Herz reich und zufrieden macht, denn der treue Gott wird auch ihnen am Abend den Lohn auszahlen, seinen Segen, der alles ersetzt. So wünschen wir denn auch Ihnen von ganzem Herzen Gottes Segen, jene innere Befriedigung, die nicht nach äußeren Ehren ausschaut, jenen Frieden, in dessen Besitz das Herz spricht: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil!"

Gott schenke Ihnen nach der Aussaat eine reiche Ernte, er segne Sie aus der Fülle seiner Gnade! Er rüste Sie aus mit der Kraft seines heiligen Geistes, er mehre Ihre Geduld, wenn Sie ernste, schwere Prüfungen zu bestehen haben, er wecke und erhalte fröhlichen Mut, starken Glauben in Ihrem Herzen. Er zeige Ihnen den rechten Weg, er helfe Ihnen reich zu machen, die noch arm sind. Wenn Sie draußen auf dem Vorposten kämpfen für das Reich des Geistes und der Liebe, so stehen wir hinter Ihnen mit betenden Händen und Herzen. Gott segne und behüte Ihren Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Amen."

Auf diese Ansprache folgte die feierliche Verpflichtung des Pfarrers Schiller durch den Präsidenten und die Ueberreichung einer Bibel als des Grundes für sein Werk. Zwei Vota der Pfarrer Lic. Dr. Kirmß und Ritter, der Chorgesang: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben und der Segen des Präsidenten Dr. Arndt beschlossen den feierlichen Akt. — Die Schlußansprache hielt Pfarrer Ritter, der dem scheidenden Freunde ein Wort des Trostes zurufen wollte: Dieser Trost sei Gott allein; Er sei unsre Zuflucht für und für. Aber auch der Umschwung, der sich in Japan vollzieht, müsse ihm Zuversicht geben. Hinter der Maske der Gleichgültigkeit gegen die Religion, die der Japaner gern zur Schau trage, verberge sich doch ein Herz, das sich nach dem Frieden sehnt, den allein das Christentum geben könne. Das habe er auch jüngst wieder erfahren. Ein Japaner, der vor 10 Jahren bei ihm verkehrt und für alle religiösen Fragen nur ein kühles Lächeln gehabt habe, schreibe ihm jetzt: Uns fehlt der Familienverkehr im europäischen Sinn, unserem Volke fehlt der religiöse Sinn des wahren Christentums, uns kann nur das wahre Christentum helfen. Mit dem Gebet um den Segen Gottes schloß die erhebende Feier. — Nach dem Gottesdienst fand ein geselliges Mahl im gastlichen Ritter'schen Pfarrhause statt, bei dem noch manches gute Wort gesprochen ward.

Pfarrer Schiller hat seine Reise nach Japan am 11. März in Genua mit dem Dampfer „Preußen" angetreten. Am 12. April hat er dieselbe in Hongkong mit dem Dampfer „Nürnberg" fortgesetzt, der am 17. April in Yokohama eingetroffen ist.

Berufung eines neuen Sekretärs.

Im Auftrage des Centralvorstands hat der Geschäfts-Ausschuß in seiner Konferenz am 17. Jan. d. J. an Stelle des am 31. Oktober 1894 abgegangenen Dr. Georg Wobbermin den Predigtamtskandidaten Hermann Lehmpfuhl aus Berlin, der schon 2 Monate provisorisch dies Amt verwaltet hatte, zum Sekretär des Vereins berufen.

Centraljahresfest.

Unser diesjähriges Centraljahresfest wird Ende September in Pforzheim stattfinden. Der dortige Zweigverein hat mit Freuden unsere Bitte, den Gesamtverein zu seiner Generalversammlung bei sich einzuladen, erfüllt. Wir hoffen, daß von diesem Feste eine Neubelebung des Interesses an unserem Werke in Süddeutschland ausgehen wird. Es wird dies Jahresfest durch die Anwesenheit des auf Urlaub in die Heimat zurückkehrenden Pfarrers Munzinger eine ganz besondere Bedeutung gewinnen.

Das Flugblatt für Konfirmanden.

Auf Wunsch des Centralvorstandes hat Pred. Lic. Kirmß ein Flugblatt für Konfirmanden unter dem Titel: Gehet hin in alle Welt! verfaßt. Dies Flugblatt ist allen Zweigvereinsvorständen und Vertrauensmännern zur Verbreitung unentgeltlich zugeschickt worden. Bisher sind 9000 Exemplare vom Centralvorstand erbeten und verschickt worden. Dem in echt volkstümlichen Tone verfaßten, mit dem Betsaal der Hongogemeinde gezierten Flugblatt wünschen wir die weiteste Verbreitung und erbitten fernere Bestellungen.

Unsere Flugschriften.

Die beiden neuen Flugschriften von Lipsius und Kranz Nr. IV und V erfreuen sich eines lebhaften Absatzes. Auf dringendes Verlangen vieler unserer Freunde haben wir auch unsere erste Flugschrift: Otto Schmiedel, Eine Woche in der japanischen Christengemeinde zu Tokyo, in 4. Aufl. neu herausgegeben. Pred. Dr. Arndt schreibt in der Vorrede: „O. Schmiedels erste Flugschrift, in mehreren Tausend Exemplaren durch drei Auflagen hin und her in Deutschland und in der Schweiz verbreitet, hat das Samenkorn der Liebe zur Mission in vieler Herzen gestreut. Wir lassen sie aufs neue ausgehen als einen Boten, der um Teilnahme bittet für unser Werk im weiten Osten". Wie sehr die Herzen gerade durch diese Flugschrift für unser Werk gewonnen worden sind, mag auch daraus hervorgehen, daß einer unserer gegenwärtigen Missionare durch ihre Lektüre zu dem Entschluß geführt worden ist, sich in den Dienst unserer Mission zu stellen.

Betriebsfonds.

Wir teilten im vorigen Heft S. 63 f. den Aufruf des Centralvorstandes vom 8. Nov. v. J. an die Zweigvereine und Vertrauensmänner mit, der zur Gründung eines Betriebsfonds aufforderte. Bisher sind für denselben vom Potsdamer Zweigverein 750 M., vom Berliner Hauptverein 326,38 M., vom Pforzheimer Zweigverein 150 M. eingesandt worden; außerdem von Herrn R. Sch. 400 Frs. Aus Heidelberg wurden 150 M. mit dem Vermerk: Zur „Schuldentilgung geschickt". Wir bitten alle Freunde dringend um Sammlung weiterer Gaben.

Bazar in Tokyo.

Alle treuen und fleißigen Mitarbeiterinnen, die für den nächsten Bazar in Tokyo Handarbeiten oder Gaben liefern wollen, werden gebeten, diese spätestens bis zum 1. Juli d. J. an Frau Pastor Burggraf in Bremen, Papenstr. 8, einzusenden.

Zur Abwehr wider Dalton [1]).

I. [2])

Die Mission ein Friedenswerk! Das war die Losung, an der wir uns in den kirchlichen Streitigkeiten unserer Tage immer wieder erfreuten. „In der Missionsarbeit kann man sich über dem traurigen Parteiwesen der Gegenwart noch die Hand reichen", so begrüßte der Berliner General-Superintendent Faber unseren Missionsverein am 17. Oktober 1894. Am 11. Februar d. J. konnten wir uns mit den Vertretern und Freunden auch der älteren Missionsgesellschaften in Eberswalde zur Brandenburger Missionskonferenz vereinigen. Aber der Friede in der Mission scheint zur Illusion werden zu sollen.

Mit einem wahren Behagen fällt der ganze Heerbann der kirchlich-positiven Presse jetzt über unseren Missionsverein her, wo ihm die Waffen zum Angriffe von einer Seite in die Hand gedrückt werden, von der wir es am wenigsten erwartet hätten. D. Dalton, der uns bisher aufs rühmlichste als beredter und warmer Verteidiger der evangelischen Glaubensgenossen in den russischen Ostseeprovinzen bekannt war, hat sich dazu bewegen lassen, die unrühmliche Rolle eines Angreifers auf ein Friedenswerk zu übernehmen, das zur Überbrückung der Parteigegensätze in dem letzten Jahrzehnt manches beigetragen hat. In seinem unlängst erschienenen Buche: „Auf Missionspfaden in Japan", beschäftigt er sich ausführlich mit unserem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereine und gelangt dabei zu dem „tief schmerzlichen Ergebnis, daß der Missionsversuch dieses Vereins in Japan als gescheitert, andererseits aber auch die Wirksamkeit des Vereins als ein besorgniseinflößender Hemmschuh in der Christianisierung des hochbegabten, für die Mission so hoffnungsvollen Volkes bezeichnet werden muß." Er ist zu einer Berichterstattung über unsere Mission in Japan von nicht wenigen für „verpflichtet" gehalten worden. Er für seine Person hätte am liebsten geschwiegen, aber „man will mich nicht der gestellten Pflicht entheben". Wieweit nach diesen Worten Daltons Angriff wider unseren Missionsverein bestellte Arbeit ist, wird sich schwerlich feststellen lassen, da wir nicht hinter die Coulissen der kirchlich-positiven Parteiwerkstatt blicken können, in der die Geschosse wider uns angefertigt werden.

---

[1]) In seinem kürzlich erschienenen Buche: „Auf Missionspfaden in Japan" (Bremen 1895), hat D. Hermann Dalton einen Angriff wider unseren Missionsverein eröffnet, der nach seiner ganzen Art einzig in der Missionsgeschichte dasteht Es erfordert die Abwehr dieses Angriffes, der sich außer dem Vorsitzenden unseres Missionsvereins auch unsere früheren Missionare D. Spinner und D. Schmiedel unterzogen haben, soviele prinzipielle Erörterungen allgemeinen Interesses, daß wir dieselbe nicht kurzer Hand erledigen konnten. Wir bieten daher den Lesern unserer Z. M. R. eine Reihe von Aufsätzen, die hoffentlich nicht nur die Irrtümer D. Daltons von Grund aus widerlegen, sondern auch zur Klärung mancher missionstheoretischen Fragen beitragen werden. D. Red.

[2]) Abdruck aus der Prot. K. Z. 1895, Nr. 24, mit Kürzung solcher Stellen, die für die Leser unserer Z. M. R. nichts Neues bieten oder die von unseren Missionaren selbst gründlicher beleuchtet werden. D. Red.

Bei der unermeßlichen Arbeit, die der Leitung des Missionsvereins und seiner Missionare wartet, wäre die zur Abwehr solcher vom Zaun gebrochener Angriffe notwendige Zeit und Kraft wahrlich besser und fruchtbringender zu verwenden, zumal jene Angriffe unseren Missionsverein in den Augen seiner Freunde, die seine ernsten Arbeiten kennen, nicht herabsetzen, andererseits aber die Hoffnung, positive Kreise zur Mitarbeit heranzuziehen, nicht erst zerstören werden, einfach deshalb nicht, weil diese Hoffnung niemals bestanden hat, und weil der Missionsverein auch garnicht darauf ausgeht, den älteren Missionsgesellschaften ihre Freunde abspenstig zu machen. Allein das Interesse an der geschichtlichen Wahrheit nötigt uns, Beschuldigungen zu widerlegen, die keinen Boden in dem Sachverhalt haben, und dann mag es auch nicht überflüssig sein, einen weiteren Beitrag zur Charakteristik gewisser kirchlicher Kreise der Gegenwart zu gewinnen, die sich nicht scheuen, den geringen Rest von Einigkeit und Frieden in unserer evangelischen Kirche vollends zu zerstören.

Der sachlichen Prüfung und Beurteilung des Daltonschen Buches unterziehen sich unsere früheren und gegenwärtigen Missionare. Mir liegt es ob, die schriftstellerische Art Daltons zu charakterisieren, zu zeigen, wie er bewußt oder unbewußt, Wasser auf die Mühle der kirchlichen Friedensstörer leitet, und einige offenbare Unrichtigkeiten, die man auch von der Heimat aus als solche erkennen kann, zu widerlegen.

Dalton hat mit seiner Reise zur Chicagoer Weltausstellung im Jahre 1893 einen Besuch Japans verbunden, der etwa 3, 4 oder 5 Wochen — eine genaue Zeitangabe fehlt in seinem Buche — in Anspruch genommen hat. Er schreibt, daß „kein Mittel und Weg versäumt wurde, ein selbständiges, aus eingehenden Studien erworbenes Urteil zu gewinnen". Ob dieses selbständige Urteil durch einen Aufenthalt von ein paar Wochen gewonnen werden konnte, noch dazu in einer Zeit, als unsere Mission in Japan aufs tiefste erschüttert war, bezweifelt gewiß mit uns jeder unparteiische Beurteiler. Aber es handelt sich bei jeder Enquete um das, was man sehen und finden will, — Dalton war ja „verpflichtet", über unsere Mission in Japan Erkundigung einzuziehen. Hätte er sich nun vorgenommen, eine Karikatur von unserem Werke zu zeichnen — was wir ihm doch als ehrlichen Mann nicht zutrauen —, er hätte gewiß nicht geschickter vorgehen können. Dalton begeht alle Fehler eines einseitigen Berichterstatters. Er übertreibt das scheinbar Bedenkliche und Anstößige bis ins Aschgraue, er übersieht alles, was Mißgriffe entschuldigen könnte, vollends hat er für etwaige gute Seiten unserer Missionsarbeit kein Auge. Er stellt die Thätigkeit der englischen und amerikanischen Missionare ins hellste Licht, dort findet er nicht den geringsten Makel, — selbst von der Starrheit und Eifersucht der verschiedenen Sekten und von dem verderblichen Einfluß dieser Zersplitterung auf den japanischen Protestantismus weiß er kein Wort — um so schwärzer wird das Bild der deutschen Mission gemalt. Wir kennen diese Methode der Geschichtsschreibung, sie ist durch Janssen übel berüchtigt genug. Auch kleine Mittelchen verschmäht Dalton nicht: wenn er aus Aufsätzen unserer theologischen japanischen Zeitschrift „Shinri" citiert, so „sträubt sich", so oft die Kritik ihm gar zu schlimm auftritt, seine Feder, weiterzuschreiben, und er überläßt es dem geneigten Leser, sich das abscheuliche Bild „liberaler Mission" in Japan nach Belieben zu ergänzen. Es ist ein stolzes

Wort, wenn Dalton behauptet: kein Mittel und keinen Weg versäumt zu haben, sich über unsere Mission zu orientieren; richtig ist es, daß er sich unsere Litteratur zum größten Teile verschafft, daß er bei unserem D. Spinner sich erkundigt, daß er unsere Missionare, die ihm bereitwillige Führer bei seinem Aufenthalte in Japan waren, nach allem Wissenswerten ausgefragt hat, er erkennt auch dankbar das liebenswürdige Entgegenkommen unserer Sendboten an, die freilich von dem artigen Gastgeschenke ihres Besuchers wenig erbaut sein werden, — aber wenn denn Dalton Mühe und Kosten nicht gescheut hat, die japanisch geschriebenen Artikel Shinris ins Englische übersetzen zu lassen, warum hat er dann nur gerade solche Artikel ausgewählt, die ihm von vornherein verdächtig erschienen, wie die Aufsätze über das Wunder, die Inspiration, das Johannes-Evangelium, den Pentateuch, die Auferstehung? warum ging er an den positiv aufbauenden und wirksam geschriebenen apologetischen Artikeln vorüber? Endlich ist die schriftstellerische Art Daltons auch insofern charakteristisch, als er zuweilen einen Ton anschlägt, der bisher in Missionsschriften nicht üblich war, — mit ironischem Hohn und satirischem Spott brauchte er Männer wie Buß und Spinner wahrlich nicht zu überschütten. Dalton dachte vielleicht: non difficile est satiram scribere, und machte sich flugs an die Arbeit. Es würde nicht viel dazu gehören, mit ähnlicher Satire irgend ein anderes Missionsunternehmen zu karikieren.

Schon die Voraussetzung, mit der Dalton an die Beschreibung unserer Mission herangeht, ist ganz falsch. Niemals haben wir uns anheischig gemacht, der „übelbeleumundeten pietistischen Mission" zu zeigen, daß wir denn doch bessere Menschen und tüchtigere Meister in der Mission sind. Niemals haben wir die „pietistische" Mission geschmäht, die Schrift des Schweizer Pfarrers Langhans gehört nicht auf unser Konto. Unsere sämtlichen Vereinsschriften können durchsucht werden, und nirgends wird man auch nur ein böses Wort über die älteren Missionsgesellschaften finden. Unser Missionsverein hat nicht die Absicht, wie es D. Buß erst wieder am 17. Oktober 1894 in Berlin gesagt hat, „an einem herrlichen, großen Gotteswerk, das er weder gegründet noch in erheblicher Weise gefördert hat, Kritik zu üben". Was wir an der älteren Mission aussetzen, ist gerade das, worauf sie stolz ist, nämlich ihre konfessionelle und dogmatische Befangenheit. Was wir aber wollen ist nicht ein Bessermachen, sondern das Einsetzen unserer ganzen Kraft, unserer vollen Liebe, unserer besonderen Begabung zur Erreichung des einen Zieles, daß „alle Welt der Herrlichkeit des Herrn voll werde". Das ist so oft von den Vertretern unseres Vereins öffentlich ausgesprochen und in unseren Organen geschrieben worden, daß es schwer fällt, nicht an bewußte Absicht zu glauben, wenn Dalton immer wieder seinen Lesern das Märchen auftischt, als ob wir eine Konkurrenzmission hätten inaugurieren wollen. Warum erwähnt er nicht unter den Vorläufern unseres Missionsvereins die unierte Missionsgesellschaft in Berlin, die schon in den fünfziger Jahren allen aufrichtigen Missionsfreunden, die sich für engherzigen Konfessionalismus in der Mission nicht begeistern konnten, Gelegenheit zur Bethätigung unseres Missionssinnes bieten wollte und bereits am 6. März 1855 in ihren Statuten als Zweck angab, „das Evangelium Jesu Christi im Geiste der evangelischen Union an die Heiden bringen zu helfen"?

Die Preisschrift von D. Buß „Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung" (1876) ist keineswegs in dem Sinne, wie es Dalton angiebt, ein Programm unseres Vereins. Sie hat wesentlich zur Bildung unseres Missionsvereins beigetragen und ist noch heute eine Fundgrube fruchtbarer Winke für unseren Missionsverein, aber D. Buß hat doch selbst die Unreife mancher Vorschläge (Z. M. R. 1886 S. 47) in dieser seiner jugendlichen Erstlingsarbeit anerkannt, — er hat sich in diesem Werke als Idealisten von reinsten und edelsten Absichten geoffenbart, — daß Dalton ihn als „Schwärmer" charakterisiert, gelegentlich auch auf seine Selbstüberhebung anspielt, hat unser Buß nicht verdient. Für Dalton war es wieder nicht schwer, ein solches Bild von Buß' Ideen und Plänen zu entwerfen, da er alles andere, was nicht in den Rahmen dieses Bildes paßte, beiseite schob, kam es ihm doch nur darauf an, im günstigsten Falle D. Buß als heillosen Dilettanten in der Mission zu kennzeichnen. Nach Daltons Darstellung ist Buß übrigens ein „Anwalt der modernen liberalen Theologie", — wir wollen uns nicht um die Etikettierung streiten, nach unserer Meinung darf ein selbständiger Theologe von einsichtiger Überzeugung überhaupt nicht in eine Parteischablone eingezwängt werden, — aber Dalton konnte es wohl wissen, daß die so geschmackvoll gewählte Titulatur gerade bei D. Buß nicht zutrifft. Übrigens müssen wir aufs entschiedenste gegen die Insinuation protestieren, als ob „die zutreffende Erkenntnis von der Erfolglosigkeit" unserer Mission bei der zeitigen Niederlegung des Vorsitzes im Verein seitens D. Buß' mitgewirkt hätte. Dalton hätte auf eine einfache Anfrage hin erfahren können, was in weitesten Kreisen ohnehin bekannt geworden ist, daß lediglich die länger als ein Jahr anhaltende ernste Erkrankung D. Buß zur Niederlegung des Vorsitzes bestimmt hat.

Auch unser Spinner ist kein Missionar nach dem Herzen Daltons. Aber er wird sich leicht über das Urteil Daltons beruhigen können, da dessen Vorwürfe wesentlich darin gipfeln, daß Spinner in so stürmischer Eile vorgegangen sei und „so vielerlei auf einmal angefangen" habe. Sonst wird doch wenigstens der „Fleiß" anerkannt, auch „der gute Wille" nach dem Satze in magnis voluisse sat est gelobt, aber diese Eigenschaften finden diesmal keine Gnade. Daß manches von den Unternehmungen Spinners in den Tagen der seit 1889 hereinbrechenden Reaktion keinen Bestand gehabt hat, ist ein Los, das er mit vielen anderen Missionaren teilt, und ist von uns niemals geleugnet worden. Urteilt aber Dalton, daß Spinner nur mangelhaft vorbereitet auf das Missionsfeld hinausgezogen sei, so begeht er ein schweres Unrecht, da er wiederum leicht erfahren konnte, wie sich Spinner thatsächlich seit langer Zeit auf die Missionsarbeit vorbereitet hatte. Auch über die Ausrüstung unserer übrigen Missionare läßt Dalton absprechende Bemerkungen fallen. Er schlägt unseren Missionsaspiranten den Besuch der bestehenden Missionsseminare oder unserem Vereine die Errichtung eines eigenen Missionsseminars vor. Wir nehmen von diesen Vorschlägen Kenntnis und werden so frei sein, nach dem jeweiligen praktischen Bedürfnis nach wir vor die Vorbereitung unserer Missionare zweckmäßig einzurichten. Aufrichtig meint es übrigens Dalton mit seinen Ratschlägen nicht, denn er hat uns solche, wie er selbst bemerkt, nicht zu erteilen, das würde auch gegen den Plan seines Buches

verstoßen, das nicht geschrieben ist, uns freundschaftlich zu helfen, sondern „die sehr beklagenswerte, verhängnisvolle Wirkung unserer japanischen Mission" bekannt zu machen. Nebenbei bemerken wir, daß die kirchlich-liberale Richtung kein „Freibrief" ist, der unsere Missionsaspiranten ohne weiteres für ihren Beruf befähigt. Wir wählen unsere Missionare nicht nach ihrer kirchlichen Richtung, sondern nach ihrer Tüchtigkeit, ihrer wissenschaftlichen und religiösen Ausrüstung, wie denn auch thatsächlich unter unseren Missionaren in Japan und China fast alle theologischen und kirchlichen Richtungen vertreten sind.

Die Legende, daß unsere Missionare immer nur auf 5 Jahre verpflichtet werden, wiederholt Dalton mit Emphase. Niemand kann schmerzlicher, als wir selbst, die frühzeitige Rückkehr unserer ersten beiden Missionare beklagen. Aber Spinner hat von Anfang an unser Missionswerk in Japan nur in die Wege leiten wollen, trotzdem kehrte er nicht dem Wunsche seines Herzens, sondern der notwendigen Rücksicht auf Wiederherstellung seiner Gesundheit folgend, in die Heimat zurück; und Schmiedel hat erst vor kurzem im Nachwort zu seiner Flugschrift „Eine Woche in der japanischen Christengemeinde zu Tokyo" mitgeteilt, „mit wie schwerem Herzen er sich aus seiner lieb gewordenen Thätigkeit losriß, als die damaligen ungünstigen Verhältnisse unseres Missionsvereins, die seit $1^1/_2$ Jahren nun glücklich gehoben sind, ihn wider seinen Willen nötigten, Japan den Rücken zu kehren". Wie lange unsere gegenwärtigen Missionare in Japan bleiben werden, wissen wir heute noch nicht. Jedenfalls wird Pfarrer Munzinger, der jetzt nach $5^1/_2$ Jahren in die Heimat auf Urlaub kommt, auf seinen Posten zurückkehren, und unser neuer Missionar Pfarrer Schiller hat sich bereit erklärt, sein ganzes Leben dem Missionsberuf in Japan zu widmen. Auch ist Dalton ungenau über die Kontrakte unserer Missionare unterrichtet, wenn er schreibt, daß sie der Erlernung der Landessprache enthoben seien. Das Gegenteil trifft zu: Der Missionar ist verpflichtet, „seine Kenntnis der japanischen Sprache immer mehr zu vertiefen".

Ausführlich verbreitet sich Dalton über Lehrplan und Methode unserer theologischen Akademie in Tokyo. Schon der stolze Name „Akademie" verdrießt ihn, — als Kenner der japanischen Verhältnisse konnte Dalton wissen, daß mit einer „Akademie" in Tokyo selbstverständlich nicht eine theologische Fakultät nach unseren Begriffen gemeint sein kann. Auch der „ungemein einfache, schlichte Bau darf mit den großartigen Bauten der evangelischen Theologenschulen in Kioto und Tokyo nicht verglichen werden". Als deutschem Theologen konnte es Dalton nicht unbekannt sein, daß wir Deutsche leider nicht mit so großen Mitteln wie die Engländer und Amerikaner wirtschaften, — er verschaffe uns das Geld, und wir werden mit Leichtigkeit auch so „großartige Bauten" aufführen können, wie die Herren Engländer und Amerikaner, — freilich würden wir es auch dann noch nicht thun, denn wir würden das Geld wohl nützlicher anwenden, als zu überflüssigen Prachtbauten; man hat auch noch nie gehört, daß z. B. die dürftigere Ausstattung der Gebäude der deutschen Mission in Ostafrika gegenüber den glänzenden Bauten der Engländer ein Mangel sei. Über Lehrplan und Lehrstoff werden unsere Missionare, die sich durchaus nicht für unfehlbar halten, gern fruchtbare Winke annehmen. Aber D. Dalton verschmäht es ja, „Ratschläge zu erteilen".

Privatbriefe, vertrauliche Zwiegespräche dienen D. Dalton als Quelle für „die Überzeugung", die „auch öffentlich nicht hintangehalten werde", daß „der seit ein paar Jahren in der Christianisierung Japans sehr peinlich merkbare Rückschlag auch auf die Thätigkeit der liberalen Missionare zurückzuführen sei. Ich betone nicht ausschließlich; wohl aber nimmt dieselbe unter mancherlei Gründen eine Stelle und zwar eine hervorragende ein. Es ist nicht leicht, wenn überhaupt möglich, eine solche Überzeugung mit Zahlen und offenkundigen Thatsachen vollgenügend zu belegen". Nun wenn es nicht leicht ist, eine solche Überzeugung und, sagen wir es offen heraus, dreiste Beschuldigung zu belegen, so spreche man sie auch nicht aus!

Es ist traurig genug, daß an der Uneinigkeit unserer evangelischen Kirche die Streitsucht der Theologen die größte Schuld hat; noch trauriger ist es, daß grundlose Verdächtigungen wider ein junges, noch im Aufblühen begriffenes Werk, das doch auch dem Reiche Gottes dienen will, ausgestreut werden. Unser Missionsverein wird mit Gottes Hilfe auch den Daltonschen Angriff überstehen und sich mit dem Worte Josephs trösten können: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen."

Berlin. Th. Arndt.

II.

Motto: Man ist empört, sieht man, wie ein Geistlicher, um den Gegner zu verletzen, seine Pfeile in das Gift hämischen Spottes, frevlen Höhnens taucht. Mit solchen Waffen darf ein Werk von christlicher Seite nicht bekämpft werden, das unter heißen Gebeten frommer Männer und Frauen daheim, in den fernen heidnischen Boden gepflanzt worden ist.
Dalton, auf Missionspfaden S. 212.

Es gehört nachgerade zum guten Ton bei Leuten, die wenig zu thun, aber viel Geld haben, eine Reise um die Erde zu machen und dabei das immer mehr Mode gewordene Land der aufgehenden Sonne auf längere oder kürzere Zeit zu besuchen. „Globetrotter", solche, die um den Globus herumtrotten, „Weltenbummler" nennt sie der Witz der in Japan ansässigen Fremden. Das Ergebnis ihrer Reise fassen sie gewöhnlich in einem Buch von möglichster Dicke zusammen. Manche besitzen eine gute Beobachtungsgabe und geben uns ohne große Prätensionen frische Skizzen, die sich flott lesen. Die Mehrzahl aber weiß über alle japanischen Verhältnisse viel genauer Bescheid, als die schon Jahre lang dort Angesessenen, fließen über von wichtigen Entdeckungen und Belehrungen, und lassen sich dabei das unglaublichste Zeug aufbinden, das sie einem sensationsbedürftigen Publikum zu Hause als neuestes Gericht auftischen. Zum Glück sind sie meist harmlos und schon zufrieden, wenn sie etwas mit ihrer tiefen Kenntnis der Verhältnisse renommieren können. Es giebt aber auch ein weniger gemütliches Genre. So beglückte, als ich noch in Japan war, der Redakteur einer englischen Zeitung seine Landsleute in Tokyo und zumal in Yokohama mehrere Monate mit seiner Gegenwart, ließ sich von ihnen feiern, zu Diners, Soupers, Picknicks, Regatten, Künstler- und Sängervorstellungen u. s. w. ein-

laden und machte sie nachher in seinem und einem in Japan erscheinenden englischen Blatt so schlecht, daß kein gutes Stück an ihnen blieb. Ja, so sind die Kinder der Welt!

Es giebt aber auch geistliche Globetrotter. Sie sehen sich zwar die anderen „interessanten“ Sachen, die man ihnen zeigt, auch mit großem Eifer an, aber ihr Hauptaugenmerk ist doch auf ernstere Dinge gerichtet, z. B. die Werke der Mission im Heidenland. Ein solcher missionarischer Globetrotter ist Hermann Dalton, Konsistorialrat und Doktor der Theologie. Er war 3 oder 4 Wochen oder etwas länger — genau sagt er das klüglicherweise nicht — in Japan und hat bei diesem langen Aufenthalt so sorgfältige Studien gemacht, daß er darüber ein Buch von 460 Seiten schreiben konnte. Zuerst wird dem Leser, wie in allen Globetrotterbüchern, der Verfasser vorgestellt. Es könnte ja doch sein, daß einer den berühmten Mann noch nicht kennte. Mit selbstgefälligem Lächeln schaut uns des Autors Bild aus dem vorgehaltenen Spiegel entgegen, der — natürlich nur zur Orientierung des Lesers, nicht umhin kann, die Personalien des Verfassers „auszuplaudern“. Es fehlt nur noch das Konterfei im Tropenkostüm, wie es die „Durchquerer“ Afrikas ihren Büchern voranzustellen belieben: „doch genug und auch schon übergenug des Persönlichen“, eine Einsicht, die Dalton leider erst Seite 7 kommt.

Unter der Aufschrift: „Warum auf Missionspfaden in Japan?“ werden wir mit Land und Leuten von Japan zunächst im allgemeinen bekannt gemacht. Als echter Globetrotter weiß der Verfasser schon den Namen des Volkes, das er besucht, besser als dieses Volk selbst, die Deutschen, die dort wohnen und die Kenner der Verhältnisse in Deutschland. Er sagt nämlich nicht „der Japaner“, sondern der „Japane“. Auf die japanischen Namen hat er leider zum Teil nur mit halbem Ohr gehört. Er schreibt Fuji yama statt Fujinoyama oder Fujisan Seite 9. Meyi Gaku-in statt Meiji Gakuin 189—91, Torij (sprich: Toridsch) statt Torii 91, Fujishma statt Fujishima 371 u. s. w. Bald sagt er Shintoism und Budhism 32. 45. 137, bald Shintoismus und Buddhismus 34. 58. 137. Sollte man hier vielleicht eine Scheidung in englische und deutsche Quellen vornehmen können, denen Verfasser gerade allzutreu folgt? Seite 372 ist gar die unerhörte Schreibart Akamatz (statt Akamatsu) zu lesen, weil dort gerade aus der deutschen Übersetzung von Isabella Bird's von Dalton sehr geschätzten, in Wirklichkeit sehr minderwertigem Buch „auf unbetretenen Reisepfaden“ citiert wird.

Mit den japanischen Verhältnissen ist der Verfasser so genau bekannt, daß er S. 12 Japan zu den Tropen rechnet. Den Titel Mikado, den niemand mehr braucht, schleppt er wie eine alte Krankheit fort und behauptet S. 125, daß die Jahre erst unter dem jetzigen Herrscher seit dem Regierungsantritt desselben gezählt werden, während dies eine uralte Einrichtung ist, von der ein Blick in Reins vortreffliches Werk ihn hätte überzeugen können. S. 115 vgl. S. 39 ist er naiv genug, zu berichten, daß der gegenwärtige Kaiser „der 121. in der ununterbrochenen Reihenfolge der japanischen Herrscher desselben Hauses“ sei. S. 42 scheint er diese Thatsache zu bezweifeln. Was ist nun seine wahre Meinung? Jedenfalls fehlt die Erklärung des Problems aus der allgemein verbreiteten Sitte der Adoption, von der Dalton freilich keine Ahnung zu haben scheint. S. 162

erwähnt er manche schlechte Erfahrungen, welche man in den japanischen Staatsschulen gemacht hat, ohne die geringste Kenntnis davon zu verraten, daß dieselben zum großen Teil auf das schwankende Verhalten der Regierung im Schulwesen, das Erlauben und Verbieten von Privatschulen, Begünstigen und Bekämpfen bald der einen, bald der andern Unterrichtssprache und Erziehungsmethode zurückzuführen sind. S. 14 schreibt Dalton, indem er sein eignes Urteil einschließt: „Alle Reisende, die mit ernsterem Erwägen es versucht haben, der Volksseele verständnisinnig nahezutreten (in 3 bis 4 Wochen!) rühmen an den Japanern eine sanfte Gemütsart, feind allen Trugs" (sic!) und S. 113 belehrt er uns: „Ein genauer Kenner des Landes hebt zwei herrschende Sünden hervor, an denen Priester und Volk dahinsiechten: Einmal die Abwesenheit der Wahrhaftigkeit und statt ihrer eine schier schrankenlose Herrschaft all der Laster, die „beim Schwinden der Wahrheit üppig aufschießen"" u. s. w. Auch diese Darstellung acceptiert er und zieht daraus seine Folgerungen. Und der Verfasser einer so widersprechende Urteile vereinigenden Kompilation behauptet S. 52, „mit einem von der Liebe geschärften Auge" dem Volk von Japan „ins Auge und Herz geschaut" zu haben.

Man sollte doch nun wenigstens vermuten, daß ein Theologe, der überdies Seiten lang mit einem außerordentlich billig zu erlangenden Wissen über den Buddhismus prunkt, sich wenigstens die Landesreligion genau angesehen hätte, die er in den Abschnitten „in einem Shintotempel" und „bei den Buddhisten in Japan" behandelt. Aber auch hier neben greifbaren Fehlern meist Oberflächlichkeiten.

Die Vergleichung von Maria und der halbmännlichen Kwannon S. 62 ist so abgeschmackt wie möglich. Daß der Andächtige (Shintoist oder Buddhist) eine Glocke am Tempeleingang „zieht" oder läutet, ist ganz verkehrt. Seit wann ist der Kenner des Shintoismus Satow, der meines Wissens Japanese secretary an der englischen Gesandtschaft war, und neuerdings zum englischen Gesandten in Japan ernannt worden ist, unser Landsmann? (S. 34). Mir ist das neu. Um so bekannter aber, was Dalton über die shintoistische Mythologie aus bekannten Büchern nun zum so und so vielsten Mal abgeschrieben hat. Sobald es natürlich irgendwo auf ein tiefer begründetes Urteil ankommt, versagt der Globetrotter. Er kennt wohl die Verquickung des Shintoismus mit der Politik, aber nicht sein Verwachsensein mit der Volkssitte, wie sie bei Geburt, Mannbarkeitserklärung, bei Festfeiern u. s. w. sich geltend macht. Hier sind in Wirklichkeit die stärksten Wurzeln der Kraft dieser altertümlichen Religionsform. Auch über die Beziehung der letzteren zum Landbau schweigt sich Dalton völlig aus. Schließlich ist auch die Behauptung, daß der Shintoismus alles sittlichen Gehalts bar sei, von Dr. Weipert als unzutreffend nachgewiesen. Und worauf gründet sich denn die Behauptung, die der frühere Petersburger Konsistorialrat über den großen Fürsten und Staatsmann Iyeyasu aufstellt? Er, der der buddhafreundlichen Politik seines Hauses die Wege gewiesen, wird zu einem Begünstiger des Shintoismus gemacht S. 92, er, den die Japaner unter dem Bilde einer sich schlafend stellenden Katze abbilden, soll den Mikado wesentlich mit aus religiösen Motiven in seinem goldnen Käfig in Kyoto eingeschlossen haben, 46. 50. 93. Er, dem in den herrlichen Hainen von Nikko wie seinem Nachfolger die prunkvollsten buddhistischen Tempel errichtet

worden sind, soll „mit sicherem Instinkte die Buddhisten abgewiesen" haben. Das ist eine durchaus falsche Darstellung der Sachlage. Wohl ließ sich der große Staatsmann nicht von den Bonzen beherrschen, aber er benutzte sie zur Aufrichtung und Befestigung seiner Herrschaft. — Hiermit hängt auch das Gesamturteil über die Bedeutung von Shintoismus und Buddhismus in der Gegenwart zusammen. Nicht ein „genaueres Hinsehen", sondern nur eine oberflächliche Betrachtung kann ihnen den Einfluß auf das gegenwärtige Volksleben absprechen. Dies haben die Missionare zu ihrem Leidwesen zu oft erfahren.

Einen dritten Faktor aber, der besonders im Leben der „oberen Hunderttausend" von maßgebender Bedeutung war und ist, den Konfuzianismus, hat Dalton gar nur auf ein paar Seiten flüchtig gestreift, und es ist ihm kein Licht darüber aufgegangen, wie der Utilitarismus dieses Moralsystems vor allem der materialistischen und agnostischen Litteratur des Abendlandes den Weg nach Japan gebahnt, dem Christentum aber versperrt hat S. 339. Zu einer derartigen Beobachtung findet man freilich in ein paar Wochen keine Zeit.

Aber bei alledem macht sich der als besonders gelehrt sich aufspielende Verfasser urteilslosen Lesern gegenüber besonders in buddhistischen Dingen mit einem Wissen breit, das er entweder bequem ohne eigenes Studium aus Handbüchern entlehnen konnte oder überhaupt nicht besitzt S. 65. 85, weil nämlich selbst die Gelehrten über den japanischen Buddhismus herzlich wenig Sicheres in Erfahrung gebracht haben. Die Bemerkung S. 72 ist daher sehr am Platze: „Lassen wir das", „wir schreiben keine Geschichte des Buddhismus".

Einstweilen hat er sich mit einer Geschichte der Mission in Japan begnügt, die er uns in den Kapiteln „auf evangelischen Missionspfaden", „römische und russische Missionsbestrebungen" vorführt. Über die russische Mission und eines der letzten Stadien der römischen, das der Verfasser in Japan selbst mit erlebt, hat er einiges Neue beigebracht. Was er aber von evangelischer Missionsarbeit uns auftischt, ist meistens crambe recocta. Wiewohl Dalton überschwengliche, in den letzten Jahrgängen unserer Z. M. R. übrigens völlig vermiedene, Lobeserhebungen unserer Missionare tadelt, so ist er doch der erste dabei, die Missionsarbeiter seiner Richtung in den Himmel zu heben. Gleich die Widmung an D. Warneck könnte nach meinem Gefühl einen so verdienten Mann nur verlegen machen. S. 23 heißt es von den — wohlgemerkt orthodoxen — Missionaren: „Sie sind berufen — allüberall die Volksseele zu salzen". „In unseren nüchternen Tagen in der That eine Lichtgestalt, Helden, deren leuchtendes Auge himmelwärts gerichtet ist". „Sie sind es gewohnt — S. 107 — mit ihrem Gott über Mauern zu springen" und haben S. 9 „die Verpflichtung, in diesen Tagen der Heimsuchung" „zur Zeit und Unzeit" zu predigen, der Herr „sendet sie ohne Geld" u. s. w. (S. 117). Doch genug mit dem Phrasenschwall. Was zumal die letzte Wendung bedeutet, geht daraus hervor, daß Dalton kurz darauf berichtet, wie allein für einen Zweig der Doshisha-Universität 400 000 M. in Amerika gestiftet worden sind.

Wir haben die größte Hochachtung vor allen treuen Missionsarbeitern, aber gerade deshalb braucht man ihnen nicht mit klingendem Schellengetön Loblieder anzustimmen. Im allgemeinen findet Dalton bei den orthodoxen

evangelischen Missionen in Japan alles gut und schön. Nur hie und da wagt er sich mit seiner Kritik schüchtern hervor. So erkennt er S. 158 „die nicht zu unterschätzenden, zum Teil Besorgnis einflößenden Übelstände“ an, „welche aus der Vielheit der im Lande thätigen in so mancher Lehr- und Kirchenordnung von einander geschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften notwendig hervorgehen“. Er räumt ein, daß die „rauhe Wirklichkeit“ einen Einigungsversuch scheitern ließ. S. 139 gesteht er den Dissensus selbst zwischen den einzelnen methodistischen Richtungen und „krampfhafte und krankhafte Äußerungen“ einer Revivalfrömmigkeit zu und erlaubt sich auf S. 193 sein Fragezeichen zu dem Betrieb der Mädchenschulen zu setzen. Indes alle Bedenken werden alsbald beschwichtigt. Aber warum verschweigt dieser Missionsschriftsteller die häufigen Eifersüchteleien mancher orthodoxen Missionsgesellschaften unter einander, warum das agitatorische Treiben gewisser, den deutschen Protestanten fast aller Richtungen am wenigsten sympathischen Kreise, die Unverfrorenheit, mit welcher der oder jener Fanatiker seinen Wirkungskreis in die längst abgegrenzte Interessensphäre einer andern Mission ausdehnt? Warum sagt Dalton nichts davon, daß es auch an der Doshisha, allein unter den amerikanischen Professoren, 3 verschiedene Richtungen, eine hochorthodoxe, vermittelnde und freisinnige giebt, die letztere etwa dem rechten Flügel unserer Vermittlungstheologie entsprechend und z. B. gern bereit, aus dem Holtzmann-Schmiedel-Sodenschen Handkommentar und der Lehrbüchersammlung von Mohr in Freiburg i./B. gar manches zu acceptieren? Warum läßt er seine Leser darüber im Dunkeln, daß an derselben Doshisha die japanischen Professoren zum großen Teil auf demselben freisinnigen Standpunkt stehen, wie wir? — Weil solche Äußerungen seinen Auftraggebern und dem Publikum, für das er schreibt, nicht wohllauten würden.

Wir wissen uns mit fast allen in Japan arbeitenden evangelischen Denominationen, zumal mit der von uns besonders hochgeschätzten der Kongregationalisten und Presbyterianer trotz mannigfacher verschiedener theologischer Auffassung eins in dem gemeinsamen Ziele, dem japanischen Volke das Evangelium zu bringen. Dieser Kritiker aber sucht nachzuweisen, daß zwischen ihrer „evangelischen“ und unserer destruktiven Mission eine tiefe, unüberbrückbare Kluft besteht. Ebenso wohlwollend und zurückhaltend, wie er jene beurteilt, ebenso gehässig und herausfordernd fällt er über unsere Mission her.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, auf alle gegen uns geschleuderten Beschuldigungen zu antworten. Ich muß das zumal an den Stellen, wo sie namentlich genannt sind, meinen ehemaligen Kollegen überlassen und setze auch den oben neu abgedruckten Aufsatz unsers Vereinspräsidenten aus Nr. 24 der Protestantischen Kirchenzeitung voraus.

Meine Hauptaufgabe wird es sein, den Ausfällen gegen die litterarische Thätigkeit zu begegnen, die besonders auf mich gemünzt sind. Doch muß ich auch einige andere Punkte berühren. Im Anfang des Abschnitts betitelt „der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein in Japan“, den Dalton, um seine eigentliche Absicht wenigstens etwas zu verschleiern, klüglicherweise zwischen die Beschreibung der evangelischen und katholischen Mission eingeschoben hat, schildert er die „herzliche Freude“, auf Missionspfaden bei „treuen und frommen Söhnen und Töchtern unsres Volkes Einkehr zu halten“. Nun kommt natürlich als Gegenstück, wie es

bei untreuen und unfrommen Missionaren, nämlich bei uns aussieht. Man sieht dem Herrn Konsistorialrat bei allen Versicherungen des Gegenteils die „Herzensfreude" an, mit welcher er seinen Gesinnungsgenossen von den Mängeln unsrer Gemeinde erzählt.

Es ist immer sehr wirksam, wenn man von der Auflösung der Institutionen des Gegners berichten kann. So wird S. 228 mit Behagen der Rückgang der deutschen Gemeinde in Tokyo auf die Hälfte ihres früheren Bestandes geschildert und dem wohlwollenden Leser überlassen, daraus die Folgerung zu ziehen, daß die deutschen Pfarrer, d. h. die Missionare des Allgemeinen Missionsvereins durch ihren Unglauben die übrigen Mitglieder zum Austritt getrieben hätten. In Wirklichkeit ist aber kein einziger solcher Austritt erfolgt, sondern eine Reihe Familien-Väter und einzelner Herren, die der Gemeinde angehörten, sind vom japanischen Staat aus ihren Stellungen entlassen worden oder aus anderen Gründen in die Heimat zurückgekehrt.

In ebenso absichtlicher Weise wird in einer beiläufigen Bemerkung S. 234 das Eingehen des Instituts für deutsche Wissenschaft erwähnt mit der stillschweigenden Voraussetzung für den Leser, als wäre das eine unserer Anstalten, die durch unsere Schuld wieder zusammengebrochen sei. In Wahrheit aber erteilten wir seit 1887 nur wenige Unterrichtsstunden an dieser Schule, welche wesentlich durch die Bestimmungen des früheren Unterrichtsministers Mori, der ihr den Anschluß an die Universität abgeschnitten hatte, zu Fall kam.

Mit ganz besonderem Wohlgefallen berichtet der Beurteiler unserer Mission die Auflösung der Bandschu- (richtig Bancho) Gemeinde. S. 232 wie folgt: „Im Hause eines Ministers hatte Spinner Taufunterricht erteilt. Ein japanischer Prediger — man weiß nicht, wo er zu diesem Amte ausgebildet wurde — diente als Dolmetscher. So entstand eine eigene, von jeder, auch der deutschen, unabhängige Gemeinde, wohl nur eine kleine Hausgemeinde, die den anfänglichen Dolmetscher gar bald als Prediger behielt, sich aber nach wenigen Jahren wieder auflöste". Der Herr Kritiker triumphiert zu früh. Die Gemeinde hat sich nicht aufgelöst, sondern blüht. Der „Minister" hat sein bei einem Aufenthalt der Familie in Deutschland geborenes Töchterchen von Prediger Dr. Arndt in Berlin taufen lassen. Er hat mir und meiner Familie in Japan viel Liebe erzeigt und uns mit seiner Gemahlin, die in naher Beziehung zu unserer Missionarin stand, noch das letzte Geleite bei unsrem Abschied von Tokyo gegeben. Jener „obscure" Prediger ist einer von den „Kumamoto-Jungen", später auf der Doshisha ausgebildet und jetzt deren Präsident und heißt Kozaki S. 149. Ein andrer Dolmetscher, ein von Paulus Cassel getaufter Christ, war schon damals ein bekannter Professor. Der nächste Prediger an der Banchogemeinde ist der berühmte, auch Dalton wohlbekannte Kanamori S. 165, dessen „Abfall" zu unseren Anschauungen er S. 429 so bitter beklagt. Auch der jetzige Prediger Harada ist in Busses „Streifzügen" [1]) rühmlichst erwähnt und dort mit Recht als freisinniger Theologe bezeichnet. Eines der lebendigsten Glieder dieser Banchogemeinde, die leider viel zu früh abgerufene Frau Minister Katsura, stand mit uns durch

---

[1]) Vgl. Z. M. R. 1893, S. 218.

unseren deutsch-japanischen Damenverein, dessen Vorsteherin sie war, in engster Beziehung.

Das hätte sich freilich Herr D. Dalton nicht träumen lassen, daß er sich mit seinen hochfahrenden Bemerkungen so in der eignen Schlinge fangen würde.

Ganz ähnlich geht es ihm nun mit seinem Feldzug gegen meine biblischen Artikel. Die Aufsätze über Pentateuch und Johannesevangelium habe ich nicht geschrieben und weiß auch nicht, was darinnen steht, aber für die Abhandlungen über Wunder und Inspiration bin ich verantwortlich. Bei der Lektüre dieses Abschnittes seines Buches weiß man nicht, ob man bei Dalton in der Bekämpfung meiner Arbeiten eine bedauernswerte Ignoranz oder eine absichtliche Entstellung der Thatsachen annehmen soll. Die ganze Art, wie er S. 243—46 aus verschiedenen Aufsätzen von mir citiert, beweist echt Janssensche „Darstellungskunst". So handelt es sich S. 245—46 in einem Artikel über die Wunder um die Frage, ob die Auferstehung „am 3. Tag" 1. Cor. 15,4 die Visionshypothese unmöglich macht oder nicht. Zunächst muß ich bemerken, daß ich mich in fast allen Fällen nicht apodiktisch, wie Dalton es darstellt, sondern ganz hypothetisch ausgedrückt, eine Reihe Möglichkeiten aufgestellt, gegen einander abgewogen und sorgfältig auseinander gehalten habe. Dalton verfährt nun, wie ich nach sorgfältiger Vergleichung mit meinem Manuskript festgestellt habe, folgendermaßen: Er nimmt bald aus dieser, bald aus jener Beweisreihe einen Satz, citiert sie völlig ungenau, läßt die Hauptsache weg, setzt aber etwas Eigenes hinzu, wirft dann alles durcheinander und macht den Leser glauben, ich hätte solchen Blödsinn geschrieben. Völlig aus der Luft gegriffen ist das mir zugeschriebene Diktum „Petrus und die Apostel erfanden die Lehre und darauf glaubten sie, daß er noch lebe, ohne gestorben zu sein". Wie aus der 2. Hälfte dieses Satzes hervorgeht, wird in dem Leser die Meinung erweckt, ich hätte gesagt, die Jünger hätten überhaupt die Lehre von der Auferstehung erst erfunden und dann selbst daran geglaubt. Das ist aber eine böswillige Erfindung des Janssenistischen Kritikers. Wie ich über die Anwendung der 2 Stellen Jes. 53 und Hos. 6, 2 auf den Auferstehungsglauben denke, habe ich in demselben Aufsatz unmißverständlich ausgesprochen, „wir können uns nicht wundern, daß diese 2 Stellen, welche so völlig mit den christlichen Ideen (Auferstehungshoffnung) zusammenstimmten, geradezu als neue Offenbarung (von den ersten Christen) aufgenommen wurden". Auch das Citat Daltons „dort an der Geburtsstätte Petri, am schönen See, unter den alten Bekannten kamen ihnen die vergangenen Tage in die Erinnerung und in diesem Zuge wehmütiger Empfindungen hatte Petrus eine (subjektive) Vision," hat in Wirklichkeit eine ganz andre religiöse Färbung. Es lautet nämlich: „In dieser Stadt (Petri Heimat Capernaum), wo sie ein Leben der Liebe und des Friedens mit ihrem Meister gelebt hatten, wo jedes Haus, jeder Baum, jedes Boot auf dem See, jeder Freund sie an ihren Herrn erinnerte, lebten sie von den schrecklichen Eindrücken in Jerusalem wieder auf und wurden voll neuer Hoffnung". Ebenso charakteristisch für Daltonsche Polemik ist, was er S. 243 und 44 vorbringt. Er behauptet, ich bestritte die leibliche Auferstehung als den Worten des Herrn und der Apostel (ich habe nur gesagt des Paulus) widersprechend. Ich habe das aber

von der Auferstehung des Fleisches gesagt. Wozu ist denn einer Dr. theol., wenn er nicht einmal weiß, daß bei Paulus zwischen *σαρξ* und *σωμα* und beim *σωμα* zwischen einem *σωμα ψυχικον* und einem *πνευματικον* oder *επουρανιον* scharf geschieden wird! Für diese Auffassung sind aber eben die inkriminierten Stellen Matth. 22, 30 und 1. Cor. 15, 50 unwiderlegliche Beweise.

Weiter: Dalton schreibt S. 244 „Ohne auch nur den leisesten Versuch einer Begründung wird rundweg erklärt: ich glaube, daß alle Totenerweckungen (Nain, Jairus, Lazarus) keine wahren geschichtlichen Ereignisse sind! 2c. Aber ein Mann, der Shinri mit so ausgiebigem Spürsinn nach „verdächtigen" Aufsätzen von mir durchsucht hat, mußte wissen, daß ich den Beweis für obige Behauptung in einem besonderen Aufsatz über das Lazaruswunder bereits erbracht hatte. Der Kritiker ereifert sich, ich zöge Hysterie und Hypnotismus zur Wundererklärung herbei, und es dürfte ihm doch nicht verborgen sein, daß dieser Weg allgemein mit immer mehr Erfolg beschritten wird. Er spottet, ich hätte wohl zu den Füßen des Heidelberger Paulus gesessen und mußte doch gemerkt haben, daß ich gar nichts mit den Wunderklärungen des Rationalismus gemein habe und in einem auch von den orthodoxen Missionaren besonders warm anerkannten Artikel die scharfe Grenzlinie zwischen dem alten Rationalismus und der modernen kritisch-spekulativen Theologie gezogen habe. Mit Entrüstung citiert Dalton eine Stelle, wo ich Jesus mit einem Seelenarzt verglichen (und Jesus nennt sich ja selbst so), aber wo bei mir ein ehrfürchtiger Hinweis auf die Größe Jesu erscheint, bricht Dalton mit seinem Citat ab. Zu der Erklärung der Heilung des Aussätzigen setzt er ein „man höre"! Ein Mann, der sich so mit seiner Wissenschaftlichkeit brüstet, sollte so belesen sein, daß er dies schon mehrfach gehört hätte. Wem es um Feststellung der Wahrheit zu thun war, der mußte, ganz abgesehen von anderweitiger Information, aus den angeführten Aufsätzen selbst entnehmen, daß auch der über „das Wunder der Wunder" und noch 2 vorhergehende dem Verfasser von Prediger Yokoi, der ihn zu einem regelrechten Waffengang aufgefordert hatte, abgenötigt worden waren. Da es aber Dalton nur auf einen gehässigen Angriff ankommt, stellt er die Sache S. 243 so dar, als habe ich den japanischen Theologen den Fehdehandschuh hingeworfen und ihnen den Glauben „entwandt" d. h. gestohlen S. 245.

Doch nun genug von der Wunderfrage. Und wie springt nun dieser „Gelehrte" mit meiner Schrift über Inspiration um! Ist eine Auseinandersetzung bei mir kurz und bündig, so heißt es bei ihm, die christliche Wahrheit werde „leichter Hand und nach der Sprache auch leichten Herzens wegeskamotiert" S. 244 — ist eine Abhandlung besonders eingehend, wie die über Inspiration, so erhält sie das Prädikat „etwas weitschweifig" 238. Dalton hat, wie ich mich durch nochmalige genaue Vergleichung mit dem Manuskript überzeugt habe, mit Übergehung von Kap. I—XII und XIV nur aus dem „Ergebnis" überschriebenen XIII. Kapitel citiert. Dann brauchte er das Übrige (trotz S. 416) nicht zu lesen. Und wie citiert! Ich müßte eigentlich den ganzen Abschnitt hierher setzen, um zu beweisen, wie leichtfertig dieser „fromme" Mann mit der Wahrheit umgegangen ist. Mit Ausnahme weniger Sätzchen ist alles falsch und entstellt angeführt, zum Teil aus der Luft gegriffen. Ich kann nur Einiges anführen. Wie

ich in dem auch abgedruckten Abschnitt XIV meiner Inspiration unten zeige, finde ich sowohl Göttliches als Menschliches in der Bibel und halte die darin gegebene Offenbarung für göttlich verursacht und menschlich vermittelt. Es ist daher eine böswillige Entstellung der Wahrheit, wenn Dalton S. 238 den Satz als von mir herstammend anführt: „Die Bibel — ist durchaus eine Frucht des menschlichen Geistes und in keiner Weise unterschieden von allen andern menschlichen Schriftstücken weder in ihrem Ursprung noch in ihrem Inhalt". Dieser Satz ist ebenso entstellt resp. erfunden wie der S. 239, „dafür (für die Verwerfung der Inspirationslehre) mit den Reformern (!) den Namen eines Zerstörers zu erhalten, wir stehen nicht an, dies willkommen zu heißen", und der S. 239 „Nun öffnet sich dem Fortschrittsprotestantismus ein neuer Himmel und eine neue Erde". Wo in aller Welt hat Dalton diese Sätze her, die ich nie geschrieben habe?!!

Und dieser Mann, der auf dem Gebiete der Bibelwissenschaft eine bedauerliche Unwissenheit gezeigt, der, um nur anklagen und verdammen zu können, in leichtfertiger Weise mit der Wahrheit umspringt, entblödet sich nicht, fortzufahren: „Wir können nicht weiter. Die Feder sträubt sich zu zeigen, wie in ähnlicher Weise die Heiligtümer des Glaubens von einer schier trunken gewordenen Kritik zu Boden geworfen werden". Es ist keine Kunst, einige Phrasen aus dem bekannten Schimpflexikon den kritischen Theologen entgegenzuschleudern. Wenn man nicht zu denen gehört, die, „in irgend einer Weise ernster Forschung ein Schloß vor den Mund gelegt wissen möchten" 247, dann sollte man sie vielmehr widerlegen. Ja, wenn man das nur könnte! Aber ach, die sämtlichen theologischen Professoren, mit Ausnahme etwa von Schlatter und Genossen, sind ja unter die mehr oder weniger „Ungläubigen" gegangen. Selbst in die Basler Missionsanstalt hat die Kritik ihren Einzug gehalten. Und höchstens noch eine „gläubige Schar", aber nicht von Professoren, sondern von Pastoren, könnte „den angebotenen Kampf aufnehmen" S. 248. Die historische Betrachtung der Bibel und die damit notwendig verbundene Bibelkritik läßt sich nun einmal nicht mehr ausrotten. Sie ist ein notwendiger Bestandteil der protestantischen Theologie geworden und wird es bleiben. Und jeder Einsichtige freut sich dieser Thatsache. Denn eine objektive Kritik ist zugleich die beste Apologie gegen alle bibel- und christentums-feindlichen Elemente.

Wenn dies nun schon in unsern christlichen Ländern so ist, wie soll man sich im heidnischen Kulturland die Verteidigung der Bibel denken ohne deren Kritik? Dalton stellt sich, als bestände das ganze japanische Volk aus lauter „gläubigen" Pastoren oder pietistischen Gemeinden. In Wirklichkeit ist dem Japaner zunächst die Bibel ein ebenso fremdes Buch wie den Laien in der Religionsgeschichte der Koran, Avesta oder Rigveda. Die Bonzen sind ebenso wie die atheistischen, antichristlichen Philosophen und Litteraten natürlich geschäftig, alle anstößigen, bedenklichen, widersprechenden Stellen der heiligen Schrift aufzustöbern, den Christen entgegenzustellen und ihren Landsleuten als Gegengift gegen das Christentum in die Hand zu geben. Aber auch solche Japaner, die dem Christentum wohlwollend gegenüberstehen, vielleicht zu ihm sich bekehren möchten, werden oft durch die mißverstandene Lektüre der Bibel in ein Meer von Zweifeln gestürzt und wenden sich wohl wieder ab. Ja, noch den Getauften, den Gemeindegliedern, muß ihr Pfarrer und Seelsorger eine ganze Reihe eigner oder durch die Diskussion mit

Heiden erregter Zweifel von Woche zu Woche lösen. In den Gemeindeversammlungen, in den Bibelstunden tauchen sie auf, in den christlichen Zeitschriften werden sie verhandelt.

Ich möchte doch einmal sehen, mit welchem Erfolg der hochwohlweise Kritiker unsrer Missionsarbeit solchen heidnisch spöttischen oder christlich ängstlichen Fragen in einem von ihm eventuell zu gründenden theologischen Seminar à la Bodelschwingh begegnen wollte. Wie will er die Widersprüche in den Geschlechtsregistern der Genesis und der Evangelien, der Schöpfungsgeschichte, der Samuelisbücher, der Darstellung des Apostelkonvents, der Bekehrung des Paulus, der Kindheitsgeschichte Jesu, der Auferstehung zusammenreimen? Wie Loth und seine Töchter, Abrahams und Jakobs Polygamie, die Sünden Jakobs und Simsons, die vom Verfasser kaum getadelt werden, der Kinder Israels Diebstahl beim Auszug, ihre grausame Ausrottung der Kananiter, das Racheschnauben in vielen Psalmen, Esther, Joel, Apokalypse, die mannigfachen nicht erfüllten Weissagungen der Propheten und Parusiehoffnungen des neuen Testaments, wie sämtlichen Anthropomorphismen, Anthropopathismen, wie die Ritualgesetzgebung des alten Testaments, wie die geocentrische Anschauung der ganzen Bibel von seinem Standpunkt aus rechtfertigen? Und sollte er es wagen, diese oder jene Konzession an die Kritik zu machen, von der nun doch einmal die positivsten Leute angefressen sind, so befände er sich schon auf der schiefen Ebene, von der schon die positivsten Professoren in den Abgrund des „Unglaubens" hinabgeglitten sind.

Soviel ist gewiß: er würde glänzend Fiasko machen. Nur, wen sein Wissen und sein Standpunkt befähigt, alle diese Anschauungen wirklich **geschichtlich** zu erklären, ist im stande, den Skeptizismus der Japaner zu widerlegen, ihr wahrheitssuchendes Heilsverlangen zu befriedigen und Bibel und Christentum mit Erfolg zu verteidigen.

Aber diese wissenschaftliche Befähigung auf unsrer Seite bestreitet der „gelehrte" Herr Konsistorialrat. Es ist seine letzte Zuflucht, die Shinriartikel und unsre sonstigen litterarischen Leistungen als unwissenschaftlich zu kennzeichnen mit der Bemerkung S. 247: „In all' den vielen mir vorliegenden Aufsätzen (?) bin ich auf keine originalen Gedanken gestoßen". Freilich, wenn man wissenschaftliche Artikel nicht liest, sondern mit unwissenschaftlicher Oberflächlichkeit und gehässiger Tendenz nur einzelne Stellen darin aufsticht, kann man keine originalen Gedanken darin finden.

„Man merkt", fährt der liebenswürdige Kritiker unserer Mission S. 247 fort, „es sind Auszüge aus Kollegien, die in Heidelberg, Jena, Straßburg, wer weiß wo, nachgeschrieben wurden; kaum mit einem leisen Anflug eignen Forschens. Dazu hat dem jungen Mann die Zeit gefehlt, wenn er sich von der schweizerischen oder badischen oder pfälzischen einsamen Dorfpfarre plötzlich auf den Lehrstuhl der Akademie in Tokio mit der Nötigung versetzt sieht, fast ohne wissenschaftliche Hilfsmittel über alle (?) philosophischen und theologischen Lehrfächer Vorträge zu halten".

Sehr anerkennend, in der That! Es ist auch ein Zug der gehässigen Taktik dieses Mannes, daß er unter dem salbungsvollen Vorgeben, keinen einzelnen von uns Missionaren zu nahe treten zu wollen, alle 4 zu einer Kollektivperson „der junge Mann" zusammenfaßt, um so besser über alle zugleich herfallen zu können. Aus der schweizerischen, badischen und pfälzischen Dorfpfarre wurden meine ehemaligen Kollegen **Spinner**, **Christlieb**,

Munzinger nach Japan berufen. Nun muß ich wenigstens zur Verteidigung meiner beiden abwesenden Kollegen, die selbst noch nicht für sich sprechen können, ein Wort sagen. Wer mit Christlieb auch nur wenige Tage verkehrt, muß das reiche Wissen anerkennen, welches derselbe trotz seiner jungen Jahre sich schon angeeignet hat, und Munzingers vor mehr als Jahresfrist erschienene von Deutschen, Amerikanern und Engländern als trefflich anerkannte Arbeit über die „Psychologie der japanischen Sprache" beweist, wie tief derselbe in die Landessprache eingedrungen und welche vortreffliche wissenschaftliche Methode er besitzt. Und was nun meine Wenigkeit betrifft, auf den die vorher gehende zehnseitige Polemik hauptsächlich gemünzt ist, so hätte doch Dalton sich etwas in acht nehmen sollen, so unwahre Behauptungen in die Welt zu setzen wie die „Unmittelbar aus dem Pfarramte wurde Spinner, wurden bisher die andern Sendboten des Vereins in Japan auf den schwierigen Posten eines Missionars gestellt" S. 223, und es S. 228 so darzustellen, als hätte ich oder meine Kollegen uns gesehnt, „wenige Jahre draußen in lockenden Ferne zu verbringen unter glänzenderen äußeren Verhältnissen, als sie eine kümmerliche Landpfarre in der Heimat gewährt". Wie sich Dalton auch ohne seinen bewährten Spürsinn leicht aus der Z. M. R. hätte überzeugen können, bin ich von meinem Posten als Religionslehrer am Gymnasium zu Eisenach, wo ich den Unterricht bis in die höchsten Klassen zu geben hatte, nach Japan berufen worden. Mit wie schwerem Herzen ich meine nicht nur gut dotierte, sondern auch in jeder Beziehung angenehme Stellung und meine lieben Schüler verlassen habe, wissen alle, die mich kennen. Ich bin mir wohl bewußt, daß diese Stellung keinen besonderen Vorzug begründet meinen Kollegen gegenüber, die wohl mehr seelsorgerische Erfahrung vor mir, als ich pädagogische vor ihnen voraus hatte. Ich konstatiere das Vorstehende nur, um Daltons Unwahrhaftigkeit zu charakterisieren, der jedes Mittel recht ist, uns herabzusetzen. Auch habe ich, d. h. „der junge Mann", der die inkriminierten Artikel geschrieben hat, nie die Universität Straßburg besucht, sondern als Student zu den Füßen der στυλοι της ἐκκλησιας Luthardt und Kahnis und des noch heute von mir hochverehrten Delitzsch gesessen. Erst nach dem 1. Examen habe ich ein Semester in Jena studiert, darauf nach dem 2. in Dresden absolvierten Examen noch 3 Semester in Heidelberg dem Studium gelebt und dort eine Reihe selbständiger Arbeiten fertiggestellt. Auch habe ich leider nie Gelegenheit gehabt, über Inspiration, Wunder, Synoptiker, Themata, über welche die angegriffenen Artikel doch handeln, irgendwo Kolleg zu hören, abgesehen von dem Leben Jesu bei Fricke, das mich sehr angeregt, aber von dem ich doch begreiflicher Weise sehr abweiche. Den Mangel reichhaltiger und wissenschaftlicher Hilfsmittel habe ich selbst am schwersten empfunden, obgleich ich meine Bibliothek aus eignen Mitteln durch umfangreiche Litteratur ergänzt habe, welche sich ausschließlich auf die von mir zu behandelnden Fächer, Altes und Neues Testament und Religionsgeschichte, bezogen. Also so grün ist der „junge Mann", dessen Abhandlungen so heftig angegriffen werden, doch nicht nach Japan gekommen. Es ist mir peinlich, alles dies aufzählen zu müssen, aber einer so böswilligen, auch das Persönliche nicht schonenden Attacke gegenüber muß man auch mit der Darstellung persönlicher Verhältnisse antworten.

Daltons Art der Polemik ist aber nicht bloß dadurch bezeichnend, was er sagt, sondern ebenso dadurch, was er verschweigt. Warum sagt er keine Silbe davon, wie unsre Zeitschrift Shinri von jeher apologetisch gewirkt hat? Dies beweisen u. a. meine Aufsätze gegen die Loman-Stecksche Hypothese, gegen die Bestrebungen journalistischer Kreise, den Islam in Japan anzupreisen, gegen engherzigen Partikularismus und seichten Kosmopolitismus, vor allem eine Artikelserie gegen den Angriff des Verehrers Comtes, Spencers und Hartmanns, des buddhistischen Universitätsprofessors Inouye Tetsujiro, unter allen hierauf bezüglichen Apologieen des Christentums die zuerst erschienene. Warum erzählt er seinen Lesern nicht von unserm Bestreben, durch ein einfaches Christentum Christi, welches wir aus der Bibel zu begründen suchen, eine gemeinsame Basis für die dogmatisch getrennten Parteien und Denominationen des japanischen Christentums zu schaffen? Warum nichts davon, daß wir Deutschen mit unsern monarchischen Gesinnungen staatlich viel konservativer sind, als die Amerikaner, die absichtlich oder unabsichtlich durch ihre republikanischen Ideen und ihren politischen Radikalismus hie und da Unheil angerichtet haben, wie u. a. die Vorgänge in Nagoya und die sogenannte Uchimura-Affaire zeigt. Warum wird S. 190 von der Meiji Gakuin, die Dalton selbst als „Akademie" bezeichnet, während er denselben Namen bei unsrer Schule in allen Tonarten verhöhnt, die Schülerzahl von 1890 und nicht von 1893 oder 94 angegeben? Weil es seitdem an dieser Schule einen Riß gegeben hat, infolgedessen eine Anzahl Schüler sich weggewendet haben. (Es ist mir unbekannt, ob jener Verlust wieder ersetzt worden ist.) Ich weiß wohl, daß nicht unsre presbyterianischen Freunde, sondern die damalige Spannung der Verhältnisse die Schuld tragen. Aber der Fall beweist, daß nicht bloß unsre, sondern auch andre theologische Schulen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und das muß natürlich vertuscht werden.

Warum wird sogar Dr. Herings Uneigennützigkeit, mit der er seine gesamte freie Zeit unsrer Schule zur Verfügung gestellt, mit Spott nicht verschont? Warum hält Dalton seine Behauptung S. 227 aufrecht, daß noch keiner unsrer Missionare es länger als 5 Jahre im Missionsberuf ausgehalten habe, obgleich ich in meiner Februar d. J. erschienenen 4. Auflage meiner ersten Flugschrift die ausdrückliche Erklärung abgegeben habe: ich habe mich schwer von meiner mir lieben Stellung in Japan losgerissen, „als die damaligen ungünstigen Verhältnisse unsres Missionsvereins in der Heimat, die seit 1½ Jahren nun glücklich gehoben sind, mich wider meinen Willen nötigten, Japan den Rücken zu kehren". Warum wird Munzingers Absicht verhehlt, nach kurzem Urlaub auf seinen Posten zurückzukehren? Warum wird nichts auf unsrer Seite anerkannt, als etwa die Person von Fräulein Inasawa, Fräulein Diercks Schülerin, Ritters treffliches Buch und meine erste Flugschrift? Warum bekommen seine Leser nichts von dem glänzenden Zeugnis zu hören, das des Doshisha-Präsidenten Kozaki Bruder uns deutschen Missionaren ausstellt? Warum wird verschwiegen, daß wir zur Präzisierung unsres theologischen Standpunktes, zur Gründung unsrer Zeitschrift Shinri und zur Abwehr nach außen gezwungen worden sind durch die hämischen Angriffe gewisser hochorthodoxer Missionskreise in Japan, die in derselben Zeitschrift erschienen, an der Spinner und ich Mitarbeiter waren, und in welchen sämtlichen Theologie Studierenden in Deutschland Unsittlichkeit vor-

geworfen, alle, selbst die orthodoxesten Kreise Berlins in den Staub gezogen wurden?

Warum verlautet nichts davon, wie im Winter 91 aus denselben Kreisen ein Angriff auf uns erfolgte, der darauf hinausging, uns die Missionsgemeinschaft zu kündigen, der aber dadurch, daß wir noch rechtzeitig eingriffen, die Presbyterianer sich ins Mittel legten, die Kongregationalisten sich von Anfang nicht beteiligt hatten, fehlschlug und zur Gründung der alle Missionsgesellschaften umfassenden Tokyo Conference führte, in deren Vorstand wir vertreten waren und sind?

Von alledem kein Wort. Weil es ja unserm Kritiker nicht auf eine gerechte Beurteilung unsrer Mission, sondern auf eine böswillige Anklage gegen sie ankommt.

Und doch — eins kann selbst dieser Gegner, der mit der Wahrheit im Berichten und Verschweigen auf das leichtfertigste umgeht, nicht in Abrede stellen, daß wir, zumal durch unsere litterarische Thätigkeit, einen wesentlichen Einfluß auf japanische Kreise haben S. 417, 429, 430 und öfter, daß eine Reihe der hervorragendsten japanischen Theologen, wie Kanamori, der zart verschwiegene Yokoi u. a., sich mehr oder weniger deutlich zu unseren Anschauungen bekennen, daß unser Wort im ganzen Land gehört wird und die Wahrheit und evangelische Freiheit sich immer mehr Bahn gebrochen haben. Das ist eine Thatsache, daß die deutsche wissenschaftliche Theologie bei aller äußern Reaktion in den letzten Jahren unaufhaltsam Fortschritte gemacht hat und dadurch die Wege zu einem einfachen echt japanischen, allen evangelischen Christen Japans gemeinsamen Christentum, dem Gegenstand unserer Zukunftshoffnung, mehr und mehr geebnet sind.

Diese Thatsache gerade war unseren kirchlich-hochkonservativen Kreisen ein Dorn im Auge. Die früher so reichlich zufließenden, gegen uns öfters feindseligen Nachrichten aus Japan verstummten. (Warum wohl?) Auf einzelne Angriffe gegen unseren Verein ein sicheres Urteil zu bauen, schien doch manchem zu gewagt. Da fand sich Herr Konsistorialrat D. Dalton und that jener Partei den Dienst, unsere Mission in Japan auszukundschaften. Er war mit Empfehlungsbriefen ausgerüstet und benutzte als eine Hauptquelle die liebenswürdige Offenheit unserer Missionare, die ihren Landsmann freundschaftlich aufnahmen und ihm manchen Dienst leisteten. Ob dies Aushorchen eine sehr noble Beschäftigung war, und ob sich darin der „Gottesmann" von jenem eingangs erwähnten Zeitungsschreiber unterscheidet, überlassen wir dem Urteil von Daltons eigenem Gewissen.

Wenn wir an sein Buch den horazischen Maßstab anlegen wollen, der mehr oder weniger von jedem litterarischen Erzeugnis gilt: Aut prodesse volunt aut delectare poetae, so können wir unser Urteil dahin zusammenfassen: Nutzen stiftet es nicht; denn sein wissenschaftlicher Wert ist fast gleich Null und neue Gedanken sind bis auf wenige Seiten nicht darin. Delektieren werden sich freilich manche daran: sowohl die Parteigenossen Daltons, weil ihnen eine so wohlmundende, pikante, auch reichlich mit der Sprache Kanaans gewürzte Speise vorgesetzt wird, die der Verfasser übrigens, wenn wir seiner Versicherung S. 3 glauben dürfen, schon als 5—6jähriger Knabe gesprochen hat. Aber auch der Herr Kritiker selbst, weil seine Schriftstellereitelkeit neue Nahrung erhält und er überdies für die heilige Kirche, d. h. seine Partei eine Schlacht geschlagen zu haben meint. Aber er ist verurteilt durch seine eigenen Worte, die wir als Motto unserer Kritik vorangestellt haben.

Uns ficht die hämische Freude auf jener Seite nicht an. Wir trösten uns mit einem Größeren, dem es seine unversöhnlichen Gegner ebenso gemacht haben. Erzählt doch **Paulus** im 2. Kapitel des Galaterbriefes von *παρεισακτοι ψευδαδελφοι* (= eingeschlichenen falschen Brüdern), welche sich in seine Gemeinden eindrängten, um die Freiheit, die wir in Christus haben, auszukundschaften, damit sie uns unterjochten. Alle wahren und unerschrockenen Freunde christlicher Freiheit und speziell unseres Missionswerkes in Japan müssen und werden zusammenstehen, daß es auch von uns mit Gottes Hülfe heißen kann: „Ihnen sind wir aber auch nicht eine Minute gewichen, auf daß die Wahrheit des Evangeliums bei uns bestände."

Denn Christus, dessen Evangelium wir verkünden, ist der König der Wahrheit.

Anhang[1]): Was ist im konsequent durchgeführten Protestantismus an Stelle der Inspirationslehre zu setzen?

1. An Stelle der unbiblischen, unprotestantischen Inspirationslehre setzen wir das **Offenbarungsbewußtsein** der Bibel, wie es besonders deutlich unter den biblischen Schriftstellern, bei den Propheten und Paulus, hervortritt und von Luther mit dem Verständnis des religiösen Genius ergriffen und zum Grundpfeiler seiner Lehre über die Bibel gemacht worden ist. (Den Nachweis hierfür in Abschnitt III, VII, IX dieser Abhandlung[2]).)

Wie die Religion überhaupt aus 2 Faktoren besteht, der Selbstmitteilung des göttlichen Geistes an den Menschen, die man Offenbarung nennt, und der Aufnahme und Gestaltung dieser Offenbarung von Seite des Menschen, so treten uns diese beiden Faktoren auch in der Religion der Bibel entgegen. Wir wissen, daß Gottes Geist sich in dem Geist der biblischen Schriftsteller offenbarte, wir wissen aber auch, daß alles, was im menschlichen Geist vorhanden ist, vermittelt wird durch die Eigenart eben dieses menschlichen Geistes, durch sein Fühlen, Wollen, Denken. Also Göttliches und Menschliches, beides in einem, ist im Akt der Offenbarung enthalten. Göttlicher Ursprung in menschlicher Vermittlung, göttlicher Kern in menschlicher Schale, göttliches Feuer auf menschlichem Altar.

Diese Auffassung der Offenbarung hat den unbestreitbaren Vorzug vor jeder andern, daß sie zugleich religiös tief und wahr und wissenschaftlich unanfechtbar ist. Sie ist nicht rabbinisch, sondern biblisch, nicht buchstäblich, sondern geistig, nicht die Angriffe der Wissenschaft herausfordernd, sondern sie entkräftend, deshalb nicht zerstörend, sondern aufbauend.

2. Wenn wir im Kampf mit der Buchstabenknechtschaft der Inspirationstheorie uns gezwungen sehen, auf die vielen unhaltbaren Vorstellungen, Fehler, Menschlichkeiten der Bibel hinzuweisen, so sind wir von unserm Offenbarungsstandpunkt aus in der Lage, nicht nur diese menschlichen Schwächen

---

[1]) Um die kritische Methode Daltons ins rechte Licht zu stellen; lassen wir auf Pf. Schmiedels Wunsch diesen XIV. Abschnitt seiner (September 1892 erschienenen) Abhandlung über Inspiration in der deutschen Urschrift folgen. D. Red.

[2]) Der Inhalt der einzelnen Abschnitte ist folgender: I. Die unvergleichliche Bedeutung der Bibel gewöhnlich begründet durch die Inspirationstheorie. II. Inspiration und heidnische Mantik. III. Anschauung der verschiedenen Stufen des Prophetismus über J. IV. Umgestaltung der originalen Anschauung der größten Propheten durch den Rabbinismus und Philo. V. Rabbinische und alexandrische Auslegung des alten Testaments. VI. Was lehrt das neue Testament über die J. des alten? VII. Was über seine eigne? VIII. Weiterbildung bis zur Reformation. IX. Luthers Urteil. X. Strenge lutherische und reformierte Lehre des 17. Jahrh. XI. Allmähliche Auflösung derselben durch die Kritik. XII. Abschwächungsversuche. XIII. Ergebnis.

der Bibel zu verstehen und gegen ungerechtfertigte Angriffe der Wissenschaft zu verteidigen, sondern auch die göttliche Herrlichkeit der Bibel um so freudiger hervorzuheben.

Tadelt die Naturwissenschaft die geocentrische Weltanschauung der Bibel, so gestehen wir zu, daß diese Anschauung unhaltbar ist, protestieren aber dagegen, daß dies einen Tadel einschließt. Denn diese Weltanschauung hat allgemein und so gut wie unangefochten geherrscht bis ins 16. Jahrhundert nach Christus. Wird es jemand einfallen, Homer oder Plato wegen dieser Ansicht zu tadeln? Dazu kommt aber der positive Nachweis, daß die Bibel von mythologischen und kosmogonischen Träumereien andrer Religionen sich frei gehalten hat, daß ihre Vorstellungen von Weltschöpfung und Weltregierung sich durch religiöse Tiefe und poetische Schönheit auszeichnen und besonders Gen. 1. der richtigen Ansicht sich nähert. — Tadelt man die Anthropomorphismen und Anthropopathismen des alten Testaments, so ist zu erwidern, daß sich die alttestamentliche Gottesanschauung gerade dadurch, daß sie sich Gott in Menschengestalt denkt, hoch über die allgemein semitische und ägyptische Verehrung der Götter in Tiergestalt erhebt, daß die Gottesanschauung der Propheten überhaupt alle vorchristlichen übertrifft und daß ja auch wir nicht imstande sind, in Religion und Philosophie gänzlich ohne Anthropomorphismen auszukommen. — Nimmt man an dem Partikularismus Anstoß, der oft im alten Testament sich zeigt, so bedenke man, daß derselbe bei allen Völkern des Altertums und vielen der Neuzeit sich noch findet und durch die Propheten teilweise, durch das neue Testament ganz aufgehoben ist. — Weist man auf das lange Schwanken über die Aufnahme einzelner Bücher bei der Feststellung des Kanons hin, so ist zu bemerken, daß trotz alledem die Rabbinen in der Auswahl des alttestamentlichen, die Kirche in der Festsetzung des neutestamentlichen Kanons einen guten religiösen Takt verraten und eigentlich alle wirklich wertvollen Bücher aufgenommen haben.

Allen diesen Einwendungen und allen andern, die man noch erheben könnte, wird von vornherein die Spitze abgebrochen durch eine völlig neue, nicht dogmatische, sondern geschichtliche Auffassung der Bibel, welche Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ zum ersten Mal ausgesprochen hat. Wir haben eben seitdem gelernt, daß die biblischen Bücher der schriftliche Niederschlag einer mehr als tausendjährigen religiösen Entwicklung des Christentums aus der israelitischen Religion heraus sind, eine göttliche Erziehung des Menschengeschlechts vom Kindes- zum Mannesalter. Das Kindesalter ist bezeichnet durch die vorprophetische israelitische Volksreligion, das Jünglingsalter durch die Propheten, das Mannesalter der Reife und Tiefe durch das Christentum. Ebenso wenig wie sich der Mann seiner Kindheit und Jugend, ebenso wenig braucht sich das Christentum des Stufengangs seiner Entwicklung zu schämen. Denn die Entwicklung geht stetig aufwärts. Das neue Testament ist der Höhepunkt der Entwicklung nicht bloß der israelitischen, sondern aller Religionen. Dafür legt die modernste Wissenschaft, die vergleichende Religionsgeschichte, ein glänzendes Zeugnis ab.

Je allseitiger und vorurteilsfreier sie die Religionen erforscht, um so deutlicher tritt als Resultat heraus, daß alle, auch die höchsten unter ihnen, vor dem Christentum erbleichen wie die Sterne vor der aufgehenden Sonne. Man vergleiche doch die heiligen Bücher andrer Religionen mit der Bibel. Wer im Koran Erbauung oder religiöse Vertiefung sucht, wird sich enttäuscht von diesem dürren, langweiligen und fanatischen Buch abwenden. Im Rigveda giebt es herrliche Gesänge, aber wie wenige — und auch diese stecken doch noch mitten in der Naturvergötterung und im Polytheismus drin. In einzelnen buddhistischen Evangelien finden sich schöne Aussprüche Buddhas, aber daneben wie viel überspannte und sinnlose Wundergeschichten, wieviel zügellose Spekulation und wie wenig Religion!

Dagegen in der Bibel, welche Einfachheit und Hoheit! Welch ein kindliches Gottvertrauen und doch zugleich welche Tiefe der Gotteserkenntnis! Wenn in der ganzen Bibel keine andern Sprüche ständen als die: „Geist ist Gott“ und „Gott ist die Liebe“, so müßte sie schon um dieser willen über alle Bücher der Erde gestellt werden. Denn darin liegt die tiefste und vollkommenste Gottesoffenbarung, die es giebt. Darin besteht ihr göttlicher Gehalt. Ich könnte viele Bogen füllen, wollte ich die Stellen alle aufführen, die ihn beweisen, wollte ich die Zeugnisse der Genien der Menschheit citieren, die ihn bestätigen: Hier heißt es, wie Philippus zu Nathanael sagte: „Komm' und siehe!“ Wenn je irgend eine Seele dürstend nach Gotteserkenntnis oder nach Trost im Leid oder Stärkung in Versuchung oder Befestigung im Glauben sich dem Quell der Bibel zugewendet hat, da hat sie erfahren, daß diese ein Quell ist, der aus Gott kommt und ins ewige Leben fließt.

3. Aber noch eine Frage wird dem aufmerksamen Leser auf den Lippen schweben: Wenn doch wie du sagst, der göttliche Gehalt der Bibel in menschlicher Schale verborgen liegt, wie unterscheidet man beide, welches ist der Maßstab, wonach man sie beurteilen kann? Meine Antwort lautet mit Luther und den andren Reformatoren: das Zeugnis des Gottesgeistes in deinem Herzen. Wir Christen alle können mit Paulus sagen: Auch ich habe den heiligen Geist empfangen. Es ist unser religiöses Gewissen, unser christliches Urteil. Wie die Magnetnadel, die erst unbestimmt hin- und herzitterte, plötzlich eine bestimmte Wendung nimmt, wenn sie irgendwo einem Stück Eisen nahe gebracht wird, so nimmt das religiöse Gefühl des Christen eine ganz bestimmte Richtung auf die wahrhaft religiösen Stellen in der Bibel und hält diese immer fest, findet sie aus andern heraus und liest sie immer wieder. Woher kommt diese Erscheinung? Der Magnet ist aus demselben Stoff wie das Eisen; sie sind wesensverwandt. Der Gottesgeist, der sich in dem religiösen Gefühl des Christen zu erkennen giebt, ist derselbe, welcher in den wahrhaft religiösen Stellen der Bibel spricht. Beide gehören zusammen und müssen sich finden. — Freilich behält dieser Maßstab immer etwas Subjektives. Er muß gestützt werden durch das religiöse Gemeindebewußtsein. Ich muß meine Erfahrungen vergleichen mit denen meiner Freunde, mit denen der übrigen Gemeindeglieder, mit denen der Christen andrer Kirchen, mit denen, welche in früheren Zeiten ausgesprochen worden sind. Da ergiebt sich dann das Resultat, daß die schönsten Erzählungen von Genesis und Exodus, die schönsten Stellen aus den Propheten und besonders Psalmen, die Bergpredigt, die Gleichnisse, die Leidensgeschichte, die hauptsächlichsten paulinischen Aussprüche und das Evangelium Johannis zu allen Zeiten in der Christenheit als Zeugnis des Gottesgeistes in der Bibel gegolten haben. Über andre Bücher hat das christliche Bewußtsein geschwankt. Deshalb thut man gut — und der christliche Theologe muß es thun — wenn man zu diesen beiden praktischen Maßstäben noch einen mehr wissenschaftlichen hinzunimmt, den Luther mit den Worten ausdrückt: Göttlich in der Bibel ist „was Christum treibet“, d. h. was dem Wesen, dem Prinzip des Christentums entspricht. Dasselbe liegt am kürzesten vor in dem Satz: Gott ist Geist und Liebe. Sätze des alten und neuen Testaments, welche auf dem Weg zu diesem Centrum des Christentums liegen, und die sich dann auch in der kirchengeschichtlichen Entwicklung an dieser Stelle behauptet haben, sind Zeugnisse von dem Gottesgeist, sind ewig und unvergänglich. Dazu kommt zuletzt noch als negatives Regulativ, daß die wahrhaft göttlichen Aussprüche der Bibel absolut wahr sein müssen, d. h. anerkannten Wahrheiten der Wissenschaft nicht widersprechen dürfen, denn auch in der Wissenschaft liegt eine Offenbarung Gottes vor, die nur freilich eine andersartige ist als die religiöse.

4. Wir stehen am Ende. Durch Beseitigung der Inspirationstheorie haben wir auch die Einwürfe gegen die Bibel aufgehoben und der Aner-

kennung ihres ewigen, göttlichen Wertes freie Bahn geschaffen. Wir haben auch den Maßstab der Unterscheidung zwischen Menschlichem und Göttlichem in der Bibel kennen gelernt, und möchten nur noch die praktische Frage beantworten, welche biblischen Bücher nun nach diesem Maßstab die vorzüglichsten sind. Die Antwort lautet: die Bibel ist ein Heiligtum wie der Tempel zu Jerusalem. Wie dieser aus den 2 Vorhöfen einerseits und dem eigentlichen Tempelgebäude andererseits bestand, so die Bibel aus altem und neuem Testament. Dem äußeren Vorhof sind vergleichbar die gesetzlichen und erzählenden Bücher des alten Testaments, dem inneren Vorhof die Propheten, Hiob und Psalmen. Der Tempel ist das neue Testament. Das Heiligtum die neutestamentlichen Schriften außer den Synoptikern. Am nächsten, am Allerheiligsten stehen Paulus und Johannes. Im Allerheiligsten erblicken wir die Gestalt Christi des Hohenpriesters, welche uns in den synoptischen Reden und Thaten am deutlichsten vor Augen tritt. Wenn wir die Person Jesu anschauen, da sehen wir Gott selbst in sein Vaterherz der Liebe und Gnade hinein. Denn in Christus wohnte die Fülle Gottes.

Nun, so schauet Christus an ihr Christen, und ihr, die ihr dem Christentum nahesteht. Er ist das Centrum der Schrift. Er ist das Licht, auf den alle Offenbarung ausstrahlt. Vertieft euch in sein Wesen, sein Leben, Leiden und Sterben, und sucht von hier aus die ganze Bibel zu verstehen. Die Arbeit ist nicht leicht und nicht kurz. Manches Menschenleben reicht nicht dazu aus. Aber nur wer die Schrift nicht bloß liest, sondern durchforscht, dem wird sie zum Quell christlicher Gewißheit. Darum laßt euch am Schluß noch einmal an das Wort erinnern, mit dem wir unsere Abhandlung begonnen haben: Forschet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darinnen, und sie ists, die von mir zeuget.

Göttern bei Magdala. O. Schmiedel.

III.

Die Beurteilung deutscher Missionsarbeit in Japan durch D. Dalton.

Ein Beitrag zur Richtigstellung von Superintendent D. Spinner.

Herr Konsistorialrat D. Dalton bespricht in seinem Buche „Auf Missionspfaden in Japan", in einem besondern Abschnitt die japanische Missionsarbeit unseres Missionsvereins. Von wärmstem Interesse für die Reich Gottes-Arbeit in Japan getragen hat er sich in die Missionsarbeit der verschiedenen Konfessionen zu vertiefen gesucht. Während er in liebevoller Weise die treue, aufopferungsvolle Arbeit und die bedeutenden Erfolge der evangelischen Missionsarbeit ganz mit Recht zur Darstellung bringt, leidet seine Schilderung der Wirksamkeit des Allg. ev.-prot. Missionsvereins an polemischer Schärfe und einer einseitigen Auffassung und Darstellung, die auch dem unbefangenen, fachmännisch nicht orientierten Leser das Urteil aufzwingt, daß der Verfasser unter der Macht einer gewissen Voreingenommenheit vielleicht unbewußt und ungewollt die Lichtseiten des Bildes nicht zu würdigen verstanden hat und den Schatten, der jedem Menschenwerke, und nicht am wenigsten auch christlicher Missionsthätigkeit anhaftet, als die Hauptpartie, ja als das Wesen auffaßte. Wenn nach derselben Methode, nach den gleichen subjektiven Voraussetzungen die Arbeit der andern Missionsgesellschaften beurteilt worden wäre, so würde sich ein recht trübes Bild evangelischer Missionsthätigkeit in Japan ergeben haben. Glücklicherweise

hätten dann aber die Kenner des japanischen Missionsfeldes den Verfasser und seine Leser beruhigen dürfen: So schlimm steht es nicht. Wir sind in der Lage, diese Versicherung hinsichtlich des Missionswerkes unserer Gesellschaft mit aller Ruhe und Bestimmtheit abgeben zu können.

Zunächst erachte ich es als meine Pflicht auf die hauptsächlichsten Punkte einzutreten, die der Verfasser im Zusammenhange mit meiner von Ende 1885 bis anfangs 1891 sich erstreckenden Thätigkeit in Japan mit seiner Kritik berührt, und behalte mir ein Eintreten auf die übrigen Partieen des Buches vor. Ich thue jenes in der Voraussetzung, damit nicht nur einem Wunsche meiner Freunde, sondern auch des Verfassers selbst entgegenzukommen.

D. Dalton steht unter dem Eindrucke, daß im Beginne unserer Missionsthätigkeit in Japan eine Überfülle von Arbeiten überhastet in Angriff genommen wurde, und erachtet es als einen großen Fehler, daß wir eine praktische Thätigkeit ohne Kenntnis der Sprache des Volkes begonnen. „Das muß doch das Erste sein, daß ein Missionar die Sprache des Volkes, dem er das Evangelium zu predigen hat, mit allem Fleiße erlerne, daß die Aneignung dieser Sprache unbedingte Forderung für seine Arbeit zu sein hat". Fast in allen Missionsgebieten trifft diese Auffassung zu; in Japan bedarf sie der Modifikation. Erfahrene, ältere Missionare und eine große Zahl eingeborener Theologen geben den Rat, die Aneignung der japanischen Sprache den fremden Missionsarbeitern nicht mehr in dem Maße obligatorisch zu machen, daß sie japanisch predigen und lehren können, und jedem Missionskenner Japans ist die Relativität des Wertes gründlicher Kenntnis der japanischen Sprache für die Zwecke christlicher Propaganda klar geworden. Die Gründe hierfür sind folgende: 1. Die vollkommene Beherrschung der japanischen Sprache ist erst nach jahrzehntelangen Studien und Übungen zu erreichen, und auch dies nur von Personen, denen Sprachstudium nicht schwer fällt. Die mangelhafte Beherrschung der Sprache macht aber auf ungebildete Zuhörer den Eindruck, daß die Sache selbst ebenso ungenügend sei wie die Form, darin sie zur Darstellung kommt. 2. Je mehr eingeborene Theologen heranwachsen, soll man es diesen überlassen, das Christentum dem Teil des Volkes nahezubringen, der sich auf eine europäische Sprache nicht versteht. Zu Gunsten dieses Rates spricht noch die Rücksicht auf die Schonung des japanischen Selbständigkeitsgefühls: Je mehr das Christentum der Masse des Volkes durch Japaner nahegebracht wird, um so sympathischer wird die Aufnahme desselben erfolgen, und um so rascher wird sein Fortschritt sich vollziehen. 3. Japan besitzt schon seit längerer Zeit einen so zahlreichen und tüchtigen evangelischen Theologenstand unter den Eingeborenen, daß es eine Verschwendung an Arbeitskraft sein würde, wenn auch nur die Mehrzahl der fremden Kräfte sich der viele Jahre raubenden, philologischen Vorarbeit unterzöge. 4. Im allgemeinen gilt als Regel, daß der von einem guten, japanischen Dolmetscher ins Japanische übersetzte Vortrag eines Eindruckes sicherer sein kann, als derjenige eines der japanischen Sprache sich bedienenden Nichtjapaners — wenige Ausnahmen abgerechnet. 5. Gebildete Japaner verstehen eine der europäischen Hauptsprachen in der Regel wenigstens soweit, daß ihnen das Evangelium durch direkte Verkündigung in einer dieser Sprachen von seiten des Fremden nahegebracht werden kann. Ganz im besondern gilt dies

in Bezug auf Theologie studierende Japaner, so daß schon jetzt in sämtlichen theologischen Schulen, und nicht etwa nur in der unsrigen, die Ausbildung von Theologen mit Hilfe der englischen und deutschen Sprache geschieht. Jeder Arbeiter auf dem japanischen Missionsfelde weiß, daß, sobald der Japaner eine fremde Sprache versteht, er nur in dieser von dem Fremden angesprochen zu werden wünscht. 6. Die zielbewußte, selbständige Entwicklung der japanischen Nation wird m. E. vielleicht schon nach wenigen Jahrzehnten die Missionsarbeit fast ausschließlich in die Hände der Eingeborenen legen, gleichviel, ob wir es begrüßen oder als gefährliches Experiment beklagen. Darum nützen wir die Zeit aus und machen es nicht jedem zur Pflicht, in 5—10 jähriger Philologenarbeit sich auf eine Wirksamkeit mit Anwendung der japanischen Sprache vorzubereiten, eine Wirksamkeit, worin er von jedem tüchtigen, eingeborenen Theologen überflügelt wird! — Man verstehe mich wohl; ich verurteile das Studium der japanischen Sprache für den Missionar nicht; ich spreche mich nur gegen die Notwendigkeit der Obligatoriums für alle Missionare aus. Im Übrigen bin ich der Überzeugung, daß es der Verbreitung des Evangeliums nur förderlich ist, wenn besonders sprachgewandte Missionare tiefer in die Sprache eindringen. Das Kolloquial-Japanisch dagegen wird jeder Missionar soweit sich zu eigen machen müssen, daß seine Sprachkenntnisse für den gewöhnlichen Verkehr ausreichen. Wenn nun in Betracht gezogen wird, daß von den drei ersten Missionsarbeitern unserer Mission in Japan einer sich des Japanischen soweit bemächtigte, daß er japanisch predigen und lehren kann, so halte ich dies Verhältnis nach dem oben Ausgeführten für durchaus gerechtfertigt und weiß mich darin im Einverständnis mit einer Reihe von Missionskennern Japans und der großen Mehrzahl der japanischen Christen aller Schattierungen. Um so mehr muß ich es bedauern, daß D. Dalton ohne tiefergehenden Nachweis der Berechtigung seiner Anklage uns unsere wohlüberlegte Stellung zum Studium der japanischen Sprache zu einem so schweren Vorwurfe macht (S. 226); denn der Grund, daß „Land und Leute, ihr Glauben und inneres Leben, ihre Litteratur, ihre Religion einem fremd bleiben", trifft darum nicht zu, weil erstens jeder Missionar nach einigem Aufenthalt das Kolloquial-Japanisch in der Hauptsache beherrscht und mit seiner Kenntnis der japanischen Silbenschrift einen Teil der Litteratur lesen kann, und zweitens das Englische thatsächlich die zweite Landessprache in Japan wird, und schon jetzt durch den mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Eingeborenen in europäischen Sprachen jedem Missionar hinreichend Gelegenheit geboten ist, Land und Leute in allen Beziehungen kennen zu lernen. Daß den Sendboten unseres Vereins ein gründliches Studium der Sprache des Volkes ihrer Wirksamkeit vor der Inangriffnahme der praktischen Missionsarbeit da zur Pflicht gemacht wird, wo ein solches Studium conditio sine qua non ist, beweist ein Blick auf unsere Thätigkeit in China, wo sich unser Missionar Kranz, der Kollege von D. Faber, schon seit 2 Jahren mit dem Erlernen des Chinesischen ausschließlich beschäftigt.

Gegen den Vorwurf, daß wir im Beginn unserer Missionsthätigkeit in Japan eine Überfülle von Arbeiten überhastet in Angriff genommen, habe ich Folgendes zu erinnern. In der Entwicklung unserer Missionsarbeit ist das Neue in organischer Weise mit dem Früheren in Zusammenhang gesetzt worden; die Kreise wurden erst dann erweitert, wenn sie über

sich selbst hinausdrängten. Es lag keine Überhastung in der Gründung der kleinen, deutschen Gemeinde in Tokyo ein Monat nach meiner Landung in Japan; erst nach 3 Monaten wurde die Filiale in Yokohama hinzugefügt. Allmählich wurden die Beziehungen zu den Japanern angeknüpft, Taufunterrichte begonnen. Die innere Notwendigkeit führte dann zur Sammlung der Getauften in der aus kleinsten Anfängen herauswachsenden Hongogemeinde, aus der ich nach 1½ Jahren zwei der deutschen Sprache hinreichend mächtige, ältere Schüler auswählte, um sie ihrem Wunsche gemäß mit der Zeit zu Theologen zu erziehen. Mit der Ankunft eines zweiten Missionars und unter der treuen Beihilfe von Dr. Hering durften wir es nach etwas mehr als 2 Jahren meines Aufenthalts in Japan wagen, zu einer eigentlichen Organisation des Unterrichts theologischer Schüler zu schreiten, da wir in der Erziehung japanischer Theologen eine, wenn nicht die Hauptaufgabe der Fremden sehen müssen. Eine theologische Schule — dies und nur dies ist ihr Name in Japan — wurde mit bescheidensten Mitteln und ohne irgendwelche Prätension ins Leben gerufen; denn ohne eine Erziehung von japanischen Kräften würde alle Missionsarbeit einer Gesellschaft in der Luft hängen; kommt doch für die direkte Missionsthätigkeit in erster Linie der japanische Theologe und erst in zweiter der fremde in Betracht. Was nach Jahren D. Dalton und vielleicht auch manchem wohlmeinenden Freunde in der Heimat den Eindruck der Überhastung machen mußte, war dem Arbeiter auf dem Felde eine zwingende Notwendigkeit in der Entwicklung von Thatsachen, von denen sich eine auf die andere aufbaute, und irgendwo Halt zu gebieten, oder eine sich aufdrängende Konsequenz nicht zu ziehen, hätte Ruin bedeutet. Oder hätte ich mich mit der Gründung der deutschen Gemeinde zufrieden geben und die Japaner, die mich nach dem Evangelium fragten, vertrösten sollen auf gelegenere Zeit? Hätte ich den unterwiesenen und nach meinem Dafürhalten aufrichtig bekehrten Japanern die Taufe verweigern sollen? Hätte man mir geraten, die meist jungen Leute nun sich selbst zu überlassen und nicht zu einer Christengemeinde zu sammeln, trotzdem man sagen mußte, daß sie in der Standhaftigkeit ihres Christenlebens ohne diesen Zusammenschluß gefährdet werden? Würde man mir es nicht geradezu als Pflichtversäumnis vorgeworfen haben, wenn ich nicht nach dem Vorbilde aller anderen Vertreter heimischer Missionsgesellschaften aus dem von mir gewonnenen Kreise einige der Besten herausgelesen und als eingeborene Gehilfen für unser Werk allmählich zu erziehen versucht hätte? Es würde zu weit führen im einzelnen nachzuweisen, daß Plan und gewissermaßen System in unserem Vorgehen, das dem spät nachkommenden Beschauer den Eindruck überhasteter Ziellosigkeit machte, lag. Ich verweise auf meine Ansprache „Der Missionar unter Kulturvölkern“[1], worin ich die Grundzüge unserer Arbeit mit einigen Strichen zu zeichnen versuchte. Die in Daltons Buch speziell gegen mich öfters erhobenen Vorwürfe der Überhastung, der mangelnden Prüfung der Geister (231) sind wirklich unverdient, und Sätze wie: „Kaum ins Land gekommen, der Sprache des Volkes unkundig, unternimmt es der noch einsame Sendbote der einzigen deutschen Missionsgesellschaft alsbald mit einer

[1]) Z. M. R. VII, 1 ff. Hier findet D. Dalton die von mir (S. 230 f. Buches) gewünschte Begründung meiner Auffassung von Missionsmethode.

eigenen theologischen Lehranstalt in die Schranken zu treten", sind direkt irreführend[1]).

Wenn mir der Verfasser im Weiteren vorwirft, daß ich die Geister nicht zu prüfen verstand, und vielen „von denen, die ihn und seine zahlreichen Vorträge umlagerten, das Schwergewicht ihres Interesses nicht auf religiösem, christlichen Gebiete lag", so wolle er nicht vergessen, daß man jede Neugründung einer Missionsarbeit in Japan mit einem weiten Ziehen der Netze beginnen muß; überall gilt es Fühlung zu gewinnen, Beziehungen anzuknüpfen, mit allen Schichten der Bevölkerung bekannt zu werden; erst dann darf man die Netze enger zusammenziehen, wenn man fühlt, daß etwas darin steckt. Daher die Mannigfaltigkeit der Vorträge und der sonstigen Operationen, die auf den Laien den Eindruck der Unbeständigkeit und Ziellosigkeit machen müssen, in Wirklichkeit einem aber erst zu dem festen, wenn auch nur bescheidenen und beschränkten Grund verhelfen, der nun das solide Fundament bildet für einen ruhigeren, regelrechten Missionsbetrieb. D. Dalton nimmt nicht an, daß ich in jenen vorbereitenden Arbeiten, und im besondern in den vielen Vorträgen den Schwerpunkt nicht auf religiöses und christliches Gebiet verlegt habe. Er thäte mir sonst bitter unrecht; denn — und dieß kann ich nicht genug wiederholen — alles muß religiös sein in unserer Thätigkeit, und nur die energischste, religiöse Konzentration wird wieder religiöse Erfolge erzielen. In der Befolgung dieses Axioms sehe ich schon in der Methode einen prinzipiellen Unterschied zwischen unserer Thätigkeit und derjenigen der Unitarier, mit denen ich auch in Japan unmöglich sympathisieren kann, und die uns viel ferner stehen, als D. Dalton glaubt. Ich habe es auch wiederholt ausgesprochen, daß eine religiösen Ernstes und christlicher Tiefe so oft ermangelnde Missionsthätigkeit, wie sie zu meiner Zeit der Unitarier Knapp in Japan begründete, grade den Zielpunkt aller Missionsthätigkeit: das Herz eines Volkes zum Herrn zu führen, gründlich verfehlen muß und über kurz oder lang als verschwommene Humanitätsduselei wie ein Wölkchen im Universum verschwindet. Ich weiß, daß meine Freunde, die unserem Vereine seinen Charakter gegeben, hierüber denken wie ich. Darum lasse man uns doch in Gottes Namen weiter bauen an unserem bescheidenen Werke, und wenn man dann einmal irgendwo überzeugt ist, daß es Menschenwerk ist, was wir treiben, so sei man so weise wie Gamaliel und mühe sich nicht damit ab, die Vollstrecker von Gottes Gerichten zu werden.

D. Dalton spricht von einer zweiten etwas eigentümlichen, japanischen Gemeinde, die ich gründete, „die den anfänglichen Dolmetscher gar bald als Prediger behielt, sich aber nach wenigen Jahren wieder auflöste", die Bandschogemeinde. Der Verfasser scheint anzunehmen, daß das eine meiner nachher zusammengebrochenen, flüchtigen Gründungen sei. Der Sachverhalt

[1]) Aus manchem, das im einzelnen leicht widerlegt werden könnte, greife ich nur die auf das erste Grundstück für die deutsche Kirche in Tokyo sich beziehende Bemerkung heraus (S. 249): „Hastig wurde ein Bauplatz erworben; er erwies sich bei näherem Zusehen als ungeeignet". Dem gegenüber stelle ich nur die Thatsache, daß erst im Mai 1889 nach jahrelangem Suchen nach Bauplätzen und nachdem Dutzende als ungeeignet verworfen worden waren, der Kirchgemeindevorstand sich zum Ankauf jenes Platzes entschloß. Dies geschah, nachdem zwei deutsche Architekten den Grund untersucht und für gut erklärt hatten. Dafür, daß sich letzterer dann bei Inangriffnahme des Kirchbaus doch als zu wenig solid erwies, trägt die deutsche Gemeinde und ihr Vorstand sicherlich die geringste Schuld.

ist folgender: Auf Bitten des damaligen Viceministers der Justiz M. habe ich 1886 in dessen Hause vor einem stets wachsenden Kreise religiös recht lebendiger, zum Teil niedern, zum Teil aber auch den höchsten Kreisen angehörigen Japanern Taufunterricht gegeben. Mein Dolmetscher war hier der mir befreundete Prediger Kozaki, der jetzige Präsident der Doshisha, der Nachfolger von Nischima, bekanntlich einer der ersten Theologen Japans. Aus jenen Kreisen ist eine selbständige, bis zum heutigen Tage blühende Gemeinde im Stadtteil Bandscho[1]) in Tokyo hervorgegangen. Sie mußte schon im Hinblick auf die große Zahl einflußreicher Japaner sich von einer fremden Missionsgesellschaft unabhängig erhalten. So behielt sie Kozaki als ihren Prediger bis zu dessen Weggange an die Doshisha nach Kioto; ich selbst hatte damals ja noch keine Theologen ausgebildet. In der Gemeinde aber hielt ich jahrelang mit Kozaki als Dolmetscher regelmäßig Predigten und Vorträge und stellte nie das Verlangen an die Leute, in ein Abhängigkeits-Verhältnis zu unserer Mission zu treten. Der Umstand aber, daß die Bandschogemeinde als eine der blühendsten und einflußreichsten Christengemeinden in Japan gilt, spricht, wenn ich auch hierbei das Hauptverdienst nicht mir zumesse, wenigstens nicht zu Ungunsten meiner „Gründungen“.

In Bezug auf die theologische Schule wie auf den gegenwärtigen Stand unserer Missionsarbeit in Japan spricht D. Dalton von enttäuschten Hoffnungen und Erwartungen. Man wolle nicht übersehen, daß die letzten 5 Jahre in Japan eine Reaktion gegen die Fremden und im besonderen gegen das Christentum entfesselt haben, die alle Missionen erschütterte. Man denke an die trüben Erfahrungen, die die Lehrer der Doshisha, die Presbyterianer in Osaka gemacht. Man war überall froh, nur das Bestehende erhalten zu können. Man warte erst in Geduld das kommende Jahrzehnt, das sicherlich einen dem Evangelium günstigen Aufschwung bringen wird, ab, und dann wird man eher einen Maßstab zur gerechten Beurteilung des Erfolges einer Mission haben. Wenn man nicht vergißt, wie mit einer verschwindend kleinen Zahl von Missionsarbeitern und wie mit geringen sonstigen Mitteln wir arbeiten müssen, so wird man von enttäuschten Hoffnungen und Erwartungen nicht sprechen, besonders wenn man sich noch daran erinnert, daß wir neben den alle Missionen betreffenden, noch ganz spezielle, uns sehr schädigende Krisen durchmachen mußten. Freilich, wer unter Freunden und Feinden sich gleich zu Anfang dran gewöhnt hat, all unser Thun und Lassen mit dem Vergrößerungsglase von Liebe oder Haß zu betrachten, der wird aus Enttäuschungen sich nur schwer herausarbeiten. Das gebe ich D. Dalton unumwunden als richtig zu, was er (S. 412) in der Kritik der Lobeserhebungen bemerkt. Nichts hat mich mitunter so unangenehm berührt wie das ungemessene Lob, das man auch über mich ausgeschüttet hat; denn die unbeabsichtigte Unwahrheit, die darin liegt, hat die Sache nachher zu büßen. Auch diese wird mit einem künstlichen Glorienschein umgeben, der vor dem einfachen Lichte der nüchternen Thatsachen sich auflöst und damit Enttäuschung veranlaßt. Darin ist unserseits oft gesündigt worden. Man verzeihe diesen mitunter irrenden Enthusiasmus des Beginns und nehme dafür die Versicherung entgegen, daß wir gerechter geworden sind. So dürfen wir vielleicht auch

[1]) Bandschu ist ein Druckfehler, den D. Dalton ähnlich wie Yotsuga statt Yotsuya aus unserer Zeitschrift herübernahm.

hoffen, daß unsere Gegner, denen ich in ihrer Kritik uns gegenüber manches als richtig einräume, uns wohlwollender behandeln.

Daß wir an unserer theologischen Schule Stipendien zahlen, steht in Übereinstimmung mit allen theologischen Schulen in Japan. Oft hat man sich mir gegenüber beschwert, daß wir die geringsten Stipendien ausrichten. Ich mache die Stipendien den Schulen nicht zum Vorwurf — denn ohne solche Hilfe könnten die fast durchweg ärmeren Schüler nicht existieren — nur wünsche ich, daß man dann auch uns in dieser Hinsicht ungeschoren läßt (Dalton S. 255).

Hinsichtlich der Dolmetscher bemerkt Dalton: „Gleich von Anfang an wurden und werden diese Studenten zu wichtigen, praktischen Arbeiten herangezogen. Noch ehe sie selbst im Glauben gefestigt, dienten sie gleich in den ersten Wochen bei den Gottesdiensten in der kleinen Hongogemeinde als Dolmetscher der von dem Deutschen gehaltenen englischen Predigt". Als die Hongogemeinde gegründet wurde, war Minami mein Dolmetscher, eine treue, aufrichtige Christenseele, der nach Aussage aller als Dolmetscher vorzügliche Dienste leistete und in den Gottesdiensten der Bandschogemeinde war Prediger Kozaki, einer der bewährtesten christlichen Prediger Japans, mein Dolmetscher während mehrerer Jahre, und nur im Falle seiner Verhinderung trat der als eifriger Christ treu bewährte Professor für Nationalökonomie an der Universität, Wadagaki, ein. So habe ich jahrelang gearbeitet und bin oft um diese tüchtigen, frommen, helfenden Kräfte beneidet worden. Wie wir später unsere theologische Schule ins Leben riefen, haben wir einzelne tüchtige Schüler zu praktischer, religiöser Arbeit in der Gemeinde herangezogen (Leitung von Sonntagsschulen, Organisation von Bibelstunden, Jünglingsvereinen), da wir diese jungen Leute nicht einseitig theoretisch ausbilden, sondern in fortgehendem Zusammenhang mit dem Gemeindeleben auch religiös erziehen wollten. Grade in diesem innigen Zusammenhang der theologischen Schule und christlichen Gemeinde sehe ich ein Hauptmittel, um auf dem Missionsfelde auch praktische Theologen aus den Eingeborenen zu gewinnen. Als Dolmetscher beliebige, unreife Jünglinge zu brauchen, hätten mir meine Zuhörer schon verboten; denn bei unfähigen oder unwürdigen Dolmetschern hält es auch ein christliches, japanisches Publikum nicht aus.

D. Dalton kommt auf unsere litterarische Arbeit zu sprechen. „Im Herbste 1888 wurde mit der Herausgabe von „Schriften zur Erklärung und Verteidigung der christlichen Religion" begonnen; in welchem Geiste, das werden wir bald mit ein paar Proben zu belegen haben". Die Proben sind später nur in Bezug auf eine Schrift gebracht worden. Warum kommt D. Dalton nur auf diese letztere zu sprechen? Ich glaube kaum, daß seine Gewährsmänner in den 5 vorangegangenen kleinen Schriften auch nur einen Satz gefunden haben würden, an dem ein Christengemüt hätte Anstoß nehmen können. Schon die Titel: 1. Giebt es Geist in der Welt, oder ist alles nur Materie? 2. Ist die Ursache der Welt Geist oder Materie? 3. Der Sonntag. 4. Hausgottesdienst. 5. Verzeichnis von Bibelstellen für den Hausgottesdienst während eines Jahres, zeigen, daß es sich bei der Herausgabe dieser Schriften nur um ernstlichen Aufbau religiösen Lebens handelte. Ich muß es hier wenigstens einmal aussprechen, was mir bei der Lektüre der Kritik meiner Arbeit in Japan oft aufstieg, daß es mich mit bitterem Weh und tiefem Schmerze erfüllte, erfahren zu müssen, daß ein Mann wie D. Dalton mit einigen leichten Strichen verurteilt, was

redliche und wohlüberlegte Arbeit im Aufblicke zu unserem Herrn gewesen ist. Jene Schriften fanden unter den Christen aller Schattierungen die freundlichste Aufnahme. Für die richtige Wiedergabe der Gedanken hätten wir nach Dalton keine Bürgschaft übernehmen können. Ich glaube doch, so gut wie die überwiegende Mehrzahl aller Missionare in Japan, die ihre Werke in der Hauptsache auch nur durch ihre japanischen Schüler übertragen lassen, da wir unsere der deutschen oder englischen Sprache mächtigen Übersetzer ja leicht auf das Verständnis unseres Originaltextes hin prüfen konnten. D. Dalton findet es seltsam, daß mitten im japanischen Satzgefüge deutsche und lateinische Worte eingeklammert sind. Es geschieht das zum bessern Verständnis der auf europäischer Litteratur ruhenden, japanischen Schrifterzeugnisse allgemein. Zu Shinri übergehend bemerkt der Verfasser: „Wohl an Stelle der ebenfalls nach kurzem Bestand eingegangenen Monatshefte gründeten . . . Spinner und Kusama eine theologische Zeitschrift . . .“. Es ist das keine edle und vornehme Art der Polemik Vermutungen auszusprechen, die nur geeignet sind den Gegner herabzusetzen. Es geschieht das im Daltonschen Buch mir gegenüber wiederholt, und doch weiß der Verfasser sehr wohl, daß ich ihn gerne mit zuverlässigen Informationen bedient hätte. Die Monatshefte, eben jene oben genannten Flugschriften, haben in Shinri ihre Erweiterung und Fortsetzung gefunden. Das heraklitische *πάντα ῥεῖ* gilt von allen und zumal den litterarischen Unternehmungen auf dem Missionsfelde Japan. Die Fortsetzung der Flugschriften als eine wissenschaftliche, theologische und philosophische Zeitschrift hielten wir für wirksamer, und so handelte es sich damals nicht um eine nach kurzem Bestande eingegangene Gründung, sondern um einen litterarischen Weiterbau.

Shinri haben wir nicht gegründet, um in Japan Kritik zu importieren. Ich wünschte nur, D. Dalton hätte mein Programm in der ersten Nummer von Shinri übersetzen und veröffentlichen lassen. Warum hat er es vermieden, auch nur einen Satz der zahlreichen, positiv aufbauenden Artikel in Shinri zu veröffentlichen? In dem, was er bringt, ist z. B. kein Wort davon, was ich veröffentlichte. Ich fühle deshalb auch nicht den Beruf in mir, für die bibelkritischen Auszüge aus Shinri einzustehen; es übernimmt jeder die Verantwortung für die von ihm gelieferten Artikel. Drum geht es auch nicht an, in einzelnen Artikeln und zumal in solchen kurzen Auszügen, wie wir sie bei Dalton lesen, den Ausdruck eines Parteistandpunktes der Missionsgemeinde der Heimat oder eine authentische Interpretation der Methode und des Geistes der Arbeit auf dem Missionsfelde zu sehen. Über die theologische Kritik in der Mission habe ich mich bei meiner Rückkunft aus Japan geäußert und beziehe mich auf jene Ausführungen (Z. M. R. 1891, 189ff.), die ich vollkommen aufrecht erhalte. Wir alle wissen es, daß nur die religiös aufbauende Arbeit im Missionsleben Erfolge erzielt, und wo man bei der Erziehung von Theologen, zumal jungen Japanern, dem Dünkel des Bewußtseins einer superioren, wissenschaftlichen Ausrüstung die Demut des Glaubens opferte, da würde man freveln und all die schweren Anklagen, die D. Dalton auf Grundlage einiger weniger Auszüge aus Shinri gegen uns erhebt, verdienen. Warum aber sollen Japaner nicht mit den Resultaten einer besonnenen, den ganzen Glaubensinhalt des Evangeliums und den Reichtum der historischen Tradition der christlichen Kirche erst recht erschließenden Theologie bekannt werden? Als ich nach Japan kam, hatte sich die unitarische Litteratur oberflächlichster Art und der Rationalismus

von Strauß, Renan und Genossen schon längst verbreitet. In ihrem Geiste verlangte man religiöse Reform und Aufklärung. Dagegen haben wir entschieden Front gemacht; wir, dieselben Leute, denen man jetzt zum Vorwurfe macht, sie hätten einen die Stätten Gottes verwüstenden Rationalismus in Japan eingeführt. Wir haben im Gegenteil gleich im Beginn mit aller Energie dagegen gearbeitet, daß das religiöse Leben der ohnehin zu Rationalismus hinneigenden Japaner nicht in das seichte Bett vulgärer Aufklärung triebe, wohin es schon vor unserer Ankunft so sehr drängte. Daher die Thatsache, daß wir in unserem Streben zu konservieren, den Zusammenhang mit dem historischen Christentum durchaus aufrecht zu erhalten und es apologetisch zu vertreten, von rationalistischen Reformern ignoriert oder direkt befehdet wurden und eine Gemeinschaft mit den nach uns kommenden Unitariern ganz unmöglich war. Wenn Japans Christentum früher oder später die Gefahr einer rationalistischen Entleerung des Christentums umgehen kann, so glaube ich im Gegensatze zu unsern Gegnern, daß uns hierbei einiges Verdienst gebührt.

Sitten und Gebräuche in Japan.

Von Prof. Dr. R. Lange in Berlin.

IV.

Das Bohnenwerfen.

Es ist eine von alters her überlieferte Sitte in Japan, am Vorabend desjenigen Tages, der den Winter vom Frühling trennt, (setsubun) und der nach dem alten Kalender in den 12. Monat fiel, in alle Winkel und Ecken des Hauses geröstete Bohnen zu streuen. Der älteste Mann (toshiotoko) oder auch der Hausherr that dies mit dem Rufe: „Teufel hinaus, Glück herein". Wenn er vor das Fenster oder die Thüren kommt, schließt ein anderer, der ihm folgt, die Öffnungen, damit die bereits ausgetriebenen Geister nicht wieder hereinkommen können. Kinder und Dienstboten sammeln die Bohnen und essen eine mehr, als sie Jahre zählen. Herumziehenden Bettlern giebt man jene Bohnen mit kleiner Münze zusammen in Papier gewickelt, nachdem man den Körper damit berieben hat. Damit soll etwaiges Unglück, das den Betreffenden bevorsteht, auf jene bettelnden Personen übergeleitet werden. Von den hiervon abweichenden Bräuchen sei nur einer erwähnt.

In der Provinz Higo auf der Insel Kiushiu in der Gegend des Dorfes Miyohara röstet man jedes Jahr 12 Bohnen beim Übergang des alten Jahres zum neuen und prophezeit aus der Farbe, welche die Bohnen beim Rösten bekommen, das Wetter in jedem Monat des folgenden Jahres. Der japanische Verfasser dieses Artikels bemerkt dazu: „Die Metereologen bringen es zwar fertig, das Wetter 24 Stunden vorher anzusagen, soweit aber haben sie es noch nicht gebracht, es das ganze Jahr vorher zu verkünden". Auch ist es Brauch, daß Leute in Bettlerkleidung erscheinen und in jedes Haus geröstete Bohnen hineinwerfen, wofür sie Geld erhalten.

Das Vertreiben der Heuschrecken (inamushi no okuri), welche unter den Reispflanzen bedeutenden Schaden anrichten, ist in der Provinz Tosa mit gewissen Gebräuchen verknüpft. Festgesetzt ist dazu der 20. Tag des 5. Monats nach altem Kalender.

In allen Häusern werden Kuchen aus Klebreis bereitet, mit schmalen Blättern umwickelt und Buddha dargebracht. Buddhistische Priester werden geladen, welche für die Abwehr der Insekten Gebete an die Götter richten. Die jungen Bursche des Dorfes ziehen unter den Klängen von Metallbecken, Pauken und dem Blasen von großen Muscheln auf den um und durch die Reisfelder führenden Wegen herum und zwar bis zu der Grenze der Felder des Nachbardorfes. Es herrscht die Vorstellung, daß man so die Insekten auf die Nachbarfelder treibt. Dieser Zug wird von einigen Beamten des Dorfes angeführt, hinter ihnen trägt man einen drei bis vier Fuß großen Strohschuh, der bisweilen mit kleinen Papierfahnen geschmückt und häufig mit dem Namen Mida = Amida, dem Namen des höchsten buddhistischen Gottes, versehen ist, dann kommen Leute mit Papierfahnen, auf denen mit großen chinesischen Buchstaben das Gebet der meisten buddhistischen Sekten: »Nammu Amida Buts« steht. Wo die Leute der Nichirensekte, derjenigen Secte, welche ein anderes Gebet hat, angehören, wird das Gebet dieser Sekte auf die Fahnen geschrieben. In manchen Dörfern tragen die Leute auch große Blätter eines bestimmten Baumes (japanisch Biwa), die mit jenem Gebet beschrieben sind, an der Seite. Nun folgen Leute im Gänsemarsch mit den erwähnten Metallbecken und großen Pauken oft von einem Durchmesser von drei bis vier Fuß. Statt der Metallbecken braucht man auch Feuerglocken oder große Glocken, welche man von den Tempeln borgt. Je größer das Dorf, desto größer auch die Anzahl dieser Leute und der Lärminstrumente; man setzt seinen Stolz darin, möglich viel der letzteren zu haben. Nun schließen sich eine Menge Kinder an, welche zum Takt der Instrumente ein Lied zur Vertreibung der Heuschrecken singen. Wenn man sich dem Gebiete des Nachbardorfes nähert, macht man um so größeren Lärm und es kommt nicht selten zu Schlägereien mit den Bewohnern desselben.

Ganz ähnlich geht es her, wenn sich wirklich Heuschrecken eingestellt haben; auch dann wird drei oder fünf Nächte lang ein solcher Umzug und zwar mit Fackeln veranstaltet, nur die Gebete und die Fahnen fallen dabei weg, der Lärm ist aber noch viel größer.

Diese Sitte des Vertreibens der Heuschrecken scheint aus alter Zeit zu stammen, kommt jetzt aber immer mehr ab, da die Behörden dagegen Einspruch erheben.

Das Fest des „Abschneidens der Glycinen".

Die Glycine oder Wistarie ist eine sehr beliebte Zierpflanze in Japan. Sie entfaltet im Mai ihre herrlichen, langen Blütentrauben und wird vielfach in Laubengängen gezogen, damit man sich der Pracht ihrer Blüten besser erfreuen könne. Auch bei uns wird sie bekanntlich als Zierpflanze gezogen, besonders in den südlicheren, wärmeren Gegenden Deutschlands. Die Pflanze wächst sehr schnell und die Äste drehen sich von links nach rechts, bisweilen mehrere zu einem dicken, sehr starken und dauerhaften Seil zusammen. Diese seilartigen Ranken sind es, die bei diesem Feste in Anwendung kommen und von denen es seinen Namen erhalten hat.

Das Fest wird in Kashiomura, einem Dorfe der Provinz Kai (Kreis Higashi Yamanashi) nicht weit vom höchsten Berge Japans Fujisan, am 14. Tage des 4. Monats (a. K.) gefeiert.

In diesem Dorfe befindet sich ein buddhistischer Tempel namens Daizenji, welcher dem Yak'shi d. i. dem heilenden Buddha geweiht ist. Der Hauptpriester und vier bis fünf gewöhnliche Priester des Tempels nehmen die Leitung des Festes in die Hand. Sie kleiden sich, wie die Yamabushi genannten Wander- oder Büßermönche, deren Tracht sehr eigentümlich ist und von der der übrigen buddhistischen Priester abweicht, und veranstalten von 10 Uhr vormittags an eine eigentümliche, religiöse Ceremonie; diese besteht darin, daß sie in einem besonderen Gebäude, dem Tempel des Heilgottes, unter Verbrennen von Holz von Rhus semialata, demselben Baum, der die Galläpfel liefert, fortwährend buddhistische Gebetsformeln recitieren. Beiläufig sei bemerkt, daß das Verbrennen des Holzes den Zweck haben soll, die Wurzel alles Bösen zu verbrennen und zu vernichten. Um 3 Uhr nachmittags wird nun auf dem Tempelgrunde ein Baumstamm von mehr als 30 jap. Fuß Höhe errichtet und dieser wird von unten bis oben mit dem Laub der Steineiche bedeckt, in der Weise, daß Ranken der Glycine sich herumwinden und die Blätter festhalten. Auf diesen bis zur Spitze sich windenden Ranken kann man den Baum wie auf einer Leiter erklettern. Oben in luftiger Höhe ist ein Sitz angebracht und daneben ein Ring ein Glycinenranken aufgehängt. Der Hauptpriester ersteigt nun den Baum, nimmt auf dem Sitz Platz und recitiert in dieser luftigen Höhe etwa 1 Stunde lang Gebete. Kommt der Abend heran, so schneidet er den besagten Ring ab, so daß derselbe in die Tiefe fällt. Auf diesen Moment wartet die unten versammelte große Menge junger Bursche aus zwei nahe gelegenen Ortschaften (der Poststation Katsunuma und dem Dorfe Iwasaki), um sich den Besitz dieses Ringes streitig zu machen. Von dem Besitz des Ringes nämlich hängt das Recht ab, das Gras in dem trockenen Flußbette des zwischen den genannten beiden Ortschaften gelegenen Flusses zu schneiden. Da nun die nächsten Grasplätze sehr entfernt sind, so liegt den Bewohnern der beiden genannten Ortschaften viel daran, durch den Ring das Recht auf den erwähnten Grasplatz zu erlangen und so entspinnt sich ein heftiger Kampf um den Besitz der Glycinenranke, die den Leuten so wertvoll ist, wie dem chinesischen König Chō der bekannte Edelstein, den er nicht um 15 Schlösser weggeben wollte.

Ein Fest der Glücksgöttin Benten.

Liebhaber und Verehrer japanischer Malerei werden häufig auf japanischen Bildern eine Gruppe von 7 Gottheiten bemerkt haben, welche sich durch ihre originellen Gestalten und eigentümlichen Attribute auszeichnen. Der eine trägt einen Sack auf dem Rücken und steht oder sitzt kauernd auf Strohsäcken, in die man Reis verpackt; ein anderer trägt einen Fisch unter dem einen Arm, im andern hat er eine Angelrute; ein dritter mit einem sehr vergnügten Gesicht und nacktem Unterleib ist von vielen Kindern umgeben u. s. w. Es sind dies die sogenannten 7 Glücksgötter, die Spender alles dessen, was den Menschen hier auf Erden glücklich macht. Sie entstammen teils der einheimischen Religion, dem Shintoismus, teils dem Buddhismus, Brahmanismus sowie dem Taoismus und ihre Gruppierung zu sieben ist ziemlich neueren Datums. Unter diesen Gottheiten befindet sich auch ein weibliches Wesen, die Benzaiten oder verkürzt Benten, die Göttin der Liebe,

Schönheit, Beredsamkeit u. s. w. Ihrer Herkunft nach ist sie unzweifelhaft eine indische Gottheit und wird häufig mit einer Laute im Arm dargestellt.

Von den vielen Tempeln, die ihr errichtet sind, steht einer auf einer kleinen Insel Chūkakishima, welche mitten in einem Zuflusse des bekannteren Ujigawa gelegen ist. Die Insel liegt südlich von der Stadt Fushimi, die mit der ehemaligen Residenzstadt Kyōto fast eine Stadt bildet, und ist durch die erfrischenden Winde, die über den Fluß kommen, wie für die Sommerfrische geschaffen. Die Glücksgöttin genießt bei den Bewohnern der Insel ganz besondere Verehrung und den ganzen Tag hindurch wird der Tempel von den Gläubigen besucht. Das Fest dieses Tempels fällt nun auf den 20. Tag des 7. Monats (a. K.?) und ist ganz abweichend von andern Tempelfesten. Es besteht in einer Umfahrt der Gottheit um die Insel und in einem damit verbundenen Schwimmfest. Die Spitze des aus vielen Schiffen bestehenden Zuges bildet ein sogenanntes „Fackelschiff". Es ist mit Strohsäcken beladen, die mit Erde angefüllt sind, die Strohsäcke werden ferner mit Erde beschmiert und dadurch dicht gemacht. Oben drauf wird Brennholz gelegt und angezündet; das Feuer verbreitet einen so hellen Glanz, daß man die Zuschauer an beiden Ufern des Flusses zählen kann. Auf diesem Schiffe befindet sich nun eine Anzahl 15—16jähriger Burschen in paradiesischem Kostüm, die ins Wasser springen, um die Wette schwimmen, wieder ins Schiff steigen und nachdem sie sich ausgeruht, von neuem ins Wasser springen und dies mehrfach wiederholen. Die Kunst des Schwimmens hat für die Bewohner jener Gegend aber auch praktische Bedeutung. Wie viele Gegenden Japans, leidet auch diese viel von Überschwemmungen und die Anwohner des Flusses sind schlimm daran, wenn sie des Schwimmens unkundig sind. Das Vorderteil des Fackelschiffes ist mit einigen Fahnen geschmückt, am Hinterteil befindet sich eine Pauke, auf der Takt geschlagen wird. Dem Fackelschiffe folgen einige kleinere Böte mit Papierlaternen an hohen Stangen, damit man, im Falle, die Schwimmer werden von der Strömung fortgerissen, bei der Hand sein kann. Dann folgen einige Böte mit frischem Brennholz, das von neuem im Fackelschiff aufgelegt werden kann. Schließlich kommt das sogenannte „Hauptschiff" mit dem Mikoshi, der reichverzierten Sänfte, in welcher die Gottheit ihren Umzug durch das ihrem Tempel zugehörige Gebiet hält. Rings um das durch viele Papierlaternen erhellte Schiff ist ein Vorhang gespannt; vor der Sänfte postieren sich junge Mädchen der Insel und geben ein Konzert mit Metallbecken, Pauken, der japanischen Guitarre und Flöten; hinter der Sänfte stehen eine Anzahl Einwohner der Insel in Festgewändern und bilden gewissermaßen die Gefolgschaft der Göttin. Sämtliche Fahrzeuge fahren nun hintereinander um die Insel herum, und wenn die Umfahrt zu Ende ist, — es dauert gewöhnlich bis Mitternacht — so hat damit auch das Fest sein Ende.

Das Feuerfest (himatsuri).

Dieses Fest, bei dem, wie der Name besagt, das Feuer die Hauptrolle spielt, wird am 21. Tage des 7. Monats nach altem Kalender in der Poststation Yoshida im Yamanashiken (Kreis Tsuru) gefeiert und dauert von 7 Uhr abends die ganze Nacht hindurch. Jeder Hauseigentümer errichtet ein hohes Gerüst vor seinem Hause, reiche Leute oder besonders gläubige Seelen lassen es sich auch nicht nehmen, an anderen Plätzen in den Straßen dergleichen

zu erbauen. Diese Gerüste haben Pyramidenform oder die Form eines Kalkofens und bestehen aus Brennholz, das, mit Stricken zusammengebunden, aufeinander geschichtet wird und zwar so, daß die Bündel nach oben hin immer kleiner werden. Der Umfang unten ist etwa 10 jap. Fuß, bei besonders Wohlhabenden aber auch 17—18, die Höhe variiert zwischen 12 und 20 Fuß. An der Spitze wird eine Einrichtung getroffen, vermittelst deren der ganze Bau leicht in Brand gesetzt werden kann. Bricht nun der Abend herein, so wird die Spitze der Pyramide angezündet und dieselbe brennt dann langsam herunter; die größeren sind erst ganz abgebrannt, wenn der Tag anbricht. Das Volk glaubt, daß dieses Feuer die Wirkung habe, für das ganze Jahr Epidemien vom Orte fern zu halten.

Außerdem findet auch vor dem Shintōtempel dieses Ortes eine Feierlichkeit statt. Sechs bis sieben Shintōpriester, welche zu diesem Tempel gehören, lesen in Gemeinschaft von Büßermönchen von 2 Uhr nachmittags bis 10 Uhr abends daselbst Gebete, welche dem Orte Glück bringen sollen. Es herrscht allgemein der Glaube, daß, wer aus der Umgegend an diesem Feste den Tempel besucht, vor bösen Krankheiten bewahrt bleibt.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem eben beschriebenen Feste hat ein Fest im Dorfe Yoshinuma in der Provinz Hitachi im Nordosten von Tōkyō (Kreis Tsukuba), das den eigentümlichen Namen

Torioi „Vogelvertreiber“ (oder Vogelvertreibung)

führt.

In der Hauptstadt Tōkyō versteht man unter diesem Namen arme, bettelnde Mädchen, welche zu Neujahr in die Häuser kommen und zur Begleitung der Samisen, der japanischen Guitarre, Glückwünsche enthaltende Lieder singen. Die besagte Feier findet nun am 13. Tage des 1. Monats (a. K.?) statt und besteht darin, daß die jungen Burschen des Ortes, welche sich zu verschiedenen Vereinen zusammengeschlossen haben, aus den Häusern Brennholz, Strohmatten und andere brennbare Stoffe, ferner Geld zum Ankauf von Holz erbetteln und mitten auf der Straße oder einem unbebauten Platze eine Hütte errichten, diese mit dem Brennstoff anfüllen und rings herum mit Strohmatten zuhängen. Diese Hütte wird die ganze Nacht aufs sorgfältigste bewacht, auf daß nicht die Mitglieder einer anderen Genossenschaft dieselbe in Brand stecken. Dies letztere thun nun die jungen Burschen allein am Nachmittag des folgenden Tages. In dem hochauflodernden Feuer werden rundgeformte Massen aus Stärkezucker geröstet, welche man zu diesem Feste bereitet und an Zweigen einer unserer Eiche sehr ähnlichen Steineiche (nara) am Hauptpfosten des Hauses (daikokubashira) aufgehängt hat. Wer davon ißt, bleibt nach allgemeiner Annahme vor bösen Krankheiten bewahrt. Auch sollen sie vor Feuersgefahr schützen, weshalb man sie den Leuten in die Häuser schickt. Der Name des Festes „Vogelvertreibung“ erklärt sich vielleicht daraus, daß man früher dergleichen Feuer zur Vertreibung von Vögeln angezündet hat.

Das Wasserfest (mizu no matsuri).

Unter diesem Namen versteht man eine merkwürdige Sitte, die in einem Dorfe, etwa eine Meile von der Stadt Yonezawa, in der Provinz Uzen (im Norden der Hauptinsel) begangen wird. Am 15. Tage des 1. Monats (a. K.?) geht von den Häusern, in denen im verflossenen Jahre

eine Hochzeit stattgefunden, den Mitgliedern der Genossenschaft die Einladung zu diesem am Abend stattfindenden Fest zu. Auf dem Hofe werden roh gearbeitete Strohmatten (mushiro) ausgebreitet und so ein Platz für die bevorstehende Feier hergerichtet. Der Ehemann, in weiße, dünne Gewänder, darüber das ceremonielle Festkleid, das Kamishimo, gekleidet, nimmt in der Mitte Platz, die erschienenen Gäste setzen sich in einer Reihe hinter ihm. Zu beiden Seiten stehen Wasserbütten mit Schöpfkellen und daneben postieren sich zwei junge Leute. Ist alles in Ordnung, so tritt ein junger Mann im Festkleide vor den Ehemann und beginnt ein bekanntes Lied von einem alten Ehepaar, das in glücklicher Ehe gelebt, ein Lied, das bei Hochzeiten gesungen zu werden pflegt und nach dem Orte, an dem die beiden Alten gelebt haben sollen, Takasago no uta heißt. Alle Anwesenden fallen ein und singen mit. Ist das Lied verklungen, so nehmen die erwähnten jungen Männer die Schöpfkelle in die Hand und gießen das Wasser in der Bütte dem jungen Mann über die Kniee. Alle Anwesenden rufen zu gleicher Zeit ihren Glückwunsch mit lauter Stimme und damit hat die Feierlichkeit auf dem Hofe ihr Ende.

Der Hausherr führt die Gäste dann ins Haus, wo ein Mahl zubereitet ist. Es schließt sich ein wilder Tanz und Gesang von Liedern an, in denen jeder seiner Freude Ausdruck giebt. Das Ganze dauert, wie man sagt, bis zum Anbruch des Tages.

Das Tsushimafest.

Das Fest des Gyōzutennō, eines buddhistischen Gottes, in dem am Meere gelegenen Dorfe Tsushima in der Provinz Owari im Centrum der Hauptinsel, ist im ganzen Lande berühmt und es strömen die Leute von weit her, um sich den großartigen Aufzug, der hier auf Schiffen stattfindet, anzusehen. Es wurde früher am 14. abends und am 15. Tag des 6. Monats (a. K.) gefeiert und die Wirtshäuser waren dann so voll, daß manche kein Unterkommen finden und im Freien übernachten mußten. Es war dies aber keineswegs schlimm, da viele Leute überhaupt nicht in dieser Nacht schliefen. Augenblicklich wird das Fest nach dem neuen Kalender im Juli begangen, hat aber viel von seinem alten Glanz verloren. Im folgenden möchte ich eine Beschreibung des Festes, wie es nach alter Weise gefeiert wurde, geben.

Schon am 1. des Monats werden die Aufbauten und Türme, welche bei dem Feste Verwendung finden, repariert. Früher vor der Restauration der Kaisermacht (vor 1868) wurden die Eingänge der Stadt einen Tag vorher mit Bambusstangen abgesperrt, damit nichts Unreines in dieselbe hereinkomme. Durch das Los wird einige Tage vor dem Feste entschieden, welche Straßen die mit Nummern versehenen Schiffe zu bemannen haben, und am 13. findet ein Gebet in dem Tempel des Gottes statt, auf daß das Fest ohne Unfall von statten gehe.

Am 14. abends findet die sogenannte Vorabendfeier statt. Es werden eine Menge Bambusstauden mit den Blättern in dem seichten Wasser der Meeresbucht aufgestellt; an denselben sind Papierlaternen befestigt, welche den herumfahrenden Schiffen den Weg zeigen sollen. Eine Menge kleiner Böte, bemannt mit den Personen, welche beim Feste zu thun haben, fahren herum, als Abzeichen ein krummes Schwert an einem langen Schaft, eine Lanze, sowie Schirme auf langen Stangen. Dann kommen die Schiffe mit den Aufbauten langsam aus der Mündung des Flusses in die Meeresbucht

gefahren, machen an einer bestimmten Stelle Halt, und es ertönt nun eine feierliche Flötenmusik; nach deren Beendigung machen die Schiffe eine Umfahrt in der Bucht und kehren dann nach der Flußmündung zurück.

Der Aufbau dieser Türme ist nun folgendermaßen: Auf zwei mit einander verbundenen, flachen Schiffen erhebt sich auf einem hohen Untersatze eine überdachte Bühne. Unten an den Stufen, die zur Bühne hinaufführen, nehmen auf einer Bank zwei Ausschußmitglieder in festlichem Anzuge (dem Kamishimo) Platz.

Auf der Bühne sitzen Musikanten in gleichem Anzuge. Das Dach der Bühne über dem Eingang ist mit einem Bogen versehen, der durch mehrere Reihen Papierlaternen erleuchtet wird; rings herum hängen gestickte Vorhänge und dreißig seidene Laternen. Über dem Dache erhebt sich ein viereckiger, fast würfelförmiger Turm, der an den Seiten mit Wappen geschmückt ist, und über dem Turm thront ein großer pilz- oder schirmförmiger Aufbau mit 360 weißen Papierlaternen; aus der Mitte desselben erhebt sich eine lange Stange mit 12 Papierlaternen. Die Zahl der Laternen entspricht der der Monate sowie der Tage im Jahre. Ist das Jahr ein Schaltjahr, d. h. giebt es (nach altem Kalender) einen 13. Monat, so befestigt man 13 Laternen an der Stange.

Am andern Morgen, bevor es hell wird, findet nun die Ausfahrt ähnlicher Türme auf das Meer statt, nur daß diesen der Laternenschmuck fehlt. Diese Türme sind 4 Stockwerke hoch und erreichen eine Höhe von 120 bis 180 jap. Fuß. Über einer bedachten Bühne, auf der Musikanten mit Pauken und Flöten großen Lärm machen, erheben sich drei andere Türme, von denen jeder immer schmaler, als der andere ist. Sie sind mit bestickten Vorhängen bedeckt, und auch der Schmuck des frischen Grüns der Kiefer fehlt nicht. Der japanische Verfasser kann gar nicht genug Worte über die Schönheit der Vorhänge finden. „Sie strahlen", sagt er, „in der Morgensonne und ihr Glanz blendet die Augen. Es ist, als ob Gebilde der Feenwelt in die Welt der Sterblichen versetzt sind und als ob Engel Musik machen". Hoch oben auf der Spitze thronen reich ausstaffierte Puppen, die Figuren aus der japanischen Mythologie darstellen. Eine dieser Puppen soll so eingerichtet gewesen sein, daß sie ein Gewehr losdrückte und auf dieses Signal hin sollen künstliche Schlangen und ein altes Ehepaar auf andern Türmen angefangen haben zu tanzen.

Jetzt werden am Abend vorher fünf, am Morgen sechs Schiffe ausgeputzt und zur Umfahrt bestimmt, also im ganzen elf, eine Zahl, die mit der Entstehung des Festes im 15. Jahrhundert in Zusammenhang stehen soll.

Nähern sich die Türme dem Ufer, so stellen sich zehn Leute mit Lanzen, an denen oben Seidenstoff befestigt ist, auf die Spitze des Schiffes, springen ins Wasser und waten bis zum Ufer. Am Ufer findet noch einmal eine musikalische Aufführung in einer besonders dazu erbauten Halle statt, und dann begeben sich alle zum Tempel des Gottes, um ihre Gebete zu verrichten. In dem Gemache des Tempels, der für die Darbringung der Opfergaben bestimmt ist, findet ein Gastmahl statt, an welchem auch die Priester teilnehmen. Nach Aufhebung desselben kehren alle zu den Schiffen zurück, wenden sie und fahren nach dem Punkte zurück, von wo die Schiffe ausgefahren sind.

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

V.

Chicago und Indien.

Eine andere, ebenfalls von den Ausländern ausgegangene, dem Fortschritte der Mission hinderliche Sache ist das sogenannte Religions-Welt-Parlament (Worlds Parliament of Religions) geworden, das gelegentlich der Weltausstellung in der Zeit vom 11. bis zum 27. September 1893 stattfand. In diesen 17 Tagen wurden 300 Sitzungen oft bei ungeheurem Zudrang abgehalten. Das ausführliche Programm umfaßte 160 Druckseiten. Der Plan zu diesem ursprünglich zu Nutz und Frommen des Christentums und der Mission in's Leben gerufenen Unternehmen soll von einem amerikanischen Swedenborgianer, dem Advokaten Bonnay, ausgegangen sein, dem besonders Dr. Burrows, ein presbyterianischer Geistlicher, helfend zur Seite stand. Zu diesem Kongreß, dem übrigens der Papst seinen Segen spendete, kamen zwar außer protestantischen Geistlichen der verschiedensten Denominationen römische (unter ihnen Cardinal Gibbons), griechische, syrische Bischöfe, Erzbischöfe, Archimandriten, Rabbiner, Muhammedaner, Brahmanen, Dschainisten, Buddhisten, Shintoisten, Confucianer, Brahmo-Somadsch-Reformer, Philanthropen aus aller Herren Länder zusammen (nur der Atheismus und der englische Theosophismus waren ausgeschlossen), trotzdem aber war die Versammlung durchaus kein Weltparlament, da nicht einmal sämtliche größere Missionsgesellschaften eingeladen waren, auch der Kontinent die Einladung ausschlug, so daß die wenigen von da erschienenen Besucher des Kongresses (unter ihnen Hofprediger a. D. Stöcker und Graf Bernstorff aus Berlin) ohne offiziellen Auftrag sich beteiligt haben. Eine große, ja wir können wohl sagen die größte Rolle spielten die indischen Redner, die nicht nur durch ihre weißen und farbigen wunderbar faltenreichen Gewänder, sondern besonders auch durch ihre feurigen Reden auffielen, während bis auf wenige Ausnahmen nicht einmal die Namen derselben ihren indischen Landsleuten bekannt sind. Vor allem zeichnete sich aus der Hauptapostel des Brahmo-Somadsch Babu Protap Chunder Mozoombdar aus Kalkutta, den „der Kongreß als einen tiefen Denker und gewandten Redner kennen lernte", und der die Sitzung am 13. September nach dem gemeinsamen Gesang des Liedes: „Näher, mein Gott, zu dir" mit dem Vater Unser eröffnete (andere Berichte sprechen allerdings nur von einem stillen Gebet). In seiner Rede, die „zu den glänzendsten des Kongresses gerechnet wird", die oft durch Beifallsbezeugungen unterbrochen und schließlich durch einen nicht endenwollenden Beifallssturm belohnt ward, sprach er in klassischem Englisch über den Brahmo-Somadsch, dessen Ideen übrigens auch von einem anderen Vertreter desselben B. Nagarkar (anderwärts Nangarkar genannt) aus Bombay gepriesen wurden (Nagarkar sprach auch über die sozialen Reformen in Indien, besonders die Frauenfrage am 17. September und tags zuvor vor den Unitariern über die Gleichheit des Brahmo-Somadsch und des Unitarismus), als einen fortschrittlichen mit christlichen Ideen durchsetzten Hinduismus, der unter anderem die Beseitigung des Götzendienstes, der Witwenverbrennung, die Gestattung der Witwenheiraten, persönliche Heiligung, aufrichtiges Glaubensleben anstrebe. Er erklärte die alte Brahmo-Somadsch-Lehre für die Urreligion der Menschheit und schloß mit den begeisterten Worten: „Mögen alle Religionen zuletzt eins werden in der Vaterschaft Gottes und der Brüderschaft der Menschen, damit Christi Prophe-

zeiungen, die Hoffnungen der Welt erfüllt werden, und die Menschheit ein Reich unter Gott, unserem Vater, werde". Am 22. September aber sprach er über das Thema: „Was die Religionen der Welt Asien schulden". — Großen Ansehens erfreute sich auch der indische Professor G. N. Chakrawarti vom Allahabad-College, der am 15. September in der Theosophenversammlung über die theosophische Theorie der Einheit sprach und in derselben die Menschenbrüderschaft als die erhabenste Religion, wert der Ehrfurcht der ganzen Welt, sowie die theosophische Lehre von der alles durchdringenden Gottheit feierte, namentlich aber der angebliche tamulische Eklektiker und Baccalaureus artium (er verdankt seine Bildung einer christlichen Missionsschule in Kalkutta) Swami Vivekananda (anderwärts heißt er Saini Vivekarmda) aus Madrás, der am 19. September Christentum und Hinduismus mit einander verglich und, „von der Volksreligion in ihrer gegenwärtigen Gestalt geschickt absehend, die Mumie der altindischen Religion durch den Mantel der alten indischen Philosophie und die Blumen und Juwelen christlicher Moral und Mystik (Thomas a Kempis) so zu schmücken suchte, daß sie ein sehr geistliches Aussehen bekommen und als wahre Beglückerin der menschlichen Seele erscheinen mußte"[1]), weiter der Buddhistenpriester und Groß-Sekretär der Maha-Bodhi-Gesellschaft H. Damarpála (anderwärts D'Harmala genannt) aus Colombo (Ceylon), der als angeblicher Vertreter von 475 000 Buddhisten des Südens am 11. September über den Unterschied der nördlichen (Tibet, China, Japan, Korea) und südlichen (Birma, Siam, Ceylon, Arakan, Kambodscha) Richtung des Buddhismus sprach und irrige Meinungen über letzteren zu beseitigen suchte, während er am 18. September über das Thema redete: „Was die Welt Buddha für seine Lehre schuldet". Ferner hielten Reden Frl. Jeanne Sorabji (anderwärts Satrabij genannt) aus Bombay über die indischen Frauen am 21. September, der Dschainist Veerachand Gandhi (anderwärts Virhard B. Gnudhi genannt) aus Bombay, der am 12. September eine Arbeit seines Freundes, des Brahmanen Manibal N. Dvivedi, über die Entstehung und Geschichte, den gegenwärtigen Stand und die Bestimmung des Hinduismus vorlas und gegen Ende des Kongresses einen Vortrag über Geschichte und Lehre des Dschainismus hielt, Prinz Chandiadat aus Siam am 15. September über den Buddhismus von Siam, Baurin Yatsubuchi (anderwärts Zatsubucho, allerdings ein Japaner) am folgenden Tage ebenfalls über Buddhismus, Shaku Soyen (ebenfalls ein Japaner) am 18. September über die Ursache und Wirkung nach der Lehre Buddhas, Zitsuzm Ashitsu am 21. September gleichfalls über „Buddha", der Brahmine Narasima Charya von der Philosophen-Schule zu Madrás am selben Tage nach Schluß einer Rede des Brigadegenerals Fielding von der Heilsarmee, über die Arbeit der Heilsarmee, die weit bedeutsamer sei, als die anderer Gesellschaften. Er schloß mit einer Anklage gegen das Christentum, das „in der einen Hand die Bibel, in der anderen die Rumflasche" nach Indien gebracht habe, und rief schmerzerfüllt aus: „o daß wir nie ein europäisches Gesicht gesehen hätten".

[1]) Er hat dann viele Vorträge in Amerika und Indien gehalten und die Aufmerksamkeit der Presse beider Länder in hohem Maße auf sich gelenkt, hat wohl auch einmal den Zorn der Amerikaner erregt und scharfe Entgegnungen hervorgerufen, als er nach einem Besuche des Schlachthauses in Chicago, wo täglich viele heilige Ochsen und Kühe geschlachtet wurden, gegen diese „brutale Grausamkeit" und „Greuel in der Christenheit" eiferte und endlich ausrief, eine Religion, die solche Ungeheuerlichkeiten dulde, könne Indien nicht brauchen. Man beschäftigte sich nun auch mit seiner Person, forschte nach und fand, daß er gar nicht Swami (Gott, Herr) Vivekananda (Weisheitslust), sondern Norendra Nath Datt heißt, und daß er nicht ein Brahmane, sondern ein einfacher Hindu aus Bengalen ist, der sich in falsche Gewänder gehüllt.

Wir haben nur die Namen der indischen Hauptredner angeführt, von den chinesischen, japanischen u. a. haben wir so gut wie ganz geschwiegen. Aber schon aus dieser kurzen Übersicht erkennen wir, wie reichlich den Buddhisten und Hindus Indiens Gelegenheit geboten war, ihre Lehren zur Geltung zu bringen, und sie haben die Gelegenheit gut benutzt, mit echt indischer Beredsamkeit und die Menge bestechenden Phrasen die eignen Religionen zu erheben und zu idealisieren, ja für diese mit Erfolg Propaganda zu machen (ebenso wie die Muhammedaner) und das Christentum und die Mission nach Kräften herabzusetzen.

So wurde durch das Religionsparlament gerade das Gegenteil von dem erreicht, was man ursprünglich gewollt hatte, es wurde bei den Teilnehmern der Schein erweckt, als ob das Christentum nicht mehr die Religion, sondern eine Religion neben andern sein wollte. So sagte Vivekananda: „Das Religions-Parlament hat der Welt bewiesen, daß Heiligkeit, Reinheit und Liebe nicht der ausschließliche Besitz irgend einer Kirche in der Welt sind, und daß jedes System Männer und Frauen von dem erhabensten Charakter hervorgebracht hat. Angesichts dieses Beweises, — wenn doch noch Jemand von der Unvergänglichkeit seiner und der Überwindung anderer Religionen träumt —, so kann ich ihn nur von Grund meines Herzens bemitleiden." Und was Baurin Yatsubuchi und Shaku Soyen, die beiden obengenannten Japaner, und besonders Doki Horyu Shi, der nach Schluß des Kongresses eine große Reise durch Europa und Indien machte, und bei seiner Heimkehr in Japan von einer Versammlung von 200 Priestern und ihren Anhängern öffentlich bewillkommt wurde, nach ihrer Rückkehr von Chicago ihren Landsleuten von den Eindrücken erzählt haben, die sie in Chicago gewonnen, das werden ganz ähnlich die indischen Vertreter ihren Volksgenossen berichtet haben. Jene sagten: „Als wir die Einladung zum allgemeinen Religionsparlament erhielten, würden uns unsere buddhistischen Gemeinden nicht als ihre Deputirten abgeordnet haben. Denn die große Majorität derselben befand sich in dem Glauben, es handle sich um eine listige Unternehmung seitens der Christen, um uns entweder lächerlich zu machen oder zu bekehren. Wir gingen also nur als Privatpersonen. Aber eine wunderbare Überraschung wartete unser. Unsere Vorurteile waren alle falsch. Das Parlament war zusammenberufen worden, weil die westlichen Nationen übereingekommen sind, die Schwäche und Thorheit des Christentums darzustellen, im Ernst durch uns unsere Religion kennen zu lernen und zu untersuchen, welches die beste sei. . . . Die Religions-Versammlung diente allein zu dem Zweck, den Glanz des Buddhismus zu entfalten und der Welt die Überlegenheit der buddhistischen Lehren gegenüber denen des Christentums zu bezeugen. Infolge dieser neuen Entdeckung sei die Aufmerksamkeit Amerikas, das wie kein anderer Ort der Welt sich eigene, um die Lehre des Buddhismus zu verbreiten, in großem Maße auf diese hingelenkt worden, so daß an vielen an der Küste des stillen Ozeans gelegenen Orten buddhistische Tempel und Bildsäulen errichtet würden", was natürlich alles stark übertrieben ist. Sie berichteten weiter, während des Kongresses sei ein Bürger New-Yorks zum Buddhismus übergetreten und förmlich aufgenommen worden, der nach seinem Reichtum und Einfluß so viel wiegt, wie 10 000 andere, in Boston und Umgegend zählen die Buddhisten schon über 20 000. Man sieht am starken Auftragen der Farben lassen sie es nicht fehlen. In Amerika und Europa (England, Frankreich, Deutschland) soll das Christentum im völligen Niedergange begriffen sein, die große Mehrzahl der Christen ein lüderliches, verbrecherisches Leben führen, alles sich begierig nach dem Kommen buddhistischer Priester sehnen und vieles darauf hindeuten, daß der Buddhismus an die Stelle des Christentums treten werde. (Fortsetzung folgt.)

Statistische Übersicht über die Missionen und das Missionswerk

1. Protestan-

Name der Missionsgesellschaft.	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen (wo Missionare ihren Wohnsitz haben).	Außenstationen (wo kein Missionar wohnt).	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Im Jahre 1894 Getaufte:		Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Gegenwär- Mitglieder-		
											Erwachsene.	Kinder.					Männer.	Frauen.	Kinder.
Presbyterianische Kirche der Verein. Staaten	1859	19	1	20	59	10	20	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reformierte Kirche in Amerika	1859	10	—	8	27	7	15	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Presbyt. Kirche Schottlands	1874	2	—	—	3	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die Kirche Christi in Japan (c)	—	—	—	—	—	—	82	72	28	44	1123	173	278	269	286	103	5224	4428	1474
Reformierte Kirche in den Verein. Staaten	1879	4	1	2	11	1	14	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyt. Kirche in den Verein. Staat. (Süd.)	1885	8	2	8	24	6	40	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Frauen-Missionsgesellschaft der Ver. Staat. Amerikas	1871	—	—	4	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyterian. Kirche von Cumberland	1877	4	—	7	15	3	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Evang.-luth. Mission d. Verein. Staaten	1892	1	1	—	3	1	2	—	—	—	11	—	3	—	—	—	16	5	1
Amerikan. Protestant. Episkopal-Kirche (a)	1859	10	4	9	33	9	41	29	2	27	200	73	—	—	—	39	—	—	—
Kirchenmissionsgesellschaft	1869	22	3	20	77	13	30	40	—	40	278	168	—	—	—	—	—	—	—
Bischöfliche Kirche Japans (Nippon Seikokuwai)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Gesellsch. f. Verbreitg. d. Evangeliums	1873	6	6	10	28	5	10	11	3	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Wyckliffe College Mission (Canada)	1888	3	—	1	7	1	2	1	·	1	6	4	—	—	—	—	17	19	8
Vereinigte Baptisten-Mission d. Ver. St.	1860	14	—	16	44	9	79	19	3	16	184	—	23	22	21	10	—	—	—
Jünger Christi (Disciples of Christ)	1883	6	—	6	18	1	9	3	—	3	55	—	2	2	66	2	162	114	10
Christliche Kirche von Amerika	1887	1	1	1	4	1	24	4	—	4	21	—	6	—	4	4	135	90	—
Baptistische südliche Konvention	1889	3	—	—	6	2	4	1	—	—	9	—	—	—	—	—	22	16	—
Die Kumiai-Kirchen in Verbindg. m. d. Amerikanischen Board (b)	1869	26	—	31	83	12	170	70	43	27	670	80	363	536	289	157	6043	5036	—
Amerikan. Methodist. Episkopal-Kirche (a)	1873	18	1	23	58	10	67	55	3	52	424	46	—	—	—	49	—	—	—
Methodistische Kirche von Canada (a)	1873	6	—	15	27	7	23	19	4	15	116	30	141	151	185	29	826	141	314
Evangel. Assoziation v. Nord-Amerika	1876	5	—	—	10	2	10	13	—	13	95	27	96	82	5	9	381	324	—
Methodist.-Protestant. Kirche	1880	4	—	2	10	3	15	4	—	4	32	7	20	3	—	3	—	—	—
Amerik.-Method. Episkopalkirche (Süd.)	1886	13	2	3	31	9	32	10	1	9	83	35	59	45	54	11	—	—	—
Skandinav. Japanische Allianz	1891	2	1	7	12	12	29	—	—	—	24	—	—	—	—	1	—	—	—
Allg. Ev.-Prot. Miss.-Verein (Deutschland-Schweiz)	1885	1	1	—	3	1	2	1	—	1	6	2	6	—	—	—	141	40	27
Gesellschaft d. Freunde i. d. Verein. Staaten	1885	1	1	2	5	1	2	—	—	—	23	—	—	12	—	1	40	21	—
Internation. Missions-Allianz	1891	1	2	1	5	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Unitarier	1889	—	1	—	1	1	5	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Universalisten	1890	2	1	—	5	1	7	3	—	3	25	2	14	8	15	1	99	35	15
Unabhängige Gemeind.	—	1	2	3	7	2	—	4	4	—	13	—	—	—	—	—	—	—	—
Die protest. Missionsgesellsch. insges. 1894	—	195	31	210	625	133	750	364	91	270	3422	657	1013	1132	925	419	—	—	—
Desgl. 1893	—	193	35	216	643	125	644	377	78	299	3636	608	939	880	636	334	—	—	—
Zunahme i. J. 1894	—	2	—	—	—	—	106	—	13	—	—	51	74	252	289	85	—	—	—

2. Griechisch-katholische

Name	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen	Außenstationen	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Getaufte: Erwachsene.	Getaufte: Kinder.	Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Männer.	Frauen.	Kinder.
Griech. Kirche i. Japan	—	—	2	—	2	1	219	164	1	163	983		—	—	—	222	—	—	—

(a) Statistik bis zum 30. Juni 1894. (b) Statistik bis zum 31. Dezember 1893.

tische Mission.

tige zahl: Im ganzen.	Knabenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge der einheimischen Christen in Yen. 1 Yen = 47 cents (Gold) = 2,30 M.
—	1	37	6	262	11	1065	1364	60	3000	—	—	—	—	1	28	11	—	—	—	—	—
—	1	36	2	124	—	—	160	12	268	1	20	3	17	—	—	2	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11126	1	48	—	—	—	—	—	—	—	1	41	75	113	—	—	—	—	—	—	—	24697.20
—	1	121	1	56	—	—	56	22	1010	1	29	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—
—	—	—	1	40	2	58	98	28	1000	—	—	—	—	—	—	5	—	—	—	—	—
—	—	—	1	85	—	—	—	6	225	—	—	—	—	1	105	—	—	—	—	—	—
—	—	—	1	25	5	170	195	13	346	—	2	—	11	—	—	4	—	—	—	—	—
22	—	—	—	—	1	20	20	1	25	—	—	—	2	—	—	1	—	—	—	—	21.40
1684	2	89	4	137	20	1141	1367	45	2113	1	20	10	39	—	—	19	1	165	4	24360	3101.74
3201	1	145	3	93	—	—	138	57	1312	1	17	7	84	—	—	30	—	—	—	—	2406.58
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1260	1	75	1	22	3	—	97	—	—	1	11	9	12	—	—	9	—	—	3	-	—
44	—	—	—	—	3	43	43	5	107	—	—	—	4	—	—	2	—	—	—	—	36.69
1597	—	—	5	234	9	274	508	78	2718	1	12	6	37	—	—	20	—	—	—	—	1373.09
286	—	—	1	11	9	430	441	12	455	—	2	5	3	—	—	5	—	—	—	700	75.00
225	—	—	—	—	1	20	20	9	277	1	5	2	11	—	—	2	—	—	—	—	538.48
38	—	—	—	—	1	25	—	5	268	—	—	—	4	—	—	2	—	—	—	—	21.88
11079	4	560	9	642	—	—	1202	145	5235	1	65	42	97	1	—	27	2	620	3	9121	23204.18
4006	2	294	8	677	13	1363	2332	118	5499	4	61	41	18	2	43	32	—	—	—	—	8357.00
1981	1	50	3	135	4	70	255	64	1698	1	2	16	19	—	—	9	—	—	—	—	4562.37
705	—	—	—	—	—	—	—	30	644	1	10	13	16	—	—	8	—	—	—	—	1052.26
312	1	34	1	41	3	40	118	14	621	1	4	3	13	—	—	3	—	—	—	—	317.89
532	1	67	2	129	13	318	514	49	1683	1	14	15	—	—	—	2	—	—	1	—	1567.63
84	—	—	—	—	—	—	—	18	800	—	2	—	7	—	—	4	—	—	—	75	—
208	2	80	1	7	1	55	142	1	45	1	6	2	2	—	—	1	—	—	—	—	50.00
61	1	23	1	24	1	25	72	2	100	—	—	—	6	—	—	1	—	—	—	—	50.00
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	17	2	11	—	—	—	—	—	—	—	—
149	—	—	—	—	2	52	52	7	137	1	11	2	6	—	—	3	—	—	—	—	128.26
572	—	—	—	—	1	11	11	5	330	—	—	4	1	—	—	1	—	—	—	—	550.00
39240	20	1559	51	2744	103	5280	9215	804	29957	20	353	258	536	5	176	209	3	785	11	34181	72217.72
37398	20	1638	51	2661	73	4222	7393	730	26959	19	387	206	665	5	158	279	3	760	6	16687	62416.73
1842	—	—	—	83	30	1058	1822	74	2998	1	—	52	-	—	18	—	—	25	4	—	9800.99

(russische) Mission.

tige zahl: Im ganzen.	Knabenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge in Yen.
22000	1	55	1	81	2	121	257	—	—	1	21	20	154	—	—	—	—	—	—	—	5898.57.

Litteratur.

Grundemann, D. R., Pfarrer zu Mörz bei Belzig, Missions-Studien und Kritiken in Verbindung mit einer Reise nach Indien. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1894, 8°, VII und 216 Seiten, Preis 2.80 M.

In diesem Buche hat der bekannte Missionskenner und -Schriftsteller in ungezwungener Weise, geleitet von einigen Gesichtspunkten, wie sie Vorträge vor verschiedenen Versammlungen von Missionsfreunden bieten, aus dem Schatze seiner Kenntnisse, Erfahrungen und Erlebnisse heraus im Anschluß an seine Reise, die er vom Oktober 1890 bis zum Februar 1891 durch Indien (vergl. über die Reise S. 24 f.) unternommen hat, eine Fülle von Gedanken, Beobachtungen, Kritiken, Vorschlägen geboten, die nicht nur für die große Sache der Mission zu interessieren wohlgeeignet sind, sondern auch bei praktischen Missionaren sowohl wie bei Missionskennern diesseit und jenseit des Meeres ernstliche Besprechung und Beachtung verdienen, wie denn auch die Vorträge teilweise sofort nach ihrer Veröffentlichung teils freudige Zustimmung, teils energischen Widerspruch erfahren haben. Aus jedem Satze erkennt man den erfahrenen Missionsmann, der aus dem Vollen schöpft, dem man es anmerkt, daß er redet, weil er reden muß, und daß er noch viel mehr reden könnte, wenn Raum und Zeit es erlaubten. Fast immer fordern die Sätze den denkenden Leser ganz von selbst auf, für oder gegen Stellung zu nehmen. Referenten war ja ein guter Teil des Buches nicht unbekannt, Warnecks „Allgemeine Missions-Zeitschrift" hatte ja bereits 2 Vorträge (IV und VII im Jahrgang 1892 S. 160 ff., 529 ff., 579 ff.; 1893, 451 ff.) gebracht, und im „Protokolle der 9. kontinentalen Missions-Konferenz in Bremen vom 9. bis 12. Mai 1893" (Gütersloh, Bertelsmann S. 14 ff.) war ja der Hauptinhalt des VI. Vortrags kurz niedergelegt, doch hat Grundemann, der Meister in der Kunst zu detaillieren, Ref. immer wieder gefesselt. — In 7 Abschnitten bezw. Vorträgen behandelt der Verfasser die Themata: Der Menschen Pläne und Gottes Wege in der Heidenmission, Was ich in Indien gesehen und gehört habe, Die Selbstverleugnung in der Mission, Die Mission und die Kunst, Die Mission und die Gewohnheit, Über die Qualität der gegenwärtigen heidenchristlichen Gemeinden, Die Mission in den Centralprovinzen. Schon aus diesen Überschriften ist zu ersehen, daß die Vorträge in keinem logischen Zusammenhange unter einander stehen, und die Ausführung selbst zeigt deutlich den Mangel, der darin liegt, indem teils häufige Wiederholungen vorkommen, (wir verweisen hier nur auf Folgendes: Land S. 28 ff. cf. 68, Wohnung 31 cf. 94, Kleidung und Schmuck 31 u. 35 f. cf. 136, Nahrung und Reinlichkeit 34 cf. 75 f., 137, Stellung der Frau 35 cf. 136, Religion und Sittlichkeit 37 ff. cf. 130 ff., der Christen 153 ff. cf. 180 ff.), teils bei der Weite der Themata, unter deren schützender Überschrift man schließlich de omnibus rebus et quibusdam aliis reden kann, der Raum für weitere Ausführungen, die wohl am Platze wären, zu klein ist. Grundemann selbst hat das gefühlt, wie er ja schon im Vorworte zugiebt, daß eine einheitliche Verarbeitung des gebotenen Stoffes in etwas strenger wissenschaftlicher Form vielleicht angezeigt gewesen wäre, eine Forderung, die in der That Warneck (Allg. Miss.-Ztschr. 1894 S. 94 f.) sehr entschieden erhoben hat, der aber Grundemann wegen seiner mühevollen, Zeit raubenden Bearbeitung des neuen Missions-Atlasses (auf den man übrigens recht fleißig subskribieren möge) und anderer Arbeiten nicht entsprechen konnte (S. V u. Allg. Miss.-Ztschr. 1894 Nr. 3), und im Buche selbst hat ers wiederholt hervorgehoben. Wir weisen besonders hin auf S. 20, 53, 57, 68, 77, 81, 135, 162, ferner 171 cf. 80, 173 cf. Vortrag V, 179 cf. I, 180 cf. 43 u. 46, 181 cf. 47, 196 cf. 152 u. 154. Es ist

recht schade, daß der Verfasser gerade über die bedeutsamste soziale Erscheinung Indiens, die Kaste, so gut wie gar nichts (S. 33, 36, 135 f.) sagt und uns mit dem Hinweis auf eine besondere Arbeit über dieses Thema vertröstet (S. 135), das doch vor allem eine gründliche Besprechung in den „Studien und Kritiken" verdiente. Nun hoffentlich wird diese Arbeit in nicht allzuferner Zeit der Öffentlichkeit übergeben werden. — Den Hauptnachdruck legt Grundemann überall auf den Versuch eines Nachweises, daß die Völker-Christianisierung der einzig richtige Weg der Heidenmission sei (S. 3 f., 6, 15 ff., 89, 140 ff., 149 f., 175 ff.), und daß dementsprechend die nationalen, sozialen, ethischen und religiösen Eigentümlichkeiten eines Volkes möglichst zu schonen und in den Dienst der Mission zu stellen sind, sowie auf die Betonung des Gedankens: Erwarte nicht zu viel von den heidenchristlichen Gemeinden, welche beide Gesichtspunkte immer wieder hervortreten. Der Verfasser versucht, den Nachweis für die erste Behauptung aus dem Tauf- und Missionsbefehle selbst herzuleiten, indem er wiederholt (S. 3, 89, 142, 176) den Text exegetisch behandelt — u. E. zu spitzfindig. Man mag dem Verfasser noch so sehr zustimmen — Referent hat durchaus nichts gegen den Gedanken einer Völker-Christianisierung in Grundemanns Sinne einzuwenden, wenn er plausibel nachzuweisen vermag, daß die Gefahren, denen einst die Xaver'schen und ähnlichen Missionen traurigen Andenkens mit ihren Massenbekehrungen und ihrer wohl allgemein als leichtfertig anerkannten Taufpraxis erlegen sind, ausgeschlossen erscheinen, — aber diese exegetische Begründung erscheint uns zu gewagt. Abgesehen davon, daß ja die Stelle historisch-kritisch anfechtbar ist, hätte gerade die von Grundemann selbst gezogene Parallele des Himmelfahrtsbefehls: πάσῃ τῇ κτίσει und das αὐτούς (neben τὰ ἔθνη) Grundemann darauf führen müssen, daß eine besondere Betonung des τὰ ἔθνη im Gegensatz zu einzelnen durchaus nicht im Sinne Jesu ist, sondern daß damit lediglich den Jüngern befohlen wird, aller Welt, aller Kreatur, allen Menschem, zu denen sie kommen würden — und sie sollten zu möglichst vielen gehen — das Evangelium zu predigen und sie zu Schülern und Jüngern Jesu zu machen. Es ist mir eine Freude, heute (3/4 Jahr, nachdem ich diese Anzeige des Grundemann'schen Buches niedergeschrieben habe) konstatieren zu können, daß ein so gewichtiger Missionsmann, wie der Bremer Missions-Inspektor D. Zahn in seiner trefflichen Arbeit über die evangelische Heidenpredigt (Allg. Miss.-Ztschr. 1895, S. 61 ff.) sich ebenfalls im fraglichen Punkte mit Grundemann nicht einverstanden erklärt, indem er trefflich auch auf den Gegensatz des λαός, des Gegenstandes der irdischen Thätigkeit Jesu, und der ἔθνη, der Völker außer den Juden, zu denen die Jünger gehen sollten, d. i. der Heiden, sowie auf Act. 11, 18; 13, 47, 48; 14, 27 hinweist, wo doch ganz unmöglich τὰ ἔθνη heidnische Völker als Ganzes bezeichnen kann. Warum übrigens das „Eine Herde" „sicherlich nicht dieser irdischen Welt angehören" soll (S. 142), ist nicht ersichtlich. Überaus anregend, wenn auch u. E. bisweilen etwas zu scharf und so den Widerspruch herausfordernd, scheinen uns die Vorschläge zu sein, die Grundemann im Anschluß an den Gedanken der Völker-Christianisierung über die Anknüpfung an nationale (wenn man dieses Wort auf die Inder überhaupt anwenden darf) Volkselemente bei der Missionsarbeit namentlich im IV. und V. Vortrag macht. — Vielen mag weh thun, ist aber gewiß recht heilsam die nüchterne, vielleicht allzupessimistische Art, mit der Grundemann über den sittlich-religiösen Zustand der heidenchristlichen Gemeinden spricht, um allzuhohe Ansprüche und Forderungen, die man bei uns nur zu gern an die bekehrten Heiden stellt, herabzumindern und Missionaren und Missionsfreunden die Enttäuschung zu ersparen, die sie bei genauerer Kenntnis des Missionsfeldes regelmäßig durchmachen müssen (vgl. namentlich S. 18 ff., 21 f., 45 f., 80 ff., 152 ff., 183 ff.);

er wird nicht müde auszuführen, daß Aberglaube, Lügen, Schwören, Fluchen, Zaubern, Stehlen, Trinken, Sünden gegen das 6. Gebot und dgl. noch immer in nicht geringem Maße in vielen heidenchristlichen Gemeinden zu finden sind, — Ausführungen, die ja auch Buchner, der Direktor der Brüdergemeinde, nach seiner Reise durch's Kaffernland in ganz ähnlicher Weise über das dortige Missionsgebiet gemacht hat, die natürlich voraussichtlich schleunigst von katholischer Seite gegen die evangelische Mission werden ausgebeutet und in's Feld geführt werden. Aber auch schöne, erhebende Züge aus dem Leben junger und alter bekehrter Heiden werden nicht verschwiegen, sondern reichlich mitgeteilt, wenn gleich nicht selten die Freude durch die dann folgenden Sätze etwas gedämpft wird (vgl. namentlich S. 190 ff.). Wir freuen uns mit Grundemann über „den rühmlichen Kirchenbesuch auf allen indischen Missionsgebieten, der die Gemeinden der alten Christenheit und zwar nicht bloß die der Großstädte recht beschämen muß", wenn Grundemann z. B. von einer 1000 Seelen zählenden Gemeinde 700 in der Kirche sah, obwohl manche Kirchgänger einen weiten Weg zurückzulegen hatten (S. 43, 159, 180 f.), über die tiefe Andacht der versammelten Gemeinde beim Gottesdienst (S. 43, 159, 181) und heiligen Abendmahl (S. 44), über die Beweise rührender Liebe mancher Christen zu einem noch so unscheinbaren Gotteshaus (S. 44), über die reichen Opfer, die für Zwecke des Kultus und der Armenpflege (S. 46, 159, 180) dargebracht werden, über die regelmäßigen Morgen- und Abendandachten in manchen Christenhäusern, die Tisch-, Kranken- und andere Gebete (S. 46 f., 155, 160, 181), die Kenntnis der Bibel und christlichen Glaubenslehre (S. 49), die Geduld und Ergebung in Leiden (S. 159, 181), die Bekenntnisfreudigkeit (S. 181), die Todesbereitschaft und den seligen Heimgang vieler Christen (S. 160, 182). Der letzte Vortrag (die Mission in den Centralprovinzen S. 199—216) ist ein Muster objektiver Forschung und nüchterner Einzeldarstellung. — Es ist nur einiges Wenige, was wir aus der reichen Menge des dargebotenen Stoffes herausgehoben haben, doch schon das genügt, um zu zeigen, welche Fülle von Gedanken und Anregungen das Buch in sich birgt. Möchten die Vorschläge Grundemanns in der Heimat und auf dem Missionsfelde die verdiente Berücksichtigung finden! Möchte die Zeit nicht fern sein, wo ganze Ortschaften und Distrikte in Indien und sonst, wie es ja schon so manchmal geschehen, und Grundemann es wünscht und hofft, zur Herde des großen Hirten und Bischofs unserer Seelen herzugeführt werden. Erfreulich und hoffnungerweckend sind in dieser Hinsicht die Nachrichten, die besonders im vergangenen Jahre durch die Zeitungen gegangen sind, von großen Ernten, die viele evangelische Missionsgesellschaften in Indien hatten, daß z. B. in der Provinz Kaddapa große Scharen besonders aus den niederen Kasten sich dem Christentume zuwenden, daß seit vorigem Jahre sich dort bei der Londoner Mission über 2000 Taufbewerber eingefunden haben und 1000 von ihnen nach empfangenem Unterricht getauft worden sind, während 20 Dörfer den Götzendienst aufgegeben haben, „daß allein den bischöflichen Methodisten in Folge einer großartigen Massenbewegung in einem Teile Nordindiens besonders unter den niedern Klassen seit 1888 72 000 Christen zugeführt worden sind, Massenübertritte, die freilich auch recht viel Weisheit, Treue und Eifer seitens der Missionare erfordern, damit keine römischen Missions-Ruinen daraus werden". Wir empfehlen allen Missionsfreunden das Buch, das übrigens nur sehr wenig Druckfehler enthält (außer einigen Interpunktionsfehlern S. 49, 93, 112, 121, 154 ist zu erwähnen: S. VII muß es heißen 84—126, 127—163 statt 84—125, 126—163, S. 46 unten: kamen statt kommen, S. 155 in der Mitte: 145 statt 144) und wünschen, daß der vielbeschäftigte Verfasser seine in Aussicht gestellten Ergänzungsarbeiten bald folgen läßt.

Buttstädt. A. Schillbach.

Das deutsche Reich und die Sklaverei in Afrika. Stenographischer Bericht der am 18. Januar 1895 in der Tonhalle zu Berlin auf Veranlassung des ev. Afrikavereins abgehaltenen Versammlung. Leipzig 1895, Akademische Buchhandlung. 25 S. enthält die Reden des Missionsinspektors Sup. Merensky, des Generalsekretärs des Afrikavereins Pastor G. Müller („Die Pflicht des deutschen Reiches gegenüber der Sklaverei in Afrika") und eine Ansprache des Pastors Faber, Tschirma. Die Broschüre bedarf keiner besonderen Empfehlung; nur dürfte der Preis 0,40 M. weiter Verbreitung im Volk hinderlich sein.

Neustadt a. Orla. Diak. Wünscher.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

J. Grill, Missionssinn und theologisches Studium (B. M. M. 95, 6). Ein Missionspionier, Lebensskizze des wesleyanischen Missionars Th. Freeman (ebenda, 6). Bericht über die brandenburgische und sächsische Missionskonferenz (Miss.-Freund 95, 3). H. Petrich, Th. Wangemann (D. evang. Miss. 95, 4). Schreiber, Bericht über unsere Missionsgebiete (Rhein. Miss. 95, 6). Arndt, Ein Angriff auf den Allg. evang.-prot. Miss.-Ver. (Prot. Kirch.-Ztg. 95, 24). P. Paris, Bulletin archéologique de la religion grecque (Revue de l'hist. de la religion XXX, 1). Que dois-je faire pour être sauvé? Quelle réponse les livres sacrés de l'Inde donnent-ils à cette question? (Rev. d. Miss. contemp. 95, 4). Moule, The perpetual obligation resting to the Church to evangelize the world. (Church Miss. Int. 95, 4). Hole, The history of the Church Missionary Society (ebenda, 4 u. 5). J. Monro, The value of medical missions as an evangelistic agency (ebenda, 4). Moule, The report of the royal commission on opium (ebenda, 5). Snell, The student volunteer missionary union (ebenda). Westcott, Missions a revelation of the mystery of God (ebenda, 6). The ninety-sixth anniversary of the Church Missionary Society (ebenda). Moule, The report of the royal commission on opium (ebenda). Nassau, The value of medical service in foreign missionary work (The Church at home and abr., 95, 6). Alden, Definiteness of missionary consecration (The Miss. Her. 95, 4). Johan Christian Neurdenburg † (Maandber. v. Nederl. Zendelingg 95, 6). Anglikanske Missionsskoler (Nordisk M.T. 95, 1). Sandegren, Om hinduernas „usla brunnar" (Meddelanden från Studenten miss.-föreningen 95, 1). Bergström, Världens första allmänna religionsmöte 1893 (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

J. Mergner, The Woman's National Indian Association (A. M. Z. 95, 5 u. 6). G. Burkhardt, Die Arbeit der Brüdergemeine in Grönland (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 4). Ramona-Mission, — Grönland (Miss.-Bl. d. Brüderg.

95, 6). Woodworth, Tongaloo University (Americ. Miss. 95, 4). Woodbury, In North Carolina (ebenda, 5). Christian Endeavor in the Black Belt (ebenda). Ryder, Among the Indians (ebenda, 6). Pond, Almeda Gardner Industrial School, Moorhead, Mississippi (ebenda). Gaulkins, Mohikan Missionen (Nordisk M. T. 95, 1).

B. Afrika.

H. Krüger, Die Mission der freien Kirchen der romanischen Schweiz in Südafrika II u. III (A. M. Z. 95, 4—6). Merensky, Missionsrundschau (A. M. Z. 95, 5 u. 6). H. Crist, Madagaskar (B. M. M. 95, 4 u. 5). Aus der Namamission (Rhein. Miss. 95, 4). Aus unserer Sulumission (Hermannsb. Miss.-Bl. 95, 6). Madagaskar (Beiblatt, ebenda). Blicke in die Missionsarbeit in Tanga (Ostafr. M. N. 95, 6). Mahler, Die Sambesimission der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft (Miss.-Freund 95, 5). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 5). Südafrika—Ost (ebenda, 6). Jahresbericht für das Jahr 1894 (Ostafr. M. N. 95, 4). Süd-Afrika III u. IV (Nordd. Miss.-Bl. 95, 3 u. 4). La Mission dans le Sud-ouest africain allemand (Rev. d. Miss. contemp. 95, 4). Les Missions à Madagascar (ebenda, 5 u. 6). W. Bates, The East Central African Mission, Gazaland (The Miss. Her. 95, 5). Kämpe Gleerup, Hans Palludan Smith Schreuder, norska zulumissionens grundläggare (Meddel. f. Stud. miss. föreningen).

C. Asien.

F. Hartmann, Die China-Inland-Mission (A. M. Z. 95, 5 u. 6). Die Ureinwohner von Japan (B. M. M. 95, 4 u. 5). Bornesische Mission (Rhein. Miss. 95, 5). J. Genähr, China und Japan (ebenda, 5 u. 6). Bericht über die Arbeit der Indischen Mission im Jahre 1894 (Hermannsb. Miss.-Bl. 95, 3—5). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 4). Allerlei aus Japan (Calw. Miss.-Bl. 95, 3—6). De Blonay, Histoire de Sanamkumara, conte maharastri (Revue de l'hist. de la religion XXXI, 1). Au Japon (Rev. d. Miss. contemp. 95, 6). Brown, Notes on Tibet (Church Miss. Int. 95, 4). The Persia and Baghdad mission (ebenda). Mears, The religious history of China (ebenda, 5). Neve, The unevangelized countries of Asia (ebenda). Birkett, Unevangelized millions in the North India mission (ebenda, 6). Loomis, A new epoch in christian work in Japan (The Church at home and abr. 95, 4). Ellinword, Doctrine of sacrifice in India (ebenda). H. Pettee, A special mission in Japan: Christian work in behalf of soldiers (The Miss. Her. 95, 4). Lyman P. Peet, Banyan city scientific institution (ebenda, 6). De Forest, The political preparation for Christ in the far East (ebenda). De Kweekschool te Tomohon (Maandber. v. Nederl. Zendelingg. 95, 4). Sorensen, Kina-Inlands-Missions Principer og Virkemaade (Nordisk M. T. 95, 1).

D. Südsee.

G. Kurze, Eine Krisis im Witi-Archipel (A. M. Z. 95, 4). Wie die Kannibalen auf Tongoa Christen wurden (Miss.-Freund 95, 4). P. Richter, Die Rheinische Mission in Kaiser-Wilhelmsland (D. evang. Miss. 95, 6). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 4 u. 5). A. Rice, Missionaries and their sons at the Hawaiian-Islands (The Miss. Her. 95, 6).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Die allgemeine Lage der Mission.

Es lag die Befürchtung nahe, daß durch das Einschreiten der drei europäischen Mächte der Fremdenhaß sich von neuem auch gegen die Missionare äußern werde. Doch hat sich diese Befürchtung zum Glück als unbegründet herausgestellt. Pf. Dr. Christlieb bemerkt in seinem letzten Bericht vom 18. Mai: „Von Fremdenhaß haben wir noch nichts verspürt. Man glaubt hier, daß nichts mehr erfolgen wird. Eine Zeit lang hatten wir allerdings manche Besorgnisse". Pf. Schiller schreibt in seinem ersten Briefe aus Japan vom 9. Mai: „Viel tiefer wird der Einfluß der Mission kaum sinken können, als es jetzt der Fall ist. Auf die Ebbe muß notwendig die Flut nachfolgen. Gebe Gott, daß auch wir dann im stande sind, teilzunehmen an der Ernte!" Wir schließen uns diesem Wunsche an und bemerken im Gegensatz zu einem unberechtigten Pessimismus, daß im letzten Grunde der Erfolg aller Missionsarbeit nicht von politischen Konstellationen, mit denen in Japan allerdings gerechnet werden muß, sondern allein vom Segen Gottes und von der treuen Arbeit und der persönlichen Hingabe unserer Missionare abhängt. Die Berechtigung aber, unseren Missionaren volles Vertrauen entgegenzubringen und hoffnungsfreudig in die Zukunft zu blicken, giebt uns u. a. auch ein stummer, aber sehr zuverlässiger Zeuge, nämlich die Statistik. Aus der S. 168 u. 169 abgedruckten Statistik für 1894 des Rev. Loomis ersehen wir, daß unsere Mission, die seit 1885 arbeitet, 208 heidenchristliche Gemeindeglieder zählt, die Gesellschaft der Freunde, die ebenfalls seit 1885 mit der gleichen Zahl der Missionare thätig ist, es nur auf 61, die Amerikanische Methodistische Episcopal-Kirche, die seit 1886 in Japan ist und gegenwärtig 31 Missionare dort hat, trotz dieser großen Mittel es nur auf 532, die Evangelische Association von Nord-Amerika, die 10 Jahre früher als wir nach Japan kam und durchschnittlich mit 10 Missionaren arbeitete, es nur auf 705 heidenchristliche Gemeindemitglieder gebracht hat. Man vergegenwärtige sich nur, mit wie wenigen Missionaren wir bisher thätig waren, und man wird uns beipflichten, daß wir für den Erfolg, der uns beschert ist, nur dankbar sein dürfen. Bei dem großen Einfluß, den unsere Mission schon jetzt aber auf die Gestaltung des japanischen Christentums ausübt, was auch unsere Gegner anerkennen müssen, wäre es allerdings sehr erwünscht, wenn wir die Mittel aufbringen könnten, unsere missionarischen Kräfte in nächster Zeit noch zu verstärken und bald einen 4. Missionar nach Japan zu schicken. Besonderen Mut geben uns dazu auch die vielen gerade in letzter Zeit bei uns eingelaufenen Anmeldungen zum Missionarsdienst in Japan, darunter auch Meldungen von solchen Theologen, die ihren Lebensberuf im Missionsdienste erblicken und somit die Bedingung erfüllen, die wir an die Aussendung unserer Missionare knüpfen.

Pfarrer Schillers Ankunft

erfolgte in Yokohama am Donnerstag, den 18. April. Inzwischen ist sein erster Brief, datiert vom 9. Mai, eingetroffen, der uns Näheres über den Anfang seiner Thätigkeit mitteilt. Pfarrer Schiller schreibt:

„Heute bin ich ganze drei Wochen schon in Japan. Die erste Zeit des Sicheinlebens ist somit schon vorüber. Der größte Teil der notwendigen ersten Besuche ist schon gemacht. Die Kollegen fand ich beide wohl und freudig bei der Arbeit. Christlieb zieht heute in das neue Haus ein, Minami bewohnt

das seinige schon seit 8 Tagen. Somit ist ein guter Teil des Missionsgrundstückes schon verwertet. Am 27. April wurde ich in die Hongogemeinde eingeführt und am 28. hielt ich dort meine erste Predigt, welche Minami dolmetschte. Außer einigen deutschen Stunden habe ich aber noch keine regelmäßige öffentliche Arbeit begonnen. Doch bin ich eifrig am Studium der japanischen Sprache." — Pf. Schillers Lehrer ist Maruyama, der wegen der Ferien seiner Schüler seinen Unterricht jetzt ausfallen lassen muß und daher freie Zeit für Pf. Schiller hat.

Unsere Armenschule

hat nunmehr ihr eigenes neues Gebäude, das am 11. Februar eingeweiht wurde, bezogen. Es ist diese Schule gegenüber ihrer früheren Anlage zu einer Volksschule nach staatlicher Vorschrift erweitert worden und wird durch die religiös sittliche Erziehung der Jugend im Geiste des Christentums sowie auch durch besondern Taufunterricht unserer Mission förderlich sein. Im „Missionsblatt" wird demnächst ein sehr interessanter Bericht über die Einweihung und Einrichtung dieser Schule aus der Feder der Frau Pfarrer Christlieb erscheinen.

Aus China.

Dr. Faber

konnte in diesem Jahre ein Jubiläum feiern. Am 25. April, seinem Geburtstage, waren 30 Jahre verflossen, seitdem er Chinas Boden betreten hat. Wir sprechen auch an dieser Stelle unserem treuen Freunde und Mitarbeiter unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche aus und bitten Gott, daß er ihn noch lange Jahre im rüstigen Schaffen und im Dienste seines Reiches erhalte. Seine Arbeit ist eine Pionierarbeit, aber deshalb um so schwerer. Möchte es ihm vergönnt sein, den Samen, den er im Glauben ausgestreut hat, auch sprossen und blühen zu sehen!

Aus Dr. Fabers Bericht für das 1. Vierteljahr 1895.

„Meine Hauptarbeit bestand in Revision resp. Neubearbeitung von zwanzig Flugschriften in chinesischer Sprache. Zwölf davon wurden schon seit mehr als zwanzig Jahren gedruckt und unter den Chinesen verkauft, erst von mir privatim, dann vom Komitee der Traktatgesellschaft zu Canton. Die Holzplatten sind nun ziemlich abgenutzt. Eines der Flugblätter wurde von der Traktatgesellschaft zu Hankow gedruckt. Sechs andere waren noch nicht veröffentlicht und eine „Übers Gebet" verfaßte ich neu. Ich nahm diese Arbeit vor auf Anregung von Pastor Kranz, welcher der hiesigen Traktatgesellschaft auch 400 Doll. zum Druck von 200000 Exemplaren zur Verfügung stellte. Von der Neubearbeitung ließ ich Abschriften verfertigen, welche nun bei den Mitgliedern der Prüfungskommission cirkulieren. Das Resultat kann ich Ihnen hoffentlich im nächsten Quartalsbericht mitteilen. Seit Anfang Februar habe ich noch einen Gelehrten, Herrn Yang, angenommen. Er ist ebenfalls ein Graduierter wie Herr Kwu, gehört aber der freieren Richtung (Han-Schule) an. Herr Kwu ist ein ziemlich steif-orthodoxer Anhänger der Sung-Schule, d. h. des Chu futsz. Herr Yang hat auch viel umfassendere Belesenheit in der chinesischen Litteratur, was mir sehr erwünscht ist. Seine Familie wohnt in Yangchow, am Kaiserkanal, einer durch Marco Polo berühmten Stadt, der daselbst etliche Jahre als Statthalter thätig war. Herr Yang wurde durch das Lesen eines christlichen Buches erweckt und in Hankow (Londoner Mission) getauft. Da er darauf seine Stelle als Hauslehrer bei einem Heiden verlor, kam er nach Shanghai an Dr. Muirhead empfohlen, der ihn mir zuführte. Zunächst hat Herr Yang sich in die Art und Weise meiner Arbeit hineinzuleben.

Ich lasse ihn verschiedene Themata, deren Gedankengang ich ausführlich darlege, bearbeiten und bespreche dann eingehend, was er geschrieben hat. Dann wird es ein- oder zweimal überarbeitet und auf die Seite gelegt bis auf gelegene Zeit. Die Themata stehen im Zusammenhang mit meinem Werk über die chinesischen Klassiker, welches langsam voranschreitet. Ich darf mich damit nicht übereilen, sondern muß alles gut ausreifen lassen, um dann bleibenden Eindruck auf die chinesischen Gelehrten zu machen.

Zu der gewünschten Denkschrift über China habe ich einige Vorbereitungen getroffen und hoffe bald an die Ausführung gehen zu können."

Nachdem dann Dr. Faber über den Krieg und den damals (anfangs April) noch bevorstehenden Friedensschluß sich geäußert hat, fährt er fort:

„Mit dem Frieden entstehen sofort andere Schwierigkeiten. Die vielen Soldaten sind zu entlassen, was nicht ohne bedeutende Excesse möglich sein wird, denn es fehlt an Geld, den Sold auszubezahlen und für Reisegeld und Proviant zu sorgen. Woher ferner die Millionen der Kriegsentschädigung nehmen? Anleihen werden nicht genügen, also sind wohl Konzessionen an Ausländer zu erwarten (Eisenbahnen, Dampferlinien, Bergbau xc.). Der Verkauf von Titeln und Ämtern an Einheimische wird bereits erschöpfend betrieben. Weiter ist aber auch viel Geld nötig, die notwendigen Reformen durchzuführen. Die Finanzen Chinas den vielen neuen Anforderungen entsprechend zu ordnen, wird sich als eine sehr schwierige Aufgabe erweisen.

Mir scheint ein neues Aufblühen Chinas unmöglich ohne Abschaffung der Weiber- und Eunuchen-Wirtschaft im Kaiserpalast und Beseitigung der Vielweiberei unter den Mandarinen und Angesehenen des Landes. Weiter sind Götzendienst und Ahnenkultus Krebsschäden, welche am Mark des Landes zehren. Dieses gilt trotz der gegenteiligen Behauptungen von Gegnern der Mission, welche ihre gehässige Gesinnung mit sentimentalen Phrasen zu verhüllen suchen. Darüber jedoch gelegentlich ausführlicher.

Die Westmächte sind Japan zu großem Dank verpflichtet für die Zerstörung der Illusionen über China, welche durch interessierte Ausländer seit Jahren gepflegt wurden und auch leider von den Herren Diplomaten nicht durchschaut worden sind. Die Thatsachen reden jetzt eine deutliche und sehr ernste Sprache, unmißverständlich für Ohren, welche noch hören können. Die Missionsarbeit ist bis jetzt nicht behindert worden durch den Krieg. Die chinesischen Soldaten erlauben sich hie und da eine Ausschreitung, die bedauerlichste ist die Ermordung eines Missionars in der Mandschurei zu Anfang des Krieges. Seither ist nichts verlautet von ähnlichen Vorkommnissen. Es sind sogar Anzeichen vorhanden, daß die Missionare mit viel mehr Verständnis und darum Achtung von den Mandarinen angesehen werden, als das früher der Fall war. Gefährlich für China erscheint nur die französische Vertretung der römisch-katholischen Interessen, nicht die der protestantischen Missionen verteilt auf etliche Vertragsmächte. Die Vertreter der englischen und amerikanischen Politik in China sind auch weitblickend und taktvoll genug, die große politische Bedeutung der circa 1500 protest. Missionare, deren Stationsgebiet, also Einflußsphäre, das ganze weite Reich überzieht, zu erkennen und auch anzuerkennen. Eine Neugestaltung Chinas ist nur durch die thatkräftige Mitwirkung der christlichen Mission möglich, weil nur durch diese weitreichende und sofortige Einwirkung auf große Massen des Volkes geschehen kann. Möge Gott alles zum Heil der Millionen lenken!"

In seinem letzten Briefe vom 26. April schreibt Dr. Faber:

„Inzwischen ist Frieden geschlossen worden, aber man scheint auf beiden Seiten der Sache noch nicht recht zu trauen, da weiter gerüstet wird. Vermutlich ist das nur für den Fall, daß Li Hung-Chang gestürzt würde und die altkonservative Partei ans Ruder käme. Über die Vorgänge im Kaiserpalast kann man hier in der Ferne keine zuverläßige Kunde erlangen. Der Kaiser ist noch zu jung und ab-

hängig von seiner Umgebung. Die Kaiserin Witwe scheint mehr an sich und ihre Herrlichkeit zu denken als ans Reich und seine 400 Millionen der Fürsorge bedürftigen Bewohner. Prinz Kung scheint auch kraftlos. Li Hung-Chang hat mehr Feinde als früher. Trotz der großen Verdienste, welche dieser hervorragende Staatsmann Chinas sich um sein Vaterland erworben hat, zeigt sich nun ein verhängnisvoller Fehler, nämlich, daß er es nicht verstanden hat, technisch tüchtige und charakterfeste Männer für den höheren Staatsdienst heranzubilden. Es fehlt überall, in den Kabinetten, unter den Beamten, in den Provinzen, in der Armee, in der Marine, in den technischen Anstalten an brauchbaren, zuverlässigen Leuten. — Sollte der definitive Abschluß des Friedens jetzt in irgend einer Weise verhindert werden, so wird dadurch die Lage eine sehr mißliche. Japan würde dann alle Kräfte aufbieten, bald in Peking einzuziehen, und dann die Hafenplätze besetzen. Daraus würde zunächst eine provisorische japanische Regierung über China sich ergeben und dann die schwierige Frage entstehen, wer soll die Regierung aus den Händen Japans übernehmen? Aber auch wenn der Friede zu stande kommt, ist die Lage Chinas keine beneidenswerte. Japan im Besitz von Port Arthur im Norden und Formosa mit den Pescadoren im Süden beherrscht die ganze chinesische Küste bis in den Bereich Honkongs. Natürlich wird Japan seine Flotte dementsprechend vermehren und dann auch im Notfall irgend einer europäischen Macht die Stirne bieten können."

Aus dem Berichte des Missionars und Pfarrers Kranz für das 1. Vierteljahr 1895.

Pfarrer Kranz berichtet zunächst über seine chinesischen Studien: „Mit meinen chinesischen Lehrern habe ich folgendes gearbeitet:

Zunächst aus Hirth, Documentary Chinese (Dokumentenstil) No. 1 bis 43; S. 1—76. Dann aus Thomas Wade, Wen Chien Tzu Erh Chi, (Documentary Chinese) No. 1 bis 57; S. 1—95. Dann habe ich noch einmal durchgearbeitet: Das Sacred Edict, die Praktische Einführung von Prof. Arendt, die große Grammatik von Dr. Mateer und den Kuanhoa Tsche Nan, Boussole du Langage Mandarin (2 Bände).

Die beiden Lehrer haben eine recht gute Aussprache, besonders der von Peking. Deshalb schreibe ich mir neben alle die Charaktere, welche ich nicht genau kenne, mit lateinischen Buchstaben ihre Aussprache, und habe auch das früher von mir Studierte mit der Aussprache meiner jetzigen Lehrer verglichen, so daß ich nun und später im stande bin, im Notfalle auch ohne Hilfe eines Lehrers chinesische Charaktere kennen zu lernen.

Der Lehrer mit der Peking-Aussprache, Schen Schoo Ping, zeigte Lust, englisch zu lernen. Er kannte schon einige englische Worte. So habe ich ihm denn täglich nach Beendigung unserer chinesischen Arbeit unentgeltlich etwa ½ Stunde englischen Unterricht gegeben, und zwar hat er zuletzt das Markus- und Johannes-Evangelium im Englischen gelesen und liest nun den Römerbrief. Ich hoffe, daß er in einiger Zeit Christ werden und sich vermöge seiner guten chinesischen Kenntnisse als ein nützliches Glied der Kirche erweisen wird. Oft freilich wollen Chinesen nur deshalb etwas englisch lernen, um dadurch leichter in irgend einem Geschäft etwas mehr Geld verdienen zu können. Deshalb habe ich auch sogleich Neues Testament („unsere Klassiker") mit ihm begonnen, damit er wenigstens einigermaßen mit dem Christentum bekannt ist, falls er mir in einiger Zeit kündigen sollte."

Über die Verbreitung von Dr. Fabers Traktaten schreibt Pfarrer Kranz:

„Am 21. März habe ich dem Rev. Box, dem Sekretär der hiesigen Chinese Tract Society, 20 chinesische Bogentraktate Dr. Fabers zum Druck übergeben, welche ich in je 10,000 Exemplaren (zusammen 200,000 Exemplaren) durch

diese Gesellschaft veröffentlichen und weithin im Lande verbreiten lassen will. Ich habe der Gesellschaft dafür 400 Dollars angeboten.

Von diesen zwanzig Bogentraktaten Dr. E. Fabers waren sieben bisher noch nicht veröffentlicht. Zwölf sind früher von der Religious Tract Society in Canton gedruckt, und einer von der Central Chines. Rel. Trakt. Societ. (Hankow). Letztere sind alle gründlich revidiert. Die Titel dieser 20 Bogentraktate lauten:

Über das Gebet.
Anleitung zum wahren Glück.
Über die Natur des Menschen.
Ein Endeavorlied (für die Endeavorgesellschaften in China, in 25 Versen).
Gottes zehn Gebote.
Die zehn Gebote in Versen.
Der siebente Tag.
„Ewig".
Der wirkliche Heiland der Welt.
Verwirf das Falsche und verehre das Wahre.
Warum nicht nur Männer, sondern auch Frauen Gemeindeglieder werden dürfen.
Alles Glück kommt von Gott.
Unfehlbares Rezept, das Leben zu verlängern.
Ehre und Gewinn sicher zu erlangen.
Die Anwendbarkeit großer Prinzipien ist nicht örtlich begrenzt.
Unfehlbarer Weg zu Reichtum.
Wichtige Punkte der heiligen Lehre.
Unterweisung der Frauen gerechtfertigt.
Vergeltung.
Klagelied aus dem Hades (nach Luc. 16,23 ff. in Versen).

10,000 solcher Bogentraktate kosten also etwa 50 Mark. Sollten sich zu Hause nicht viele Christen finden, welche gern in dieser Weise direkt Mission treiben möchten? Wenn mir jemand zu diesem Zweck jährlich 50 resp. 100 Mark schickt, so kann er noch in demselben Jahre vermittelst solcher Bogentraktate (wie „Über das Gebet", „Anleitung zum wahren Glück", „Der wirkliche Heiland der Welt", „Wichtige Punkte der heiligen Lehre" u. s. w.) 10,000 resp. 20,000 chinesische Heiden christlich beeinflussen. Dies ist für jedermann jedenfalls die billigste Art Mission zu treiben und sein Geld direkt (ohne alle Nebenkosten für Anstalten, Komitees 2c.) in Evangeliumspredigt an die Heiden umgesetzt zu sehen. Wir haben bereits sehr viel gute christliche Litteratur in chinesischer Sprache, aber wir haben kein Geld, sie in Millionen von Exemplaren unter die Leute zu bringen, sodaß mir in letzter Zeit wirklich öfters der Gedanke gekommen ist, ob ich der Ausbreitung des Evangeliums in China nicht besser dienen könnte, wenn ich nach Hause ginge (wo die Lebensverhältnisse bedeutend billiger sind als in Shanghai) und im Anschluß an unseren Missionsverein einen „Hilfsverein zur Verbreitung christlicher Litteratur in China" gründete und auf Grund meiner bisher gesammelten Erfahrungen möglichst viel Geld für diese Sache aufzubringen suchte (nebenbei natürlich für ein späteres hinausgehen chinesisch weiter studierend), — als wenn ich hier mit einem großen Kostenaufwand lebe, und vorläufig selbständig doch noch lange kein mustergültiges christliches Buch im Chinesischen produzieren kann."

Pfarrer Kranz berichtet ferner über sein Flugblatt „Drei Beweggründe zur Weltmission".

„Im Dezember vorigen Jahres habe ich ein kleines englisches Flugblatt (das Resultat einer Diskussion mit Freunden) in 1000 Exemplare ausgehen lassen, unter dem Titel: Three Motives for Missionwork[1]). Im Januar vermehrte und überarbeitete ich es ins Deutsche (1000 Exemplare). Anfang

[1]) (Auf deutsch: Drei Beweggründe zur Weltmission: 1. Gehorsam gegen den letzten Befehl unseres Herrn Jesus Christus, 2. Dank für das, was wir selbst in Christus besitzen und erbarmendes Mitleid mit der Not der Heiden, 3. Sehnsucht nach der Vollendung des Reiches Gottes.)

März vermehrte ich es abermals und ließ eine zweite Ausgabe englisch und deutsch (je 1000 Exemplare) drucken, wovon ich nun etwa die Hälfte in alle Weltgegenden versandt habe. — Veranlassung zu diesem Flugblatt war mir einmal, daß ich selbst seit Jahren immer wieder das Bedürfnis fühlte, die starken Beweggründe, welche mich selbst für die Mission begeistern, in kurzgedrängter Form zusammengefaßt und gedruckt vor mir zu haben, und sodann die Überzeugung, daß es in der Christenheit noch viel an der richtigen Erkenntnis dieser Motive fehlt. Wenigstens habe ich unter meinen eigenen Bekannten und Verwandten die Erfahrung gemacht, daß, obwohl sie Christen waren, sie sich doch fast alle solange meinem Wunsche, Missionar zu werden, mit allen möglichen Ausreden widersetzten, bis ich ihnen brieflich oder mündlich diese Motive auseinandersetzte. Ich habe auch bei Berichten über Missionsfeste und Missionsreden die Beobachtung gemacht, daß besonders das erste und dritte von mir angeführte Motiv oft zu kurz kommt und andere minderwichtige Motive an die Stelle gesetzt werden. Was diese Motive über mich und andere vermocht haben, das können sie auch noch an tausend und hunderttausend anderen thun. Lasset uns nur mit Energie die rechten Motive zur Mission unter den deutschen Christen predigen, so wird es uns bald weder an Missionaren, noch an Geldern fehlen! Dieser beständige Geldmangel in fast allen Missionsgesellschaften ist wirklich äußerst traurig. Dieser Geldmangel kann nur beseitigt werden, wenn alle die, welche Christen sein wollen, zur tiefen Erkenntnis ihrer allgemeinen Missionsverpflichtung gebracht werden. — Wer sich mein drittes Motiv absolut nicht in der Form aneignen kann, welche ich für schriftgemäß und wahr erkenne, für den bleibt wenigstens das daran unbestreitbar, daß auch seine Vorstellung von der Vollendung des Reiches Gottes (keine sichtbare Wiederkunft Christi, doch allmähliche Erfüllung aller menschlichen Individuen mit dem Geist Christi) nicht Wirklichkeit werden kann ohne Mission. Das Motiv „Sehnsucht nach der Vollendung des Reiches Gottes" behält also in anderer Form auch für ihn seine Missionskraft.

Voraussetzung eines erfolgreichen Aufrufs zur Mission ist, daß man wirkliche Christen vor sich hat, an die man sich wendet. Von Leuten Beiträge zur Mission erwarten oder erbitten, die noch nicht einmal selbst für Christus sich entschieden haben, erscheint mir ziemlich aussichtslos. Die Christen im evangelischen Deutschland zu einem engen Verbande zu sammeln und zu offenem Bekenntnis für den Herrn zu bewegen, das ist der Zweck eines anderen Aufrufs „zur Gründung von Bekennergemeinschaften innerhalb der Landeskirche", den ich im Anfang März ausgearbeitet habe. Der Aufsatz möchte die großartige „Christian Endeavour-Bewegung", welche in Amerika und England so viel Segen stiftet, in einer den Verhältnissen gemäß etwas veränderten Form auf Deutschland übertragen. Weil ich für „Endeavour" keine populäre deutsche Übersetzung fand, habe ich den Ausdruck „Bekennergemeinschaften", und für den Singular „Bekennerbund" gewählt. Wahlspruch der Bewegung ist: „Für Christus und die Kirche!" und einer ihrer Hauptvorzüge ist der, daß die Bewegung gerade das geistliche Leben in der bestehenden Kirche stärken und für größere Kraftentfaltung organisieren will. Ein echt Lutherscher Gedanke wird dadurch verwirklicht, und ich hoffe, man wird die Sache nicht bequem einfach mit der Bemerkung abthun wollen, daß dieser neue, freiwillige Bekennerverein ja den alten pietistischen ecclesiolae in ecclesia ähnlich wäre, cf. Köstlin, Martin Luther I, 542, 546, 564, 579, 587 und besonders II, 17 f., sowie Nitzsch, Praktische Theologie III § 428: „Bei dem allen stellte sich Luther noch ein anderes, dem Urbilde Angemesseneres vor, freiere Gemeinden in der Gemeinde . . . . . Alles jetzige dünkte ihm ein pädagogischer Übergang". — Auch Sulze in seinem vortrefflichen, vielgepriesenen, doch leider wenig angewandten Buch (Die evangelische Gemeinde) redet S. 111 und S. 270, 6 von

einer Gemeinde in der Gemeinde. Nur hat es sich nach meiner Ansicht in den seit Erscheinen des Buchs vergangenen Jahren bereits praktisch genügend gezeigt, daß man zur Erweckung des kirchlichen Lebens nicht einfach von der örtlich eingeteilten und abgegrenzten Männergemeinde (cf. Sulze, S. 109) ausgehen kann [weil die meisten Männer eben absolut ungeneigt und auch christlich nicht qualifiziert sind, solche „Seelsorger" für andere zu werden], sondern daß man von allen denen, ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und der Lebensstellung ausgehen muß, welche mit Entschiedenheit zu Christus als ihrem Herrn sich bekennen und für ihn arbeiten wollen. Die muß man an jedem Ort zu einem Bekennerbund sammeln und zur Arbeit organisieren. Es ist einfach ein kirchlicher Selbstmord mit Organisierung der „Seelsorgergemeinden" so lange warten zu wollen, bis die Mehrzahl der Männer dabei voranzugehen sich entschlösse. Man nehme doch einfach das, was da ist, zum Ausgangspunkt und beginne sogleich und warte nicht auf Dinge, die sich wahrscheinlich nie verwirklichen. Jeder Geistliche suche in seiner Gemeinde alle die zu einem freiwilligen, einfachen, offenen, persönlichen Bekenntnis zu Christus zu bewegen und bringe sie monatlich einmal zusammen, so ist der Bekennerbund gebildet und das Material zu Sulzes „Seelsorgergemeinde" ist vorhanden. — Wie wollte ich Gott danken, wenn jener mein Aufruf bei den Christen der Heimat Anklang und Befolgung fände! Welcher Segen würde daraus für die geliebte Heimat erwachsen! Denn was hilft doch auch das noch so treue, sonntägliche Zeugnis des von der Masse immer verdächtigten Predigers, wenn es nicht unterstützt wird durch ein einmütiges, freiwilliges, offenes Bekenntnis einer hinter ihm stehenden und mit ihm kämpfenden, geschlossenen Gemeinschaft. Eigentlich soll jedoch, wie ein Amerikaner richtig gesagt hat, die Gemeinde nicht des Pastors Arbeitsfeld, sondern seine Streitmacht sein (not his field, but his force). Nur ein freiwilliger Bekennerbund oder Bekennerverein innerhalb der Ortsgemeinde kann dem Pastor und der Kirche diese unentbehrliche Hilfe leisten.

Als Missionar liegt mir die Sache aber besonders deshalb am Herzen, weil ich überzeugt bin, daß die Missionskraft nnd die Missionsthätigkeit der deutschen Christen dadurch erstarken wird. Vor wenigen Tagen erhielt ich von einem Freunde aus Hongkong einen Brief, worin er erzählt, daß dort ein auf einer Inspektionsreise befindlicher Sekretär der englischen Church Mission in einem großen Saale einen Vortrag über die Missionspflicht gehalten habe. Darin habe er die Not der Heiden und die ungeheure Größe des Missionsgebiets geschildert und dann gesagt, England und Amerika müsse die von Christus befohlene Arbeit thun, denn „what can we expect from Germany?" (was können wir von Deutschland erwarten?). Diese Kritik empfinden wir deutschen Missionare bitter, besonders weil, nach den bisherigen Leistungen gemessen, sehr viel Wahrheit darinsteckt. Aber doch ist sie nicht ganz wahr. Ich lasse mir die Hoffnung und den Glauben nicht nehmen, daß wir in der Zukunft auch für die Mission noch Großes von Deutschland erwarten können. Laß nur das Land Luthers erst seine Missionspflicht recht erkennen, laß sich die wirklichen Christen im evangelischen Deutschland zu einem entschiedenen Bekenntnis für den einen Herren sammeln und sich gegenseitig als Brüder, der Welt gegenüber aber als verantwortliche Träger des Evangeliums erkennen, dann werden sie auch bald inne werden, daß nicht die engen Grenzen Deutschlands, sondern die ganze große Welt ihre Parochie ist, für die sie verantwortlich sind. Es fehlt uns weder an der Fähigkeit zu religiöser Begeisterung und Opfermut, noch fehlt es uns am nötigen Gelde im Lande; es fehlt uns nur an einer rechten Organisation unserer evangelischen Kraft zu aggressiver Entfaltung und an einer Erkenntnis unserer durch keinen Patriotismus einzuengenden Missionsverpflichtung der ganzen Welt

gegenüber. Wir Deutschen kommen spät, doch wir kommen mit um so größerer Wucht auch auf das Missionsgebiet. Das gebe Gott in Gnaden!

Über die Übernahme des Sekretariats bei der Diffusion Society schreibt Pfarrer Kranz:

„Infolge des Krieges und wegen wichtiger Audienzen, die er bei dem Vicekönig Tschang Tschi Tung hatte, ist Mr. Richard noch immer nicht nach England abgereist. Das Exekutivkomitee der Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge amongst the Chinese (Gesellschaft zur Verbeitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen) hat mich einstimmig gebeten, während Mr. Richards Abwesenheit in England das Sekretariat der Gesellschaft zu übernehmen. Da mit dem Amt nicht allzuviel Schreiberei verbunden ist, glaubte ich es bei dem vielen Zureden nicht ablehnen zu dürfen. Wann Mr. Richard abreisen wird, hängt von der Entwicklung des Krieges und namentlich von der Nähe oder Ferne des Friedens ab."

Aus dem Berichte des Pfarrers Lic. Hackmann über seine Thätigkeit als Geistlicher der evangelischen Gemeinde in Shanghai vom Juli 1894 bis März 1895 teilen wir folgendes mit:

a. Kirche.

Die Angelegenheit, auf welche ich im letzten Bericht als auf eine besonders dringliche hinwies, war die Einrichtung eines eigenen Gotteshauses für die deutsche Gemeinde. Auch hatte ich bereits angegeben, daß dieser Plan sich am besten verwirklichen lasse durch Mietung der auf dem alten Kirchhofe an der Kiukiang- und Shantung-Road gelegenen Kapelle. Nachdem der Generalkonsul Dr. Stuebel am 25. August von seiner Urlaubsreise wieder hier eingetroffen war, traten wir der Verwirklichung dieser Absicht näher. Leider scheiterte sie an der ablehnenden Haltung des Municipal-Council, welcher nicht gewillt war, die Kapelle der deutschen Gemeinde zu überlassen. So groß auch unsere Enttäuschung über diese Abweisung war, faßten wir uns doch bald, da wir nun um so entschlossener dem Bau einer eigenen Kirche zuzustreben hatten. Dabei stützte uns die Hoffnung, welche mir ja bei meiner Abreise mitgegeben war, daß es möglich sein werde, einen Teil des für den in Tokyo beabsichtigten Kirchenbau gesammelten Fonds für uns zu gewinnen. Auf diese Aussicht hin ward die Stimmung der Gemeinde allmählich für den Plan eines Kirchenbaues gewonnen. Unsere auf den Fonds von Tokyo bezügliche Anfrage ward aber gegen unser aller Erwarten völlig negativ beantwortet, da der Plan des Kirchenbaues in Tokyo voll wieder aufgenommen war. Die Enttäuschung in der Gemeinde war nun so groß, daß der ganze Plan eines eigenen Gotteshauses, so sehr er mir auch am Herzen lag, vorläufig fallen gelassen werden mußte. Denn wenn auch die Gemeinde zu nicht unbeträchtlichen Opfern bereit wäre, so übersteigen doch die notwendigen Kosten die Leistungsfähigkeit derselben — zumal bei dem niedrigen Dollarkurse dieser Jahre, durch welchen viele ihre Ersparnisse plötzlich auf die Hälfte des Wertes haben herunter sinken sehen — bei weitem.

Wenn nun schon der Plan eines eigenen Gotteshauses vorläufig auf sich beruhen muß, so verwirklichte sich doch eine andere Absicht, die in der Entwicklung der Gemeinde keinen geringen Schritt vorwärts zu bedeuten hat, nämlich der Anschluß der hiesigen Gemeinde an die Großherzoglich-Sächsische Landeskirche. Nach verschiedenen Vorverhandlungen im Kirchenvorstande und einer Anfrage an den Großherzoglich-Sächsischen Kirchenrat wurde in einer Kirchenvorstands-Sitzung vom 9. Januar dieses Jahres der einstimmige Beschluß eines Antrags auf Aufnahme in die genannte Landeskirche gefaßt. Obwohl die Antwort vom Großherzoglich-Sächsischen Kirchenrat noch nicht eingetroffen ist, so brauchen

wir nicht weiter an der Gewährung der Bitte zu zweifeln[1]). Damit würde die Gemeinde also auf diejenige Basis gestellt sein, welche für eine Gemeinde deutscher Christen hier draußen die wünschenswerte ist. Daß damit das Band inniger Dankbarkeit und freundschaftlicher Verbindung, welches uns mit dem um das Aufkommen der Gemeinde so hochverdienten Allgemeinen evang.-protest. Missions-Verein verknüpft, in keiner Weise gelockert wird, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Doch wissen wir ja, daß der Missions-Verein selbst es als das naturgemäße Ziel ansah, die Gemeinde einer der deutschen Landeskirchen als angehörige zuzuführen.

Die Verhältnisse in der Gemeinde können als befriedigend und erfreulich bezeichnet werden. Alles nimmt den Gang eines ruhigen Wachstums. Die Zahl der durch einen Beitrag sich bethätigenden Mitglieder beträgt circa 90, die Beiträge erreichten die Höhe von circa £ 1700. Der Besuch der nach wie vor an jedem ersten und dritten Sonntage im Monat abgehaltenen Gottesdienste war nach den hier vorliegenden Verhältnissen berechnet ein guter, durchschnittlich vielleicht 40—50 Personen. Eine besonders schöne kirchliche Feier hatten wir am Weihnachtsabend. Man hatte uns von englischer Seite erlaubt, für unsern deutschen Gottesdienst einen Tannenbaum in die schön geschmückte Union Church hineinzustellen. Dazu hatte ich mit einem halb aus Kindern, halb aus Damen bestehenden Chore einige Weihnachtsgesänge eingeübt. Und als dann der Christabend sich über das Land neigte, da hatte sich eine so zahlreiche Versammlung, teilweise auch von Engländern, die die deutsche Weihnachtsfeier gern kennen lernen wollten, vor dem brennenden Christbaum zusammengefunden, wie die frühere Zeit sie wohl noch nicht gesehen hatte. Der Gesang der Kinder, der so einfach und bewegend durch den großen Raum schallte, das Leuchten der Christbaumkerzen und die Erinnerung an das „Euch ist heute der Heiland geboren" bildeten einen schönen, zu Herzen gehenden Akkord, der um so tiefer empfunden wurde, wenn man sich bewußt war, hier in der Ferne Ostasiens wohl zum ersten Male in einer christlichen Kirche den Tannenbaum brennen zu sehen.

Die Kinder, aus denen sich unser Weihnachtschor zusammensetzte, waren größtenteils meine Schulkinder, teilweise die Besucher meiner Sonntagsschule. Denn seit dem 4. November vorigen Jahres habe ich regelmäßig Sonntags eine Sonntagsschule abgehalten, die allmählich von circa 15 Kindern besucht wurde. Da eine besondere Räumlichkeit dafür nicht vorhanden war, so benutzte ich mein Wohnzimmer. Jetzt ist durch die neue Schule, von der unten die Rede sein wird, auch hierfür besser Rat geschafft.

Um das Interesse der Gemeindemitglieder an allerlei geistigen Fragen ein wenig mehr zu wecken und rege zu halten, führte ich während der Wintermonate den schon länger gehegten Plan einer Reihe von öffentlichen Vorträgen aus. Die Vorträge fanden alle 14 Tage am Montag Abend um 9 Uhr im deutschen Klub statt, dessen Vorstand mir bereitwilligst ein Zimmer zur Verfügung gestellt hatte. Der Besuch war nach den Thematen, die ich behandelte, verschieden, doch erntete ich immer warmen Dank, mehrfach war der Saal bis auf den Korridor hinaus gefüllt.

Die Themata der zehn Vorträge waren folgende: 1. Fortschritt in der Geschichte, am 1. November. 2. Das Märchen, am 12. November. 3. Deutsches Leben vor 100 Jahren, am 26. November. 4. Der moderne Realismus und das Drama, 10. Dezember. 5. Muhammed und der Islam I, am 14. Januar. 6. Muhammed und der Islam II, am 28. Januar. 7. Graf Leo Tolstoy I, am 12. Februar. 8. Graf Leo Tolstoy II, am 25. Februar. 9. Henrik Ibsen und seine Dramen I, am 14. März. 10. Henrik Ibsen und seine Dramen II, am 25. März.

---

[1]) Diese Antwort ist inzwischen Anfang Mai in durchaus zustimmendem Sinne von Weimar aus eingetroffen.

Die Vorträge wurden auf Wunsch dem Redakteur des Ostasiatischen Lloyd zum Abdruck überlassen. Im Sommer sind derartige Vorträge weniger ratsam. Doch hoffe ich, im nächsten Winter damit fortfahren zu können.

Aus dem Innern Chinas erhielt ich im Laufe des Winters von einer ganz vereinzelt unter Chinesen lebenden deutschen Familie eine Anfrage, ob ich ihnen nicht zum Ersatz für die mangelnden deutschen Gottesdienste meine Predigtmanuskripte regelmäßig zusenden könnte. Natürlich habe ich dem gern gewillfahrt. Diese Anfrage aber regte einen weiteren Gedanken in mir an. Wahrscheinlich leben in den vielen Häfen und Städten Nordchinas noch eine Reihe von Deutschen, die ein ähnliches Bedürfnis haben könnten, doch wenigstens durch Übersendung der jedesmaligen Predigt in Konnex zu sein mit der hiesigen Gemeinde und einen weiteren Kreis von mit uns verbundenen Christen zu bilden. Die Vervielfältigung der Predigten durch den Druck und die Versendung würde keine sehr großen Unkosten verursachen, so daß bei mäßiger Beteiligung ein niedriger jährlicher Beitrag alles decken würde. So habe ich denn im Einvernehmen mit dem Kirchenvorstande einen Aufruf nebst dem Probeexemplar einer Predigt versandt an eine Reihe von deutschen Adressen in China, um mich über die Geneigtheit oder Abneigung zu orientieren. Doch geschah dies erst vor Kurzem, da die Kriegsunruhen es vorher nicht rätlich erscheinen ließen. Antworten konnten deshalb bisher nicht einlaufen, und inwieweit dieser Versuch, eine Außengemeinde in der Diaspora Chinas zu sammeln, von Erfolg sein wird, steht noch ganz dahin.

Seit Anfang Oktober vorigen Jahres erteile ich zwei Konfirmandinnen, Schwestern im Alter von 15 und 17 Jahren, den Töchtern einer hiesigen Kaufmannsfamilie, den Vorbereitungsunterricht für die Konfirmation. Der Unterricht mußte im Hause der Schülerinnen stattfinden, schon aus dem Grunde, weil ein Leiden das eine der Mädchen beständig ans Bett fesselte. Der Unterricht wurde anfangs wöchentlich einmal, dann zweimal, in der letzten Zeit in drei wöchentlichen Stunden erteilt. Die Konfirmation soll, so Gott will, am Gründonnerstage im Hause der Familie gefeiert werden.

In der Zeit, welche dieser Bericht umspannt, habe ich 5 Taufen vollzogen, darunter eine Doppeltaufe von zwei Schwestern, deren ältere schon 4 Jahre alt war; ferner sind 8 kirchliche Beerdigungen in der deutschen Gemeinde nötig gewesen; eine kirchliche Trauung wurde gefeiert, welche in englischer Sprache vorzunehmen war, weil die Braut des Deutschen völlig unkundig war. —

b. Schule.

In meinem vorigen Berichte sprach ich die Hoffnung aus, die Anfänge einer deutschen Schule in die Entwicklungsbahn zu leiten, daß durch die Kombination einer deutschen Klasse mit einer hier bestehenden englischen Schule sowohl den deutschen Kindern die volle Bewegungsfreiheit gewahrt als auch ein fester Halt an einer größeren Institution gewonnen werde. Dieser Plan ließ sich nach dem Ende der Sommerferien, im September vorigen Jahres, in der That verwirklichen, und zwar durch die Verbindung, in welche wir mit einer englischen hiesigen Privatschule traten. Die deutschen Kinder nahmen teil an dem englischen Unterricht, soweit er erteilt wurde, hatten aber daneben täglich ihren deutschen Unterricht gesondert. Der Privatunterricht anderer deutscher Kinder, welche an dieser Schule nicht teilnehmen konnten, wurde außerdem wie früher fortgeführt, und zwar in zwei Abteilungen von je 2 und 6 Schülerinnen mit wöchentlich einer Stunde. Im Laufe der Zeit orientierte ich mich besser über die Möglichkeit, eine selbständige deutsche Schule zu gründen, und gewann die Überzeugung, daß in dieser Richtung gearbeitet werden müsse. Es gelang allmählich unter sehr eifriger Unterstützung des Generalkonsuls, eine Reihe von Gliedern der Gemeinde für den Plan zu erwärmen. Der Geldpunkt war freilich etwas Schwieriges.

Doch da ich die Ausgaben auf das Minimum herunterdrücken konnte, indem ich mich unentgeltlich zur Verfügung stellte (neben mir war freilich unbedingt noch wenigstens eine volle Kraft erforderlich, dazu die Miete des Schulhauses), auch durch Schulgeld einiges aufgebracht werden konnte, so ließen sich die Bedenklichkeiten einigermaßen beschwichtigen, ja, es stellte sich allmählich eine große Teilnahme und Bereitwilligkeit ein. Eine Reihe von Firmen verpflichtete sich schließlich mit großer Liberalität, für das erste Jahr einen Garantiefonds zu zeichnen, damit auf dieser Basis der Versuch einer deutschen Schule gemacht werden könnte. Inzwischen wollte man sehen, inwieweit von Deutschland her eine Hilfe zu erwarten sei. Daraufhin wurde aus den Interessierten dann ein Schulkomitee gewählt mit dem deutschen Generalkonsul als Vorsitzendem und dem Unterzeichneten als ständigem Mitglied, übrigens noch aus 5 hiesigen Gemeindegliedern bestehend. Eine geeignete Lehrerin fand sich in der Person einer hier schon längere Zeit in einer Familie als Erzieherin thätigen deutschen Dame, Frl. Julie Pfankuch. Außerdem ward eine hier verheiratet lebende deutsche Dame, welche früher in Hamburg mehrere Jahre als Lehrerin thätig gewesen ist, Frau A. Roemer, als Hilfslehrerin gewonnen.

Eine sehr wichtige Frage war die Gewinnung eines geeigneten Hauses. Nach längerer Umschau bot sich ein sehr günstig, in unmittelbarer Nähe des Generalkonsulates gelegenes gut gebautes Haus, das auf Beschluß des Schulkomitees gemietet wurde. Zugleich beschloß das Komitee, dem Geistlichen in diesem Hause eine unentgeltliche Wohnung einzuräumen. Dieser Punkt ist für den Fortgang unseres Gemeindelebens von nicht geringer Wichtigkeit, da jetzt in der Schule zugleich ein ständiges Pfarrhaus gegeben ist. Ich bewohne im Obergeschoß des Hauses zwei hübsche Zimmer, ein drittes steht mir mit der Einschränkung zur Verfügung, daß es in manchen Stunden auch als Klassenzimmer verwertet wird. Die Zimmer im ersten Stock, schöne, sehr geräumige Stuben, sind die Klassenzimmer der Schule. Alles übrige, Bänke und sonstiges Schulinventar, wurde hier sehr passend hergestellt. Und so haben wir am Montag den 1. April im Dank gegen Gott und in der Hoffnung auf seine Hilfe unsere deutsche Schule an der Whangpoo-Road 22 (von nun an dem deutschen Pfarrhause) mit einer Zahl von 24 Kindern, 9 Knaben und 15 Mädchen, in drei Klassen eröffnet. Daß die Zahl der Kinder in den nächsten Jahren zunehmen wird, unterliegt keinem Zweifel. Und es war nach meiner Überzeugung grade jetzt der Zeitpunkt, die Organisation der Schule in Angriff zu nehmen, da sich bei einer Zahl von 24 Kindern die schwierigen ersten Anordnungen, welche mit der Eröffnung einer Schule, die nicht nur mit einer untersten Klasse beginnen will, notwendig verbunden sind, am besten überwinden ließen, während später eine größere Zahl sie sehr erschweren würde. Lehrmittel sind von Deutschlaud aus bestellt und werden hier im Laufe dieses Monats erwartet. Vorläufig benutzen wir, was uns hier zugänglich war.

c. Marine.

So oft ein Kriegsschiff hier lag, wurde an Bord desselben ein Schiffsgottesdienst abgehalten, wenn an dem betreffenden Sonntage kein Gemeindegottesdienst gehalten wurde. Als die „Alexandrine“ im Anfang des Dezembers draußen in Woosung lag, fuhr ich hinaus und feierte mit der Besatzung einen schönen Sonntagsgottesdienst am 9. Dezember. Im ganzen waren in der verflossenen Zeit deutsche Kriegsschiffe immer nur für wenige Wochen oder gar Tage hier stationiert, da während der Kriegsunruhen andere Plätze mehr als das doch am meisten gesicherte Shanghai die Anwesenheit deutschen Marineschutzes verlangten. Nur die „Iltis“ war im Herbste längere Zeit hier, und damals brachte ich meine Absicht zur Ausführung, gesellige Unterhaltungsabende mit den Mannschaften abzuhalten. Bei dem Mangel eines anderen Raumes mußte ich mein Wohnzimmer

benutzen, das zum Glück recht geräumig war, so daß jedesmal etwa die Hälfte der Besatzung des Kanonenbootes sich einfinden konnte. Der Abend wurde mit Singen geselliger Lieder, mit Vorlesen und Besprechen geeigneter anziehender geschichtlicher Stoffe und mit Musik hingebracht, und die 2 Stunden, von 8 bis 10 Uhr abends, verstrichen jedesmal sehr schnell. Die Mannschaften fühlten sich offenbar behaglich und zufrieden mit dieser Art von Unterhaltung. Um 9 Uhr wurde eine Theepause gemacht, da eine deutsche Dame so freundlich gewesen war, uns zu dem Zwecke mit dem Nötigen zu versehen. Außer diesen geselligen Abenden für die deutschen Seeleute beteiligte ich mich hin und wieder an englischen „Sailor-entertainments“, bei denen man auch hie und da deutsche Matrosen trifft.

Auf dem Kanonenboot „Iltis“ feierten wir am 27. Januar in schönster Weise Kaisers Geburtstag. Das Schiff war mit Grün und Flaggen auf das überraschendste ausgeschmückt, so daß die große Zahl der aus der Gemeinde gekommenen Gäste des Gottesdienstes sehr erstaunt waren. Ein sehr günstiges Wetter erlaubte, die Feier ohne alle Beschwerde oben auf dem Deck abzuhalten. Ich hatte als Text Ps. 137, V. 5 u. 6 gewählt und sprach über den Segen des eignen Vaterlandes in der Fremde. Am Nachmittage gab die Schiffsmannschaft einer großen Zahl von Gästen ein kleines Fest an Bord.

Einiges persönliche noch anzuknüpfen, so fühle ich mich, Gott sei Dank, bisher völlig gesund und auch soweit befriedigt in meiner Arbeit, wie ich es nach dieser kurzen Zeit und dem, was geschehen ist, erwarten darf. Zweimal hatte ich Gelegenheit, einen Ausflug von Shanghai aus zu unternehmen, einmal in den Septembertagen eine dreitägige Küstenfahrt, und dann letzthin in der letzten Woche des März, wo ich Nanking für wenige Tage einen Besuch abstatten konnte. Beide Ausflüge brachten Förderung und Belehrung, vor allem der letztere. Meine chinesischen Studien setze ich langsam, doch regelmäßig fort, hoffe auch in Zukunft trotz der 15 Schulstunden, die mich fortan natürlich bedeutend mehr einschränken werden, dabei zu bleiben. Die Gesamtheit der Erscheinungen überblickend, in denen sich bisher hier christliches Leben einfach und still zu regen beginnt, bin ich voll Dankes gegen Gott und voll Beschämung, daß er so schwacher Arbeit schon solche Fortschritte geschenkt hat. Möchte unser Leben hier draußen von der Christenheit daheim doch immer mit warmer, betender Teilnahme begleitet werden, wie auch wir immer im Geiste die Hand nach der Heimat hinüberstrecken.

Aus einem Briefe Lic. Hackmanns vom 14. Mai d. J. entnehmen wir noch, daß es mit der neu eingerichteten deutschen Schule sehr gut vorwärts geht, und daß ein Abendmahlsgottesdienst, den Lic. Hackmann am Charfreitage in seiner Gemeinde hielt, eine außerordentlich große Teilnahme fand.

Aus den Zweigvereinen.

Der Brandenburger Provinzial-Ausschuß

veranstaltete am Dienstag, den 11. Juni, sein erstes Missionsfest in Eberswalde. Die Festpredigt hatte Pred. Dr. Riemann aus Berlin übernommen. Er hatte derselben zu Grunde gelegt das gewaltige Pauluswort 1. Kor. 9. 16: „Denn daß ich das Evangelium predige, darf ich mich nicht rühmen; denn ich muß es thun. Und wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige“. Es ist eine heilige Pflicht, wir müssen Mission treiben, 1. um Jesu Christi willen, von dem wir das beste empfangen haben, was wir unser eigen nennen, unseren Christenglauben und unsere Christenhoffnung, 2. aus Liebe gegen unsere Brüder, wenn wir sehen, welch ein Sklavenleben bis zum Tode sie führen, wenn wir immer wieder die Wahrnehmung machen, daß doch selbst den hochkultivierten Japanern und

Chinesen trotz aller Kultur das beste fehlt, das selige Bewußtsein der Gotteskindschaft, 3. um unserer selbst willen; denn eine Christenheit, die nicht mehr missioniert, wird allmählich innerlich und äußerlich absterben. Je mehr und je eifriger wir dagegen für die Heidenwelt arbeiten, um so mehr werden wir die Erfahrung machen, daß wir selbst am meisten bei dieser selbstlosen Arbeit gewinnen! — Die Nachfeier im Kurhaus Gesundbrunnen im nahen Walde, abends 7 Uhr, erfreute sich wie der Gottesdienst einer sehr regen Beteiligung. Eröffnet wurde sie durch eine Ansprache des Pred. Dr. Arndt über das Thema: „Das Friedenswerk unserer Mission in Japan". Pred. Lic. Kirmß führte die Hörer in die Arbeit unserer Missionare in Shanghai ein. Den Schluß bildete ein mit großem Beifall aufgenommener Vortrag des Japaners Munio Kubo über „Japan und das Christentum", den wir als eine wertvolle Charakteristik der gegenwärtigen Zustände und Stimmungen in der Mitte des japanischen Volkes den weitesten Kreisen unserer Freunde durch wörtlichen Abdruck im nächsten Hefte unserer Z. M. R. zugänglich machen wollen.

Der gelegentlich der Brandenburger Provinzial-Missionskonferenz am 12. Februar zu Eberswalde gewählte provisorische Ausschuß hat sich nunmehr definitiv konstituiert und die Bezeichnung „Brandenburger Provinzial-Ausschuß des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins" angenommen. In denselben wurden gewählt: Pf. Andrießen in Frankfurt a./O., Landesgerichtsrat a. D. Haeckel in Potsdam, Pred. Haupt in Berlin, Oberpred. Jonas in Eberswalde. Der Vorsitz ist dem Landesgerichtsrat a. D. Haeckel übertragen worden. Dieser Provinzialausschuß hat die Aufgabe, die in der Provinz zerstreuten Mitglieder zu sammeln, neue Zweigvereine ins Leben zu rufen und alljährlich, um das Band der Zusammengehörigkeit zu pflegen, ein Wandermissionsfest, wenn möglich am Dienstag nach Trinitatis, zu veranstalten.

Der Missionsfrauenverein in Mannheim

hat im letzten Winter eine eifrige Thätigkeit entfaltet. Die Vorsitzende des Vereins, Frau Stadtpf. Hitzig erstattet uns folgenden erfreulichen Bericht, den wir veröffentlichen um auch anderwärts die Frauenwelt noch mehr als bisher für unser Missionswerk zu gewinnen:

„Unser Frauenverein hat im September 1894 seine Thätigkeit begonnen mit 72 Mitgliedern, die einen jährlichen Beitrag von 1 M. bezahlen. Die Damen kommen jeden letzten Samstag des Monats zum Arbeiten für Japan zusammen, und einer der Herren Geistlichen hält dabei einen Vortrag über Mission, den Gustav-Adolf-Verein oder allgemeine religiöse Geschichte. So hörten wir schon einen Bericht über den Stand der Mission in Japan, über Buddha, eine Anthropologie der Religion im allgemeinen, wir hatten das Vergnügen, Frl. Diercks unter uns zu sehen, das Gustav-Adolf-Jubiläum wurde durch einen interessanten Vortrag gefeiert u. s. w.

Die Arbeiten für den Bazar in Tokyo schreiten rasch vorwärts, und wir können bis Ende Juni einen ganzen Zauberkasten voll schöner und praktischer Dinge nach Bremen abschicken. Bis nächstes Jahr hoffen wir unsere Kräfte verdoppelt zu haben auch betreffs der Einnahmen; erst dieser Tage erhielt ich ein Geschenk von 50 M. für unseren Verein." — Sollte das nicht zur Nacheiferung anspornen? Was in Mannheim, Berlin, Potsdam, Hamburg, Pforzheim mit Erfolg ins Werk gesetzt worden ist, sollte das nicht auch anderswo möglich sein?

Neue Zweigvereine.

In Apolda wurde ein neuer Zweigverein gegründet, der sich dem Weimarischen Landesverein angeschlossen hat. Vorsitzender ist Pfarrer Dr. Hering in Oberroßla b. Apolda.

Aus dem Centralvorstande.

Heinrich Ritter †.

Am 27. Mai d. J. entschlief sanft nach längerem Leiden unser Freund und Mitarbeiter Prediger Heinrich Ritter in Potsdam. Nicht nur unser Centralvorstand, sondern auch unser gesamter Missionsverein hat durch diesen Heimgang eines treuen unermüdlichen Förderers unserer Mission einen schweren Verlust erfahren.

Heinrich Ritter hat unseren Missionsverein vorbereiten und gründen helfen. Er ist unablässig bemüht gewesen, durch Wort und Schrift das Interesse an der Heidenmission zu wecken. Wie er selbst von glühender Begeisterung und heißer Liebe für die Ausbreitung des Evangeliums erfüllt war, so war es ihm gegeben, auch andere zu gleichem Eifer anzuspornen. Er hat beinahe nie eine Generalversammlung oder eine Centralvorstandskonferenz versäumt, und noch wenige Tage vor seinem Tode hat er, obwohl in großer leiblicher Schwachheit, an einer Konferenz des Geschäfts-Ausschusses teilgenommen. Sein Haus war selbst eine Missionsstätte. Mancher junge Japaner hat dort die ersten tiefen Eindrücke vom Christentum empfangen. Es war uns vergönnt, in dem Ritter'schen „Missionshause" am 3. März d. J. unseren jüngsten Missionar Pfarrer Schiller abzuordnen und zu verabschieden.

Das Andenken unseres lieben Freundes wird uns unvergeßlich bleiben. Unser Dank und unsere Liebe folgt ihm in die Ewigkeit nach. Möge sein Geist treuer, selbstverleugnender Hingabe unter uns lebendig bleiben! Der barmherzige Gott aber wolle ihm durch unseren Heiland Jesus Christus den Frieden schenken, nach dem sein Herz sich sehnte und von dessen Glanz sein Auge wiederleuchtete, so oft er zum Friedenswerke der Mission uns anfeuerte!

Berlin, den 17. Juni 1895.

Der Centralvorstand des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins.

Arndt.

Heinrich Ritters Begräbnis

fand am 30. Mai statt. Die Geistlichen Potsdams und seiner Umgebung waren fast vollzählig zugegen, auch mancher Freund aus Berlin war erschienen. Ebenso waren der Oberbürgermeister Boie und die Stadtverordneten Potsdams anwesend. Überaus groß war auch die Beteiligung der Gemeinde. Die Heilige Geist-Kirche war beinahe überfüllt. Zahlreiche Kränze und Palmen waren im Altarraum niedergelegt, wo der Sarg aufgebahrt war. Auch unser Vorsitzender Prediger Dr. Arndt legte eine Palmenspende im Namen des Centralvorstandes nieder. Die Gedächtnisrede [1]), die ein tiefergreifendes Bild von der Größe und Gewalt der Persönlichkeit unseres entschlafenen Freundes gab, hielt Prediger Persius. Zu Grunde gelegt waren die Worte des Apostels Paulus 2. Korinther 4, 7—18. „Lasset uns diesen Worten gemäß", so sprach Pred. Persius, „die überschwängliche Gotteskraft betrachten, die mächtig war in des dahingeschiedenen Freundes Schwachheit, und sodann fragen, woher ihm solche Gotteskraft gekommen, auf daß wir uns aus der Trauer erheben zu Lob und Dank.

„Wir haben solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwängliche Kraft sei Gottes und nicht von uns." Ja, welch' ein Schatz, welch' eine Fülle von Gotteskraft — nach dem Zusammenhang unseres Textes — von Licht und Klarheit aus Gott, in Christo Jesu offenbar geworden, strahlte durch diese gebrechliche, nun hier im Sarge völlig gebrochen liegende Hülle hindurch. Vom frühesten Jünglingsalter an der Eltern Sorgenkind um seiner Gesundheit willen, bald im Mannesalter vom schweren Leiden heimgesucht, mehr denn einmal schon dem Tode nahe, hat unser treuer Freund offenbart, was des Geistes Kraft in

---

[1]) **Vollständig abgedruckt in der Prot. K. Z. Nr. 23.**

uns über die Gebrechlichkeit des Körpers vermag, insonderheit dann, wenn sie sich durchglühen läßt von Christi Licht und Leben.

Klaren, durchdringenden Verstandes, zugleich warmen Herzens und festen Willens, darin einem Paulus ähnlich, stellte er diese Gottesgaben, folgend dem inneren Drange, wie dem Ruf und Beruf des Vaters, des trefflichen Pastors aus der Schule Schleiermachers, frühzeitig in den Dienst des Herrn, mit eifrigem Bemühen als Jüngling sich versenkend in das Studium der theologischen Wissenschaft, treu der Schule Schleiermachers, dennoch oder vielmehr grade darum offen und empfänglich für jeden in Aufrichtigkeit die ewige Wahrheit suchenden Weg. Also herrlich ausgerüstet für den Dienst am Worte Gottes kam er vor drei Jahrzehnten hierher, einstimmig von den Vätern der Stadt zum Seelsorger am hiesigen Krankenhaus berufen. Ein in Leiden und Anfechtungen schon damals Geprüfter, darum mehr als andere tüchtig, den Leidenden reichen Trost zu spenden. O, es ist mir treu im Gedächtnis, wie seine erste Predigt im Krankenhause die Zuhörer ergriff, wie die Thränen flossen, als er ihnen Jesu freundliche Einladung auslegte: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Bald darauf, ebenfalls einstimmig durch die Väter der Stadt hierher an Stelle Eltesters berufen, wie hat sich in ihm offenbart immer reichere, „überschwängliche", tiefdringende und weithin wirkende Gotteskraft. Wie strahlte von ihm aus an dieser Stätte Licht, Liebe, Leben! Teure Gemeinde, war es uns nicht oft, als brannte unser Herz, wenn er uns das Wort Gottes auslegte, wenn er uns in die Tiefen dieses Wortes einführte, immer neue Seiten uns erschloß, in feiner, scharfer Gedankenentwicklung, in vollendeter Form, mit liebeglühendem Herzen? Ihr lieben Konfirmanden, wie wußte er euch zu zeichnen des Heilands Bild, wie verstand er es, nachgehend euren Gedanken und Empfindungen und sie in das Licht des Evangeliums stellend, eure Herzen zu ergreifen? — Immer gewaltiger wird seine Predigt, immer heller glüht in ihm das Himmelslicht, immer trostreicher brechen durch die Ewigkeitsgedanken. Am letzten Karfreitag, herrlich wob er der Liebe Band, das Lebende und Tote eint durch den am Kreuz Erhöhten. Am letzten Ostertag, welch fester Auferstehungsglaube klang aus seinen Worten tröstend in der Gemeinde Herz. Wie schwach er war — wie mühsam er sich hierher bewegte, auf die Kanzel, in euren Kreis, ihr lieben Kinder — ach, wie hat es euch und uns überwältigt, wenn wir einen scheinbar völlig Gebrochenen vor uns sahen — und doch, wie wunderbar! kaum hatte er seine Rede begonnen, das Auge glühte, das Antlitz leuchtete, und mit kräftiger Stimme verkündete er den, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Doch endlich: „Ich kann nicht weiter", klagte er seufzend. Aber, ob er auch nicht mehr an dieser Stätte reden konnte, folgend der Weisung des Herrn: Ich muß wirken, so lange es Tag ist — täglich fanden wir ihn bei seiner wissenschaftlichen Arbeit, seines Lebens Ringens und Kämpfens reife Frucht, in der er den Suchenden die Frage nach Gott und der wahren Gottesverehrung beantwortet. Noch kurz vor seinem Tode hat er die letzte Hand an dieses Werk gelegt, seiner treuen Gattin in die Feder diktierend seinen Auferstehungsglauben, tröstend die Trauernde und selbst getröstet und beruhigt, daß es ihm noch vergönnt war, dieses sein Lebenswerk, an das er seine letzte Kraft gesetzt, im wesentlichen zu vollenden.

Welch' ein Schatz göttlichen Lichtes, reicher Gotteserkenntnis strahlte aus von diesem gebrechlichen Gefäß leuchtend, aber zugleich auch erwärmend. Der Mann des klaren Verstandes zugleich der Mann innigsten Mitgefühls, glühender Liebe. Erquickend drang seine Liebe aus seinem Herzen in die Herzen der Seinen. Er war der treueste, liebevollste Gatte, Bruder, Verwandte und Freund.

Aber diese seine Liebe, so stark und innig sie war in des Lebens engerem Kreise, so weit leuchtete sie hinaus in die Gemeinde und über sie hinaus. Bei seinem klaren Blick, mit der warmen Teilnahme seines Herzens war er ein trefflicher Seelsorger; in Leid selbst geprüft, verstand er wenn irgend einer, mitfühlend die Leidenden, die an Gräbern Trauernden zu trösten. In seiner Liebe war er

ein Vater der Armen, Verlassenen, Verwaisten, Gefangenen und vom rechten Wege Abgeirrten; mit dem Herrn glaubte er an das unvertilgbare Gute in jeder Menschenbrust und suchte darum dem Heiland nach vertrauensvoll auch das Verlorene. — Und weiter dringt erwärmend seine Liebe. Da nimmt er sich der zerstreut lebenden evangelischen Brüder in der Ferne an, ein Förderer unseres Gustav-Adolf-Vereins in Wort und That. Da treibt und betreibt er mit opferfreudiger Thatkraft in glühender Begeisterung das Werk der Mission in Japan; ein Missionar in der Heimat ruft er die Gemeinden nah und fern auf zu seinem heiligen Werk; ein Missionar in seinem Hause sammelt er in seinem trauten Heim um sich die hier unter uns weilenden Japaner, ihnen deutschen Hauses Sitte, Glauben und Lieben zu gedeihlicher Aussaat im fernen Osten mitzugeben.

Und diese Liebe, die er lebend und leidend offenbart, unter mancherlei Anfechtungen, hell brach sie auch in seinem Sterben hervor. Wie wollte er die Seinen alle noch mit seinen Liebesarmen umfassen; die Liebe machte ihm das Scheiden so schwer und doch auch wieder leicht. So hat er laut gerufen mit erblaßten Lippen: „Vereint, vereint, alle vereint, Freunde, Gemeinde, kein wirklich Scheiden, nur scheinbare Trennung, ja Wahrheit ist es, Wahrheit, daß wir alle ewig vereint." — So hat er wahr gemacht bis in den Tod das Wort, das einst am Konfirmationstag der Vater ihm mitgegeben auf den Lebensweg: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus".

„Wir tragen solchen Schatz in irdenen Gefäßen." Woher dem Verklärten aber eine solche Fülle von Gotteskraft? Aus derselben Quelle, aus der sie Paulus schöpfte nach unserem Wort: dieweil wir den Geist des Glaubens haben, der sich kundgiebt in dem Worte: „Ich glaube, darum rede ich, so glauben wir auch, darum so reden wir auch". Der Glaubende suchte Gott und darum gab ihm Gott solche wunderbare Kraft, der Glaubende suchte das ewige Licht und darum senkte es Gott in sein Herz. Sein Glaube an das Licht und Leben in Christus war ein selbsterrungener und darum wirkte er an ihm und von ihm aus so mächtig. „Ich glaube, darum rede ich", das war seines Lebens Wahlspruch, so stand geschrieben über der Thür seines Arbeitszimmers, über dieses Wort hielt er seine Antrittspredigt; nur was er wirklich glaubte, redete er, nichts Gemachtes, Gesuchtes, von anderwärts Übernommenes kam über seine Lippen. Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit vermied er alles Fremde. Aus den innersten Tiefen des Geistes arbeitete er heraus in eigenartiger Gestalt das, was Gott ihm offenbarte in seinem Worte, und was er zu ihm draußen redete in der Schöpfung — zumeist entstanden seine Predigten in seinem Innern, indem er hinwandelte durch Wald und Flur.

Sein Glaube ein freier persönlicher Glaube, der darum stark war Berge zu versetzen. Wie sich ihm die Arbeit unter seiner wissenschaftlichen Thätigkeit häufte, er überwand sie. Wie mit der zunehmenden Wirksamkeit seine Amtslast wuchs, er trug sie, bewältigte sie mit freudigem Geist in dem Glauben, der in der Liebe thätig ist. Er hatte den Glauben, der da ist eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und nicht zweifeln an dem, das man nicht sieht. In solchem Glauben war er gewiß, „daß der, der den Herrn Jesus auferweckt, auch ihn durch Jesus werde auferwecken", in solchem Glauben ward er nicht müde. „Darum werden wir nicht müde, sondern ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert." In solchem Glauben schaute er unter allen Leiden hinüber ins Jenseits, „denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft wie hier schon dort droben weit mehr noch eine über alle Maßen wichtige Herrlichkeit".

Gotteskraft, Licht und Leben aus Gott in ihm mächtig um seines Glaubens willen und das alles, wie der Apostel sagt, „uns zu gut, um unsertwillen". „In ihm mächtig der Tod, aber das Leben in uns." Von dem Ringenden, Kämpfenden, Leidenden, Sterbenden gingen aus uns zu gut göttliche Lebenskräfte. Und darum darf auch nicht Trauern heute das letzte sein, sondern Loben und Danken und Geloben. „Es geschieht alles um euretwillen, auf daß die über-

schwängliche Gnade durch vieler Danksagen Gott reichlich preise." — Ja, Dank dir du treuer Gott, du hast gegeben, du hast genommen, dein Name, o Herr, sei gelobt!

Am Grabe sprach Superintendent Petzholtz. Es waren warme, von Herzen kommende und zu Herzen gehende Worte, die er dem Entschlafenen nachrief, ein Scheidegruß, der dem verewigten Freunde ganz und voll gerecht wurde. „Wie tapfer, wie unentwegt wußte doch der Heimgegangene seinen Standpunkt zu verteidigen", so führte der Redner aus, „aber wie weitherzig erkannte er auch die fremde Meinung an! Und stets hatte er das Streben nach brüderlicher Gemeinschaft, stets war er bereit, die Hand zu reichen bei aller Verschiedenheit der Meinungen! „Vereint, vereint, alle vereint, Freunde, Gemeinde, kein wirklich Scheiden, nur scheinbare Trennung, ja Wahrheit ist es, Wahrheit, daß wir alle ewig vereint!" Das war der letzte Friedensgruß des sterbenden Freundes, Friede sei auch seiner Asche!"

Das Auswärtige Amt des deutschen Reiches

hat uns durch folgende Verfügung, datiert vom 18. Mai d. J., hoch erfreut:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben durch Allerhöchsten Erlaß vom 11. d. M. zu genehmigen geruht, daß dem Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Shanghai Lic. Hackmann für die Erteilung deutschen Unterrichts an die Kinder der dortigen deutschen Kolonie der Betrag von 1500 Mark aus dem im Etat des Auswärtigen Amtes für 1894/95 ausgebrachten sogenannten Schulfonds gewährt werde.

Den Centralvorstand des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins beehre ich mich hiervon mit Beziehung auf das gefällige Schreiben vom 6. März d. J. und mit dem Bemerken in Kenntnis zu setzen, daß der Kaiserl. Generalkonsul in Shanghai wegen Auszahlung dieser Summe an den Pfarrer Hackmann mit Weisung versehen worden ist.

Am 1. v. M. ist in Shanghai eine deutsche Schule ins Leben getreten, zu deren Erhaltung ich bei Seiner Majestät für das Etatsjahr 1895/96 die Gewährung eines Zuschusses von 3000 Mark zu beantragen beabsichtige. Die Leitung der Schule ist dem Pfarrer Hackmann übertragen worden, der dafür eine Entschädigung von $ 600 neben freier Wohnung erhalten soll. Damit dürfte der Antrag auf fernere Bewilligung einer Beihilfe zu dem Gehalt des Pfarrers seine Erledigung gefunden haben.

Der Reichskanzler.

Im Auftrage: gez. Hellwig."

Prediger Lic. Dr. Kind.

Beim Scheiden des Predigers Lic. Dr. Kind aus Jena haben seine zahlreichen Gemeindeglieder und Freunde ihm auch einen sichtbaren Beweis ihrer Liebe und Dankbarkeit mitgeben wollen und auf seinen Wunsch eine Sammlung für die Zwecke unseres Missionsvereins unter sich veranstaltet. Der Ertrag dieser Sammlung 1050 Mk. ist unserer Centralkasse als eine besondere Stiftung unter der Bezeichnung „Ehrengabe an Herrn Pred. Lic. Dr. Kind bei seinem Scheiden aus Jena" überwiesen worden.

Wir sagen allen freundlichen Spendern dieser hocherfreulichen Gabe auch an dieser Stelle unseren innigsten Dank und wünschen unserem Freund und Mitarbeiter Lic. Kind auch in seinem neuen Wirkungskreise als Nachfolger Lic. Hoßbachs im Pfarramt an der Neuen Kirche zu Berlin Gottes reichsten Segen. Das Diplom, durch das die Jenenser theologische Fakultät Dr. Kind am 4. Mai d. J. zum Licentiaten der Theologie ernannt hat, feiert ihn als „societatum caritati vitaeque christianae dedicatarum peritissimum cultorem curatoremque". Wir sind überzeugt, daß Lic. Dr. Kind nach wie vor auch unserem Missionsvereine seine volle Kraft und Liebe widmen wird.

Die Geschäftsstellen

haben einige Personal-Veränderungen erfahren.

1. An Stelle des nach Hamburg berufenen Pred. Stage ist Pred. Lic. Dr. Kind in Berlin zum Mitglied der Geschäftsstelle für Nord-Ost-Deutschland ernannt worden.

2. An Stelle des nach Berlin übergesiedelten Pred. Lic. Dr. Kind ist Pfarrer Dr. Hering in Oberroßla bei Apolda zum Mitglied und Vorsitzenden der Thüringer Geschäftsstelle berufen worden.

Unser Sammelbüchlein

erscheint in 2. Auflage, nachdem die 1. Auflage in kurzer Zeit vergriffen war. Wir bitten unsere Freunde um fleißigen Gebrauch desselben. Die Zusendung erfolgt gratis und franko durch das Büreau des Centralvorstandes, Berlin C., Friedrichsgracht 53.

Missionar Pfarrer Munzinger

hat am 7. Juni Japan verlassen und wird voraussichtlich am 25. Juli in seiner Heimat Quirnbach in der Pfalz eintreffen. Wir wünschen ihm von Herzen die beste Erholung während seines bis zum April 1896 dauernden Urlaubes. Aus vielen Zweigvereinen sind bereits Anfragen wegen etwaiger Vorträge Munzingers im kommenden Winter an uns gelangt. Wir werden im August d. J. ein Cirkular an sämtliche Zweigvereine und Vertrauensmänner versenden und fragen, ob und wann ein Vortrag Munzingers erwünscht sei, und nach den eingehenden Antworten den Reiseplan Munzingers festsetzen.

11. Centraljahresfest und Generalversammlung.

Die Generalversammlung unseres Vereins, die diesmal, wie schon mitgeteilt, in Pforzheim stattfinden wird, ist nunmehr endgültig auf den 1. bis 3. Oktober gelegt worden (vgl. Heft 2 S. 128). Folgendes Programm ist vorläufig festgesetzt:

Dienstag, den 1. Oktober, Vormittags 9 Uhr: Konferenz des Centralvorstandes im „Gasthof zum Schwarzen Adler". — Abends 6 Uhr: Gottesdienst in der Schloßkirche unter Mitwirkung des evangel. Kirchenchors. Predigt: Stadtpfarrer Hitzig von Mannheim. — Abends 8 Uhr: Begrüßungsversammlung im „Gasthof zum Schwarzen Adler".

Mittwoch, den 2. Oktober, Vormittags 9 Uhr: Generalversammlung, geschäftlicher öffentlicher Teil, im „Gasthof zum Schwarzen Adler" (Alter Museums-Saal). 1. Eröffnung, 2. Begrüßungen, 3. Jahresbericht, erstattet vom Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt-Berlin, 4. Vortrag des Missionars Munzinger aus Japan. — Vormittags 11 Uhr: Nichtöffentlicher geschäftlicher Teil, ebenda. Versammlung der Abgeordneten der Zweigvereine und der übrigen Mitglieder des Vereins (diese mit beratender Stimme, gemäß § 8 der Statuten). Tagesordnung: 1. Ersatzwahl für die 5 statutengemäß (§ 12) ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes, 2. Rechnungslegung, 3. Etat für 1895/96, 4. Anträge des Centralvorstandes, 5. Berichte und Anträge der Abgeordneten der Zweigvereine und der Vertrauensmänner. — Nachmittags 1 Uhr: Festessen im „Gasthof zum Schwarzen Adler". — Nachmittags 4 Uhr: Besichtigung des Chors der Schloßkirche und gemeinschaftlicher Spaziergang. — Abends 8 Uhr: Volkstümliche Versammlung im großen Saale des „Gasthofs zum Schwarzen Adler" unter Mitwirkung des evangel. Kirchenchors. Ansprachen von Missionar Munzinger von Tokyo, Prediger Lic. Dr. Kind-Berlin und Pfarrer Schönholzer-Zürich.

Donnerstag, den 3. Oktober. Ausflug nach der Klosterruine Hirsau und nach Calw (bei günstiger Witterung).

Das erste Kapitel der Erklärung des heiligen Ediktes von Kaiser Kang-hi.

Aus dem Chinesischen übersetzt von Pfarrer P. Kranz in Shanghai.

Vorbemerkung.

Kaiser Kang-hi regierte von 1662 bis 1723 in China. Er erließ im Jahre 1670 ein Edikt in der Form von 16 kurzen Ermahnungen, welche im ganzen Reiche öffentlich bekannt gemacht wurden. Kang-his Sohn und Nachfolger, der Kaiser Jong-cheng, veröffentlichte im Jahre 1724 eine längere Erklärung dieses Ediktes, und da auch diese Erklärung für das gewöhnliche Volk noch zu schwierig war, so verfaßte ein hoher Mandarin, Wang-Yew-po eine erweiterte Paraphrase derselben im Stil der Volks-Umgangssprache. Hiervon gebe ich im folgenden die Übersetzung des ersten Kapitels. Das ganze Buch ist ein ausgezeichneter Spiegel echt chinesischer Lebensanschauung. Als Hilfsmittel habe ich benutzt den chinesischen Text, die englische Übersetzung und das Wörterverzeichnis des Rev. Baller von der China-Inland-Mission (Shanghai 1892) und die alte englische Übersetzung des Rev. William Milne (Malacca 1815, 2. Ausgabe Shanghai 1870), sowie den Beistand meines chinesischen Lehrers Wang.

„Dringet auf kindliche Pietät und rechtes Verhalten der jüngeren Brüder, um die Wichtigkeit der sozialen Verpflichtungen hervorzuheben". (Worte Kanghis).

1. Die Meinung seiner Kaiserl. Majestät (Jong-cheng in der Erklärung) ist:

Unser heiliger Ahne, der „wohlwollende Kaiser" (Kanghis Tempelname), regierte 61 Jahre unter dem Himmel (d. h. in China). Die, welche er am meisten verehrte, waren seine Ahnen, darum ermahnte er alle unter dem Himmel zu kindlicher Pietät und brüderlichem Verhalten, und deshalb steht unter den 16 Paragraphen des heiligen Ediktes das über kindliche Pietät und brüderliches Verhalten an der Spitze.

2. Was ist denn kindliche Pietät? Die kindliche Pietät und Unterordnung unter die Erzeuger ist im ganzen Universum ein notwendiges Naturprinzip und unter den Menschen ist es die Wurzel der Tugend.

3. Ihr, die ihr Kinder seid und nicht wisset, kindliche Pietät und Gehorsam euren Eltern zu erweisen, denket doch nur einmal über eurer Eltern zärtliche Liebe gegen euch nach und sehet zu, ob ihr nicht pietätvoll gegen sie sein solltet. Zur Zeit, als ihr noch am Busen getragen wurdet, da konntet ihr, wenn ihr hungrig waret, noch nicht allein essen, wenn ihr froret, nicht selbst euch kleiden. Eure Eltern sahen auf euer Gesicht und hörten auf eure Stimme; wenn ihr lachtet, dann waren sie froh; wenn ihr weintet, so waren sie traurig. Als ihr anfingt zu laufen, da gingen sie Schritt für Schritt hinter euch her. Wenn ihr das kleinste Leiden hattet, so waren sie über die Maßen betrübt, sie mochten weder Thee noch Reis genießen, nicht weil Kinder schwierig aufzuziehen wären, sondern wegen ihrer eigenen Mißgriffe, gern bereit, (die Krankheit) am eigenen Leibe zu tragen, nur voll Verlangen, daß es euch wieder gut ginge, und dann erst beruhigten

sie sich wieder. Mit großem Interesse erwarteten sie euer Heranwachsen. Ihr wißt nicht, wie viel Schweres sie trugen, wie viel Sorgfalt sie aufwendeten, um euch groß zu ziehen und euch zu unterweisen. Als ihr zum männlichen Alter herangereift waret, wählten sie ein Weib, euch Kinder zu geben. Sie hofften, ihr würdet Bücher studieren und euch einen Namen (Titel) erwerben. Für euch strengten sie sich an und sparten, um euch vorwärts zu bringen im Leben. Welches von diesen Dingen lag euren Eltern nicht am Herzen?

Denket doch ein wenig nach: als ihr geboren wurdet, waret ihr ein vollkommen nacktes kleines Wesen und brachtet nicht ein Stück Seide oder einen Faden (Baumwolle) mit. Bis jetzt habt ihr Nahrung, habt ihr Kleidung durch eurer Eltern Erbarmen. Könnt ihr das je vergelten? Wenn ihr die Güte eurer Eltern nicht einseht, so denket doch nur einmal nach über die Liebe, mit der ihr eure Kinder behandelt, dann werdet ihr es einsehen. Die Alten sagten sehr schön: „Ziehe selbst Kinder auf, und du wirst die Liebe deiner Eltern verstehen." Wenn du nun die Liebe deiner Eltern einsiehst, warum erweist du ihnen nicht kindliche Pietät?

4. Diese kindliche Pietät ist nicht etwas so Unmögliches, sie bedeutet einfach: der Eltern Herz zufrieden zu machen und ihren Leib zu pflegen.

Wie soll man ihr Herz zufrieden machen? Indem man alle Tage in der Familie Gutes thut und sich als ein guter Mensch beträgt. Bist du ein Bücherleser (Gelehrter), so studiere mit großer Anstrengung, bist du ein Landmann, so bebaue das Feld mit Fleiß, bist du ein Kaufmann, oder wenn du durch Arbeit für andere dein Brod verdienst, so sei nur zufrieden mit deinem Lose.

Über den Eltern, da sind die Großeltern. Wenn du für das Herz (die gute Stimmung) der Eltern Sorge tragen willst, so widme ihnen (den Großeltern) besondere Aufmerksamkeit. Neben den Eltern, da sind die kleineren Kinder. Wenn du für das Herz der Eltern Sorge tragen willst, so widme auch diesen besondere Aufmerksamkeit, damit die Eltern alle Tage das Leben genießen und sich behaglich fühlen können. Das heißt der Eltern Herz zufrieden machen.

Wie soll man den Leib der Eltern pflegen? Nach dem Maße deiner Kraft und soweit es deine Mittel erlauben, sei ihnen mit Fleiß und Ehrfurcht zu Willen, den beiden alten Leuten! Eher iß du selbst weniger und verbrauche weniger, damit die Eltern genug zu essen und zu verbrauchen haben. Trage für die Eltern ein wenig Beschwerde. Wenn sie krank sind, so rufe einen Arzt, daß er nach ihnen sehe. Das bedeutet, für den Leib der Eltern Sorge zu tragen.

Unter keinen Umständen begieb dich ans Spielen um Geld und ans Weintrinken. Unter keinen Umständen fange Streit an mit anderen. Suche nicht heimlich Geld für dich selbst anzusammeln aus Liebe zur eigenen Frau und den Kindern, unter Vernachlässigung der Eltern. Suche nur alle Tage, die beiden Alten recht glücklich zu machen, das heißt ihnen die kindliche Pflicht erfüllen.

5. Laßt uns dieses Prinzip noch ausführlicher auslegen:

Vor vielen Jahren sagte der Philosoph Tseng, ein Schüler des Kong (Confucius): „Eltern hoffen natürlich, daß ihre Söhne sich gut entwickeln werden. Wenn sie aber ihren Körper unanständig handeln lassen und ihr

Betragen frivol ist, so heißt das, den von den Eltern überkommenen Leib malträtieren (unehrerbietig behandeln) und ist nicht pietätvoll.

Eltern hoffen, daß ihre Söhne treue Staatsminister werden sollen. Wenn sie aber bei Geschäften für die kaiserliche Regierung scheinbar ehrerbietig, im Verborgenen aber ungehorsam handeln und die kaiserliche Regierung betrügen, so ist das so gut, als wenn sie ihre Eltern betrügen und ist nicht pietätvoll.

Eltern hoffen, daß ihre Söhne gute Mandarine werden sollen. Wenn sie aber dem Reiche schädlich sind und das Volk bedrücken, wenn sie den Leuten zu Spott- und Schimpfreden Veranlassung geben und schwierige Verhältnisse hervorrufen, so sind auch ihre Eltern nicht zufrieden — und das ist nicht pietätvoll.

Eltern hoffen, daß ihre Söhne mit guten Menschen Freundschaft schließen werden. Wenn aber in ihrem Freundeskreise falsche, unlautere Charaktere sind, in denen kein bischen Ehrlichkeit steckt, so daß alle Welt sie verachtet, so ist auch das nicht pietätvoll.

Eltern hoffen, daß ihre Söhne gute Patrioten werden sollen. Wenn sie aber als Soldaten in der Schlacht sich fürchten und nicht unerschrocken vorwärts stürmen wollen und also die Kriegsartikel übertreten, so bringen sie Schande über ihre Eltern, und auch das ist nicht pietätvoll."

Aus diesem Abschnitt des Tseng kann man sehen, wie umfassend das Prinzip der kindlichen Pietät ist.

6. Aber es giebt eigensinnige Leute, welche keine Spur von Anstand besitzen. Wenn die Eltern sie um eine Kleinigkeit bitten, so zeigen sie sogleich ihre geizige Gesinnung, sie wollen es ihnen nicht geben. Wenn die Eltern ihnen etwas befehlen, so bringen sie sogleich Entschuldigungen vor, sie wollen ihnen nicht gehorchen. Wenn die Eltern ihnen einen Vorwurf machen oder einen Laut des Tadels sagen, so ziehen sie sogleich ein finsteres Gesicht auf. Ja, ihre eigenen Frauen und Kinder sind alle wohlgenährt und warm gekleidet, während die Eltern nahe am Verhungern und Erfrieren sind. Diese Sorte Leute wird natürlich das Prinzip des Himmels nicht ertragen und ihre eigenen Kinder, wenn sie ihr Beispiel sehen, werden sie nachahmen, (d. h. es später ebenso mit ihnen selbst machen). Sehet selbst zu, wo haben je pietätlose Menschen gute Kinder hervorgebracht?

Es giebt noch eine unverständige Redeweise. Da sagt einer: „Ich möchte wohl kindlich pietätvoll handeln, aber meine Eltern haben mich nicht lieb!" Er vergißt, daß Kinder mit ihren Eltern niemals rechten sollten. Die Eltern sind gleich dem Himmel. Der Himmel bringt ein Grashälmchen hervor; der Frühling läßt es wachsen — es geschieht durch den Himmel —, der Herbst tötet es durch Frost, es geschieht auch durch den Himmel. So auch mit dem von den Eltern erzeugten Körper, seine Geburt und sein Tod liegen in der Macht der Eltern. Was hast du dagegen?

Die Alten sagen: „Unter dem Himmel giebt es keine Eltern, die im Unrecht wären." Wie kannst du sagen, daß deine Eltern dich nicht lieb hätten, während du nur ihnen nicht die kindliche Pietät erweist?

Außerdem, wenn die Eltern dich nicht lieb haben, so ist es eben, weil du nicht pietätvoll gegen sie bist. Wenn du sie pietätvoll behandeln könntest, wo sind da irgend Eltern, die nicht zufrieden wären? Denket doch hierüber ein wenig nach: müßt ihr es nicht einsehen?

7. Neben den Eltern da sind die Brüder. Diese Brüder darf man nicht als verschiedene Größen ansehen. Sein (meines Bruders) Fleisch und Bein ist mein Fleisch und Bein, so daß man sagen kann, wir sind wie Hand und Fuß. Wenn du deinen Bruder schlecht behandelst, so bedeutet das, daß du deine Eltern schlecht behandelst. Ja sogar, wenn Brüder nicht von derselben Mutter geboren sind, so sind sie doch eines Vaters Knochen und Blut, und man kann nicht sagen, sie sind nicht von einer Mutter, also betrachte man sie als zwei verschiedene Arten. — Heutzutage stehen den Menschen ihre Frauen am nächsten. Doch wenn eine Frau stirbt, so kannst du wieder eine andere heiraten, wenn aber dieser dein Bruder stirbt, woher willst du einen anderen bekommen?

Die Alten sagen: „Wenn die Zweige einig und kräftig sind, so ist die Wurzel gewiß gut. Verwunde nicht um weniger Worte willen freundschaftliche Gefühle. So oft wir uns gegenseitig sehen, so oft sind wir auch etwas älter. Wie kurz ist die Zeit, wo wir als Brüder verkehren können!" Dieser Ausspruch bedeutet, wenn Brüder sich untereinander nicht mit Respekt und Liebe begegnen, so sollten sie doch dabei mit Furcht bedenken, daß Sterben und Leben nichts Sicheres ist, und daß das Sich-treffen und Wieder-auseinandergehen nicht für immer währt. Wie können sie denn thun, als wären sie in Streit und Feindschaft?

Darum, wer seinen älteren Bruder respektiert, soll in allen Dingen, sei es beim Theetrinken und Reisessen, sei es beim Anziehen der Kleider, sei es bei der Unterhaltung, sei es beim Spazierengehen, sei es beim Sitzen, sei es beim Stehen, er soll in allen Dingen dem älteren Bruder sich unterordnen.

Wenn einer von den Alten einen Mann von demselben Dorf oder derselben Ortschaft traf, welcher um 10 Jahre älter war, als er selbst, so betrachtete er ihn als älteren Bruder; wenn er 5 Jahre älter war, so folgte er ihm an der Seite, nur ein wenig hinter ihm (Zeichen der Ehrerbietung) und wagte nicht, vor ihm her zu laufen. Bedenket, wenn man einen fremden Menschen, der etwas älter ist, so ehrfurchtsvoll behandelt, wie viel mehr sollte man es thun mit dem eigenen älteren Bruder, der einem so nahe steht!

Was die älteren Brüder (selbst) anlangt, so sollten sie die jüngeren Brüder von Herzen lieb haben! Man muß die jüngeren Brüder, gleichviel was ihr Alter sein mag, wie Kinder behandeln. Wenn z. B. mein Sohn ein Taugenichts ist, und ich sehr ärgerlich über ihn bin, ihn schelte und schlage, so habe ich ihn doch im Umdrehen wieder ebenso lieb wie früher. Nur wenn es sich um jüngere Brüder handelt, habt ihr keine Lust, sie mit Milde zu ermahnen.

Wenn ihr sie bei einem kleinen Fehler ertappt, so fangt ihr sogleich an, mit ihnen zu streiten. Bedenket doch, ihr und euere jüngeren Brüder stammt alle von einem Elternpaar. Wenn ihr nun die jüngeren Brüder schlagt, so ist es, als wenn ihr euch selbst schlüget. Und wenn der jüngere Bruder, der kaum das Gute vom Bösen zu unterscheiden weiß, sieht, wie der ältere Bruder ihn schlägt, so wird er auch sogleich seine Hand gegen ihn erheben. Vergleiche dies mit dem Verhältnis von eines Menschen Hand und Fuß: Plötzlich durch Zufall trifft er mit der Hand den Fuß: wird er nun etwa mit dem Fuß wieder gegen die Hand ausschlagen?

8. Wenn heutzutage Brüder uneinig sind, so ist es alles wegen des Streitens um Eigentum. Da giebt es Streit um Geld, um Äcker, um Häuser, um Kleidungsstücke, um Getränke und Speisen, um alles mögliche. Aber sie bedenken nicht, daß Geld eine Kleinigkeit ist im Vergleich zu der Wichtigkeit der freundschaftlichen Gefühle zwischen einem Fleisch und Bein (den Brüdern). Angenommen, bei der Verteilung des Familieneigentums kommt irgend eine Ungleichheit vor, so bleibt doch der Vorteil in der Familie, und die Außenstehenden haben nichts davon. Aber ihr hört gern auf das Gerede der Frauen, und wenn ihr merkt, daß ihr Gerede eine kleine Berechtigung hat, so hört ihr zu und, ehe ihr's euch verseht, glaubt ihr ihnen.

Das Weib des älteren Bruders sagt zu ihm: „Wie faul doch dein jüngerer Bruder ist und wie verschwenderisch! Du verdienst mit bitterer Mühe das Geld, um ihn zu ernähren, und er hat noch immer zu räsonnieren! Sind etwa wir seine Kinder oder Schwiegertöchter, daß wir ihm mit kindlicher Ehrfurcht zu dienen hätten?"

Das Weib des jüngeren Bruders sagt andererseits zu diesem: „Allerdings versteht der ältere Bruder Geld zu verdienen, aber du hast auch Geld verdient, du bist im Haus wie ein Mann, der alles thut (cf. unser „Mädchen für alles"). Wenn du einen Knecht mietest, so hat er nicht so harte Arbeit. Aber seine Kinder, das sind in der That Kinder, sie kaufen bald dies, bald das zum Naschen. Sollen etwa unsere Kinder nicht des Lebens wert sein?"

Bei einem derartigen Geschwätz, heute ein wenig, morgen ein wenig, werden des Bruders freundschaftliche Gefühle bald alle erkalten, und schließlich fangen sie an zu streiten. Aber sie vergessen, daß Brüder in Wahrheit so gut sind wie ein Mensch.

Selbst wenn der ältere Bruder etwas unfähig ist, so daß der jüngere ihn ernähren muß, so ist das nur, was sich gehört. Auch wenn ein wenig eitler Zank und Streit sein sollte, so sollte man (den Sprecher) behandeln, als ob er trunken wäre, oder als ob er im Traume redete, und alle sollten sich zerstreuen (und einfach weggehen): warum muß man es gleich ernst nehmen?

Nimm z. B. zwei Hände, die rechte versteht zu schreiben, das Rechenbrett zu handhaben und ist überhaupt geschickt. Obwohl nun die linke sehr ungeschickt ist, so wird doch kein Mensch mit der rechten Hand die linke schlagen. Ein älterer und jüngerer Bruder aber sind ebenso nahe verwandt als Hand und Fuß; wie können sie miteinander streiten?

Denket doch ein wenig nach: Geld ist wie ein fließendes Ding: es geht dahin, und es kommt wieder etwas. Die Weiber sind uns nicht ebenbürtig: wir (Brüder) stammen von einem einzigen Elternpaar, was verstehen sie von den richtigen Prinzipien!

Außerdem, wenn Brüder uneinig sind, so müssen die Eltern sicherlich ärgerlich werden. Siehe du selbst zu, wenn deine Kinder sich streiten, ob du nicht innerlich erregt wirst. Darum werden pietätvolle Söhne auf keinen Fall mit ihren Brüdern streiten.

Die Alten sagten: „Wenn Brüder zusammenleben und sich vertragen, dann ist alles in Ordnung. Fange nicht um Kleinigkeiten Streit an. Die gegenwärtig geborenen Kinder sind auch Brüder und werden Söhnen und

Enkeln das Beispiel überliefern.“ Wenn ihr Brüder nicht in Frieden lebt, so werden eure Nachkommen, Söhne und Enkel, eurem Beispiel nachfolgen, und so wird Generation auf Generation im Streit liegen.

Das Sprichwort sagt: wenn die Brüder nicht einig sind, so mokieren sich andere Menschen, wenn ihr nur immer auf Streit bedacht seid. Ja, andere werden kommen und euch durch Erzählen von allerlei Geschichten aufreizen, sei es zum Streit oder zum Prozessieren vor dem Mandarin, und sicherlich wird die Familie dadurch ruiniert werden.

Wenn ihr pietätvoll gegen eure Eltern und ehrerbietig gegen eure älteren Brüder seid, so werdet ihr gute Bürger und patriotische Soldaten sein. Aber obwohl ihr Bürger und Soldaten wißt, daß man die Eltern mit Pietät und die älteren Brüder mit Respekt behandeln soll, so seid ihr doch gewohnt, eurem eigenen Willen zu folgen und nicht fähig, es von Herzen und mit allen Kräften auszuführen. Wenn ihr willig seid, euch zu reformieren und sorgfältig zu prüfen, so werdet ihr euch selber schämen und euch selbst voll Reue Vorwürfe machen.

Wenn ihr diesen sozialen Pflichten die nötige Beachtung schenken wollt, so müßt ihr nicht nach außen anspruchsvoll sein, keine Irrtümer begehen in Kleinigkeiten, nicht nur wünschen, einen guten Namen zu kaufen, während es innerlich an Lauterkeit mangelt, nicht zuerst voll Fleiß und Eifer sein und hinterher es überdrüssig werden. So werdet ihr auf naturgemäße Weise fähig werden, das Prinzip der kindlichen Pietät gegen die Eltern und der Ehrerbietung gegen ältere Brüder voll auszuführen.

10. Außerdem, wer nicht pietätvoll (gegen Eltern) und nicht respektvoll (gegen Brüder) ist, zieht sich sehr strenge Strafen zu. Sehet doch in das Strafgesetzbuch der (gegenwärtigen) großen Tsin- (= Reinen) Dynastie (da heißt es): „Söhne oder Enkel, welche ungehorsam sind gegen die Gebote der Großeltern oder Eltern, oder welche auf mangelhafte Weise für sie sorgen, erhalten 100 (Bambus-)Schläge und drei Jahre Verbannung.

Die, welche den bereits gestorbenen Körper der Großeltern oder Eltern benutzen, um eine falsche Anklage (sc. wegen Mordes) gegen andere vorzubringen, erhalten 100 Schläge und 3 Jahre Verbannung. Wenn sie dadurch Geld zu erpressen suchen, so mag man sie als Räuber behandeln.

Weiter: Söhne oder Enkel, welche eine Anklage gegen Großeltern oder Eltern vorbringen, und Frauen oder Konkubinen, welche ihren Mann oder dessen Großeltern oder Eltern anklagen, erhalten 100 Schläge und 3 Jahre Verbannung; wenn die Anklage falsch ist, so werden sie gehängt.

Söhne oder Enkel, welche Großeltern oder Eltern, und Frauen oder Konkubinen, welche ihren Mann oder dessen Großeltern oder Eltern so schlecht behandeln, daß der Tod dadurch herbeigeführt wird, werden alle gemäß dem Gesetz über „Schlagen“ geköpft.

Söhne oder Enkel, welche Großeltern oder Eltern schimpfen, und Frauen oder Konkubinen, welche auf ihren Mann oder dessen Großeltern oder Eltern schimpfen, werden gleicherweise gehängt; wenn sie dieselben schlagen, so werden sie geköpft; wenn sie dieselben töten, so werden sie langsam zu Tode gemartert (durch viele kleine Einschnitte ins Fleisch).

Wer auf einen älteren Bruder oder eine ältere Schwester schimpft, erhält 100 Schläge; wer auf die Eltern eines Onkels oder einer Tante schimpft, erhält noch einmal so viel.

Jüngere Brüder oder jüngere Schwestern, welche ältere Brüder oder ältere Schwestern schlagen, erhalten 90 Schläge und $2^1/_2$ Jahre Verbannung. Wenn sie dieselben verwunden, so erhalten sie 100 Schläge und 3 Jahre Verbannung. Wenn sie sie töten, so werden sie geköpft.

Wenn ein Neffe die Eltern eines Onkels oder einer Tante schlägt, oder wenn einer Tochter Sohn (der ja kein Stammhalter ist, darum im Text als „Außen-Enkel" bezeichnet wird) seiner Mutter Eltern (seine Außen-Großeltern) schlägt, so wird in jedem Fall die Strafe verdoppelt. Wenn sie ein scharfes Instrument ergreifen und sie mit der Absicht verfolgen, sie zu töten, so werden sie dem Gesetz gemäß in ferne Militärstrafanstalten verbannt; wenn sie sie mit Absicht wirklich töten, so werden sie „auf langsame Art" zu Tode gebracht.

Männliche oder weibliche Sklaven, welche auf ihre Herrn schimpfen, werden gehängt. Wenn sie dieselben schlagen, so werden sie geköpft. Wenn sie dieselben töten, so werden sie „auf langsame Art" zu Tode gemartert.

11. Diese wenigen Gesetze sind ursprünglich wegen pietätloser Söhne und respektloser jüngerer Brüder entworfen. Aber die Strafe kann nur euren Körper bestrafen und ist unfähig euer Herz zu verändern. Wenn ihr euch nicht im Herzen schämt, so ist es auch vergeblich, euch zu bestrafen.

Wir haben euch nun alle auf das nachdrücklichste ermahnt, zur Einsicht zu kommen und euch als gute Söhne und gute Brüder zu betragen. Wenn alle unter dem Himmel, jeder einzelne, gute Söhne und gute Brüder wären, so würde unter dem Himmel (in China) naturgemäß beständig Friede sein. Wie erfreulich wäre das!

Ihr Soldaten und Bürger müßt alltäglich in Übereinstimmung mit dieser Ermahnung handeln. Behaltet sie fest im Gedächtnis!

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt von Thekla Scipio in Eaton-Hall (England).

XII.

Durch den Apostel hören wir von dem sonderbarsten Fall, der wohl jemals in einer christlichen Gemeinde vorgekommen ist. „Es gehet ein gemeines Geschrei, daß Unzucht unter euch sei, und zwar eine solche Unzucht, wie sie nicht einmal bei den Heiden vorkommt, daß einer seines Vaters Weib habe" (1. Kor. 5. 1). Paulus machte sofort, ohne ein Wort der Entschuldigung, sein Recht als ein Apostel Christi geltend, und sprach das härteste Urteil über den Verbrecher aus: „ihn zu übergeben dem Satan" (Vers 5); der Grund zu diesem Urteil ist ein doppelter: „zum Verderben

des Fleisches, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn Jesu". Das bedeutet: Zeitliche Strafe um des ewigen Heiles willen. Die praktische Bedeutung dieser Ansicht können wir nur dann verstehen, wenn wir annehmen, daß die Kraft des Geistes in dem Sünder allmählich immer schwächer, ja schließlich fleischlich, oder durch das beständige Sündigen des Leibes ganz zurückgedrängt wird (vergl. § 47). Aber Paulus spricht kein Todesurteil aus, und ebensowenig befiehlt er, daß der Verbrecher den Regierungsbeamten zur Vollziehung der Strafe überliefert werde. Ausstoßung aus der Gemeinde, das ist die äußerste Grenze der kirchlichen Zucht. Da in unsern chinesischen Gemeinden solche Fälle, wenn überhaupt, sehr selten vorkommen, müssen wir das Prinzip suchen, das eine solche Strafe in andern Fällen nötig macht; und sie wird nötig, wenn ein Christ eine Sünde begeht, die durch die heidnische Moral verdammt und das herrschende Gesetz verboten würde. In solchen Fällen sollte aber auch niemals gezögert werden. Die Kirche soll doch kein Unterschlupf für Verbrecher sein. Sie kann die reuigen Sünder nur dann aufnehmen, wenn auch die Früchte ihrer Reue ersichtlich sind; dagegen ist jede Nachsicht gegen solche Christen, welche in der Sünde leben und unter dem Schutz und Schirm der Kirche Verbrechen begehen, ein Greuel. Dabei müssen wir aber wohl unterscheiden, ob jemand durch eine plötzliche Versuchung zur Sünde gekommen ist, und müssen solche Fälle milder behandeln, wenn die betreffende Person bereut, und besonders, wenn noch kein öffentliches Ärgernis gegeben ist. Ist das letztere geschehen, so wird eine zeitweilige Ausschließung aus der Kirche ratsam sein, bis das öffentliche Gefühl sich beruhigt hat. Wenn die Reue des Sünders aufrichtig ist, wird er eine solche Strafe gern ertragen, damit der Ruf der Kirche nicht gefährdet werde. Die Sünde innerhalb der Gemeinde zu dulden, ja nicht einmal Notiz davon zu nehmen, ist für die Kirche verderblich und vernichtet ihren Einfluß auf die Welt vollständig. „Wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert?" (Vers 6).

Freilich werden alle Versuche, die Kirche vollkommen rein, d. h. rein im christlich-idealen Sinne zu erhalten, stets vergeblich sein; und was in christlichen Ländern unmöglich ist, darf doch nicht bei den Heiden erwartet werden. Wir halten uns an die apostolische Methode und nehmen jeden in unsere Kirche auf, der einen lebendigen Glauben und Anzeichen der Wiedergeburt im Geist zeigt. Dabei werden nationale Sünden und persönliche Gewohnheiten, die auf das christliche Empfinden vielleicht sehr abstoßend wirken, den neuen Mitgliedern der Gemeinde mehr oder weniger immer noch anhängen. Die Kirche selbst wird aber auch das wirksamste Mittel sein, ihre Glieder von allen Flecken zu reinigen und sie zur Vollkommenheit in Christo zu führen. Wenn man jedes Gemeindeglied ausstoßen wollte, welches betrügt oder lügt, lästerliche Worte braucht, persönliche Rache ausübt, sich unordentlich beträgt, am Sonntag arbeitet und dergleichen ungehörige Dinge sich zu schulden kommen läßt, dann würde man selbst bald das einzige Mitglied seiner Kirche sein. „Feget den alten Sauerteig aus, auf daß ihr ein neuer Teig seid" (Vers 7); das Wort bleibt nichtsdestoweniger ein wichtiges Gesetz für die Kirche Christi. Aber wir sind überzeugt, daß der Sinn, in dem wir das Wort auffassen, auch der Sinn des Apostels Paulus ist, und wir werden bald mehr Beweise dafür finden, daß er in diesem Sinne handelte.

64. „Wie darf jemand unter euch, so er einen Handel hat mit einem

andern, hadern vor den Ungerechten und nicht vor den Heiligen?“ (6. 1). „Ihr nehmet die, so bei der Gemeinde verachtet sind, und setzet sie zu Richtern?“ (Vers 4). „Ein Bruder hadert mit dem andern, dazu vor den Ungläubigen? Warum laßt ihr euch nicht viel lieber Unrecht thun? Warum laßt ihr euch nicht viel lieber übervorteilen? Sondern ihr thut Unrecht und übervorteilet, und solches an den Brüdern“ (Vers 6—8).

Die Sprache des Apostels ist hart, aber sachlich. Wir müssen bedenken, daß Korinth ein Mittelpunkt für den Handel des römischen Reiches war. Das Übervorteilen ist im Handelsleben eine ganz allgemeine Sünde, und wenn das Gesetz sie auch bestraft, im Geschäft, besonders da, wo viel Konkurrenz ist, gilt sie für unvermeidlich. Dennoch muß das christliche Gewissen diesem Handelsbrauch entgegentreten und ihn, wie jede andere schlechte Sitte, durch die Gnade Christi bekämpfen. Zu Grunde liegt ja auch hier nur die Gier nach dem Gelde, und dies Aufgehen jeder höheren Empfindung in der einen Leidenschaft, reich zu werden, ist es, was der Herr als „Mammonsdienst“ bezeichnet, der unvereinbar mit dem Gottesdienst ist. Nein, besser ist's doch, arm zu sein und dabei ein reines Gewissen und das wohlthuende Gefühl brüderlicher Liebe zu unsern Mitchristen zu empfinden, als reich an Geld, aber arm an Gnade zu sein, als ein schlechtes Gewissen und keinen Gottesfrieden in der Seele zu haben. Wir wissen alle, daß nur sehr wenige erwachsene Chinesen von dieser Sünde frei sind; wir können sogar sagen, daß es eine der hervorragensten Nationalsünden in China ist, gegen die das Christentum zu kämpfen hat. Paulus giebt zu, daß selbst Christen noch in diesen Sünden leben können, und schließt solche Personen nicht aus der Gemeinde aus. Er erinnert sie aber daran, daß, wer solche Dinge, wie die im 9. und 10. Vers angeführten, begeht, das Reich Gottes nicht ererben wird. Dieser Grund würde für manchen eifrigen Prediger genügen, um alle solche Christen aus der Kirche zu verstoßen. Paulus aber zeigt mehr Geduld mit ihnen und mehr Hoffnung auf ihre allmähliche Besserung, auch mehr Vertrauen auf Gott und die Kraft seines Wortes. Lieber Unrecht leiden als Unrecht thun, ist nicht nur für die Anfänger im Christentum schwer zu lernen. Wir hören oft, wie selbst alte Christen sich bitter über erlittenes Unrecht beklagen, wenn ihnen einmal von andern geschehen ist, was sie andern oft gethan haben. Unrecht ist Unrecht, ohne Ansehen der Person, und Betrug bleibt Betrug, in litterarischen Angelegenheiten wie in Geldsachen, im geschäftlichen Verkehr jeder Art wie im Handelsleben überhaupt. Es ist manchmal überraschend, zu sehen, wie wenig christliche Rücksicht andern gegenüber gezeigt wird, wenn unter dem Deckmantel eines wichtigen Dienstes für das Wohl der eigenen Gesellschaft selbstsüchtige Zwecke verfolgt werden. „Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben?“

Wenn nun aber Unrecht und Betrug geschehen ist, ist es dann nicht am besten, das bekannt zu machen und öffentlich zu bestrafen? Das würde doch manchen andern abschrecken, dasselbe zu thun! Obgleich dieser Grundsatz oft befürwortet und sehr oft ausgeführt ist, das Übel ist nicht geringer dadurch geworden. Für den Christen sollte die einzige Frage sein: wie gefällt es Gott? Eines Christen Pflicht ist es, sich vom Bösen zu enthalten und andern im Kampf mit demselben zu helfen. Wird die Sache vor das Gesetz gebracht, so wird das Gefühl der Rache das vorherrschende sein, und

in dem, der die Strafe zu erleiden hat, wird eine bittere Empfindung wachgerufen. Für die Gemeinde wird so etwas immer traurige Folgen haben, da nach einem Gerichtsverfahren die brüderliche Liebe zwischen den Parteien kaum jemals aufrichtig sein wird. Öffentliche Schande wird niemals vergessen; wenn auch die Wunde geheilt ist, die Narbe bleibt. Prozesse sind außerdem vor chinesischen Mandarinen noch kostspieliger und gefährlicher als vor römischen Gerichtsbeamten. „Vor den Ungerechten" sagt Paulus; das chinesische Gerichtsverfahren liegt nicht nur in den Händen der Ungerechten, sondern ist mit viel Grausamkeit verbunden. Da sind die Gefängnisse mit ihrem Schmutz und Drangsalen aller Art, und die Gewaltthätigkeiten der Schließer und Mandarinen. Einen Bruder, mag er auch noch so schwer gegen uns gesündigt haben, den Händen der Mandarinen zu überliefern, ist eine sehr ernste Sache und sollte niemals geschehen, so lange wir selbst uns noch auf die Barmherzigkeit Christi verlassen. Wenn alles Unrecht und alle Beleidigungen zwischen Bruder und Bruder von christlichen Brüdern selbst geprüft und beigelegt werden, so kann auf diese Weise das Übel beseitigt und die Herzen können in aufrichtiger brüderlicher Liebe vereinigt werden. Sogar in Fällen zwischen Christen und Heiden ist eine private Beilegung einer Klage vorzuziehen.

65. Unzucht in jeglicher Form ist Sünde und schließt von dem Reiche Gottes aus (6. 12; 7. 40). Besonders erwähnt werden Ehebrecher, Weichlinge und Knabenschänder. Die Entschuldigung, daß die Natur befriedigt werden müsse, wird nicht anerkannt. Der Mensch kann seine Natur, wie in jeder Hinsicht, so auch in dieser beherrschen, es sei denn, daß ihm schlechte Gewohnheiten schon zu tief in das Fleisch übergegangen sind. Darum ist von seiten der Eltern und Lehrer frühe, sorgfältige Aufmerksamkeit im höchsten Grade wünschenswert. Eine Warnung zur rechten Zeit und strenge Überwachung während gefährlicher Perioden wird manchen jungen Mann vor Verderbnis bewahren. Bis jetzt wird in unsern Kirchen und Schulen den heranwachsenden Knaben zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Die Chinesen, besonders in größern Städten, sind mehr Versuchungen ausgesetzt und können ihre Lust leichter und wohlfeiler befriedigen, als die Knaben in christlichen Städten. Auch im Geheimen kann der Sünde gefrönt werden, und mancher vielversprechende Knabe wird für die Zukunft ruiniert. Unter den Chinesen werden viele Laster heimlich geübt, über die man nicht öffentlich sprechen kann. Wir sind überzeugt, daß die Armut des geistlichen Lebens in den Gemeinden und der Mangel an Energie und Freudigkeit bei den meisten erwachsenen Gemeindegliedern daran schuld ist, daß die Sünde noch nicht ganz überwunden ist; ja, wir können sogar Fälle finden, wo nicht einmal der Kampf gegen das alte Laster versucht wird. Wo es not thut, sollen wir das schlafende Gewissen erwecken, aber denen, die unter dem Konflikt zwischen dem neuen Geist und dem alten Fleisch leiden, sollen wir auch Barmherzigkeit erweisen und ihnen eine helfende Hand reichen. Bei beständigem Gebet und Wachsamkeit ist der Sieg möglich. Wenn es auch Jahre in Anspruch nimmt, und wenn diese Zeit auch verloren erscheint, so werden doch grade solche, die durch die göttliche Hilfe über ihre Sünde triumphiert haben, nachher um so nützlicher sein, wenn es gilt, andern in denselben oder ähnlichen Kämpfen zu helfen. „Der Leib gehört aber nicht der Unzucht, sondern dem Herrn und der Herr dem Leibe" (6. 13).

Das ist der christliche Grundsatz, der so früh wie möglich die Lebensregel jedes Christen werden muß. „Wisset ihr nicht, daß eure Leiber Christi Glieder sind?“ (6. 15). „Oder wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott, und seid nicht euer selbst? Denn ihr seid teuer erkauft. Darum, so preiset Gott an eurem Leibe“ (19. 20). „Dieweil wir nun solche Verheißungen haben, meine Liebsten, so lasset uns von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes uns reinigen, und fortfahren mit der Heiligung in der Furcht Gottes“ (2. Kor. 7. 1). Die Kinder dieser Welt, die in der Entfremdung von Gott leben, haben einen fleischlichen Sinn, der sich in irgend einer Form offenbart; die Sünde ergreift in einer der Persönlichkeit entsprechenden Form Besitz von dem Leibe, und der Sinn empfindet sogar Befriedigung über diese besondere Sünde; der Sinn selbst wird fleischlich. Der Christ aber lebt nicht länger dem Vergnügen seines Leibes, sondern der Leib wird zum Werkzeug der Seele zum Ruhme Gottes. Natürlich soll auch für den Leib Sorge getragen werden; doch muß er immer dem höhern Zweck untergeordnet sein. In Bezug auf die Pflege unseres Körpers sollte der Grundsatz des Apostels die goldene Regel für uns sein: „Ich habe es alles Macht; es soll mich aber nichts gefangen nehmen“ (6. 12). Das ist eine Seite der Heiligung.

66. Daß Paulus dem ehelosen Leben den Vorzug giebt, spricht er verständlich genug aus, und es steht auch in Übereinstimmung mit seiner Auffassung von der Heiligung. Nur im siebenten Kapitel wird die natürliche Grundlage der Ehe in Betracht gezogen, die Vereinigung zweier Personen zu einem Leibe, nicht die Vereinigung der Seelen; sie ist das Symbol der höheren Vereinigung Christi mit seiner Kirche, wovon der Apostel in seinem Brief an die Epheser spricht (Ephes. 5. 22—23). Die Korinther hatten zu jener Zeit wahrscheinlich noch kein Verständnis für diese Seite der Ehe, sie, die an den Dienst der Venus mit seiner niedrigen Sinnlichkeit gewöhnt waren. Die Anbetung der Diana in Ephesus vergötterte eine andere Seite der weiblichen Natur, welche den Ephesern das Verhältnis zwischen Mann und Weib in einem andern Lichte erscheinen ließ.

Der Grundsatz des Apostels lautet: „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre“ (7. 1). Und weiter im 8. Vers: „Ich sage den Ledigen und Wittwen: Es ist ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben wie ich.“ Paulus würde jedoch niemals einen geschlechtlichen Verkehr außer in der Ehe gelitten haben; sein eheloser Stand schließt vollständige Enthaltsamkeit, Reinheit an Leib und Seele in sich (7. 9). Das ist von großer Wichtigkeit in China. Die Heirat wird hier für die höchste Pflicht jedes Mannes gehalten wegen der Ahnenverehrung und der Fortpflanzung seiner Familie; eine andre Bedeutung hat die Ehe in dem chinesischen Moralkodex nicht. Die schlimme Folge davon ist sowohl Übervölkerung, große Armut, Kindermord und Kinderhandel, als auch zu frühe Heiraten mit schwächlicher Nachkommenschaft, die dazu noch wenig oder gar nicht erzogen wird, da die Eltern selbst beinah noch Kinder sind. Das Christentum verurteilt nicht nur diese böse Folgen, sondern auch deren Ursache, weil dieselbe unmoralisch ist. Jeder Christ hat die Pflicht, seine Leidenschaften durch die Kraft Gottes und die Macht des heiligen Geistes zu überwinden, seinen Leib zu heiligen und ihn zur Ehre Gottes zu gebrauchen. Unter solchen Bedingungen unverheiratet zu bleiben,

ist keine Schande. Wie Paulus aber keinen Anspruch darauf machte, ein heiligerer Mensch als Petrus zu sein, so soll sich auch kein unverheirateter Mensch besser dünken als ein verheirateter. Junge Leute und Jungfrauen, Witwer und Witwen sollen in dieser Hinsicht ihre volle persönliche Freiheit haben. „So du aber freiest, sündigest du nicht" (7. 28—36). Diesen Grundsatz müssen wir in Rücksicht auf die Witwen der chinesischen Sitte gegenüber aufrecht erhalten. Eine Beschränkung jedoch erwähnt der Apostel, welche unter den chinesischen Christen wohl beachtet werden muß: „Allein, daß es in dem Herrn geschehe" (7. 39). Das schließt eine Wechselheirat zwischen Christen und Heiden aus. Wer diese goldene Regel nicht beachtet, wird sich und seine Kinder in große Gefahr bringen und wird ernsten Schwierigkeiten nicht entgehen können. Etwas ganz anderes ist es, wenn von einem heidnischen Ehepaar der eine Teil das Christentum annimmt und der andere nicht. Für den Christen bleibt in einem solchen Fall das eheliche Band bindend, es sei denn, daß der heidnische Teil es löst. Das ist sehr wichtig für China, wo das Landesgesetz in Bezug auf die Ehe sehr streng ist —.

69. „Darum, meine Liebsten, flieht von dem Götzendienst" (1. Kor. 10. 14). Die Götzenbilder sind für den aufgeklärten Christen nichts als aus gewissem Material verfertigte, mehr oder weniger künstlerisch ausgeführte Figuren, die wir vielleicht als Kuriositäten oder zu andern Zwecken kaufen. Tempel und Klöster können da, wo nichts Besseres zu haben ist, als Herbergen dienen; die den Götterbildern dargebotene Speise bleibt ebenso eßbar wie vorher, und gerade so ist es mit allem andern. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß wir unsere Brüder aus christlichen Ländern durch solche Sachen verletzen; aber etwas anderes ist es bei unsern chinesischen Christen. Wir müssen wohl auf der Hut sein, daß durch die von uns geübte Freiheit kein Ärgernis gegeben und kein schwaches Gewissen verwundet wird (8. 12). Ich bin gewiß, daß die Gefahr in China nicht so groß ist, wie die zur Zeit der Apostel in Griechenland, aber dennoch müssen wir in allen solchen Fällen sorgfältige Erklärungen geben, um jegliches Mißverständnis über unser Vorgehen unmöglich zu machen. Die chinesischen Christen thun gut, sich von allem, was götzendienerisch und abergläubisch scheint, fern zu halten. Da es am klügsten ist, bei den eingeborenen Christen jede Spur des Götzendienstes so früh wie möglich zu unterdrücken, so scheint es ratsam, sich von den eingeborenen Christen jedes Hauptortes eine Liste aufstellen zu lassen, auf welcher alle nicht einwandfreien Gebräuche verzeichnet sind, und dann die Aufmerksamkeit jedes Täuflings auf jeden einzelnen Punkt zu lenken. Es ist besser, dabei zu ausführlich als zu allgemein und abstrakt zu sein. Erfahrene alte chinesische Christen zeigen in solchen Sachen gewöhnlich große Kenntnis und gesundes Urteil.

70. „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen" (2. Kor. 6. 14 ff.). Es ist in China, wie in andern heidnischen Ländern für junge Christen gefährlich, wenn sie zu Götzendienern in irgend welchen Beziehungen stehen. Die Familienbeziehungen müssen zwar fortgesetzt werden, und der Herr wird täglich Kraft dazu geben. Von Vereinen, Klubs, Zünften und andren ähnlichen Einrichtungen indessen sollten sich, wenn das christliche Gewissen irgendwie gefährdet ist, die jungen Konvertiten besser fernhalten. Unter solchen Umständen wird ihre Absonderung den Einfluß auf die Unbekehrten nicht vermindern, sondern vergrößern.

„Darum gehet aus von ihnen, und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen, und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr" (2. Kor. 6. 17—18; vergl. 2. Sam. 7. 14). Wir müssen jedoch die eigentliche Meinung des Apostels wohl im Auge behalten. Er spricht von der Absonderung nicht im Sinne eines klösterlichen oder einsiedlerischen Lebens, sondern er will nur sagen, daß wir unreine Personen nicht wie unsere Brüder ansehen und uns von ihnen nicht als ihresgleichen behandeln lassen sollen (vergl. 1. Kor. 5. 9 ff.). Wir müssen an unsern Beruf denken und danach handeln. Die Welt muß sehen, daß unsere Überzeugung aufrichtig ist, und es wird auf die Ungläubigen den größten Eindruck machen, wenn wir fest zu der christlichen Lehre halten. Wenn wir überhaupt nichts mit der Welt zu thun haben wollen, „müßt ihr die Welt räumen" (1. Kor. 5. 10). Sogar Einladungen zum Essen dürfen angenommen werden (10. 27), wenn auch mit Vorsicht. Die Heiden können uns manchmal einen guten Dienst erweisen, den wir mit Dank annehmen, und für welchen wir ihnen Gottes Segen wünschen können. Wir Prediger müssen gegen jeden achtungswerten Menschen entgegenkommend, gegen niemanden abweisend sein; wir müssen versuchen, die Heiden, wenn möglich, näher zu Gott zu ziehen, dürfen aber nicht leiden, daß sie uns in die Welt hinüberziehen. Wir können uns an philanthropischen Werken beteiligen, müssen aber immer eingedenk sein, daß unsere Mittel beschränkt sind, und daß unsere höheren Pflichten für das Reich Gottes nicht unter andern Verpflichtungen leiden dürfen.

71. „Wisset ihr nicht, daß, die da opfern, essen vom Opfer? und die des Altars pflegen, genießen des Altars? Also hat auch der Herr befohlen, daß, die das Evangelium verkünden, sollen sich vom Evangelium nähren" (9. 13—14).....

Hier in China haben wir manchen Streit gehabt über „eingeborene Berufsmissionare". Paulus hat diese Frage schon vor 1800 Jahren entschieden. „Die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelium nähren." Das heißt doch: Bezahlung. Die Sache ist so einfach, wie möglich. Ein Mann, der sich den Predigerberuf gewählt hat, wird unter gewöhnlichen Umständen keine Zeit haben, noch eine andere Arbeit zu unternehmen, besonders wenn die Gemeinde mehr als eine oder zwei Predigten in der Woche verlangt. Hat der Prediger Familie, so muß er genug haben, nicht nur um leben zu können, sondern um sorgenfrei leben zu können; denn es genügt nicht, daß er und seine Familie existieren können, es ist eben so sehr seine Pflicht, allen seinen Kindern eine gute Ausbildung zu geben. Wir können die Berechtigung der Bezahlung nicht in Frage stellen, einerlei, in welcher Form sie geschieht, als Gehalt oder als Vergütigung oder in Gebühren, oder als freiwillige Beiträge, die sich nur nach dem guten Willen richten oder in irgend einer andern Weise. Die einzige Frage ist die Quelle der Bezahlung. Paulus bestimmt als Regel, daß die Konvertiten ihren Prediger bezahlen sollen, und zwar nicht nur den Pfarrer ihres Ortes, sondern auch den Missionar. Das ist aber, wie wir alle wissen, gegenwärtig in China noch eine Unmöglichkeit. Wir müssen dem Beispiel des Paulus folgen und nichts von den Chinesen nehmen; aber wir müssen auch darin seinem Beispiel folgen und diejenigen, die uns beim Predigen, bei wissen-

schaftlicher und anderer Arbeit helfen, bezahlen. Damit sollen wir es aber auch bewenden lassen. In dieser Hinsicht noch mehr für die Christen zu thun, hieße sie einfach verderben und das Werk Gottes hindern. Die immer sich mehrenden christlichen Institutionen unter den Chinesen sind fast alle fremden Ursprungs und erwachsen nicht aus dem neuen Leben unter den Chinesen. Die Chinesen gewinnen den Eindruck, — der schon recht tief in ihnen Wurzel gefaßt hat, daß die Fremden zu viel Geld haben und nicht wissen, wohin damit; jeder schlaue Chinese glaubt daher, das Recht zu haben, sich, wenn er Gelegenheit dazu hat, einen Teil desselben anzueignen. Wenn ein großes Werk seinen Erfolg fast ausschließlich den großen dafür angewandten Geldsummen verdankt, so ist es am Ende doch, vom geistigen Standpunkt aus, eine große Illusion.....

77. „Von der Steuer aber, die den Heiligen geschieht, wie ich den Gemeinden in Galatien geordnet habe, also thut auch ihr. Auf jeglichen ersten Tag der Woche lege bei sich selbst ein jeglicher unter euch, und sammle, was ihn gut dünkt, auf daß nicht, wenn ich komme, dann allererst die Steuer zu sammeln sei" (16. 1—2). Der Apostel spricht hier mit Würde „wie ich geordnet habe, also thut auch ihr". Viel milder ist in dieser Beziehung der zweite Brief: „Nicht sage ich, daß ich etwas gebiete" (2. Kor. 8. 8); „denn solches ist euch nützlich" (Vers 10); „nicht geschieht das der Meinung, daß die andern Ruhe haben und ihr Trübsal, sondern daß es gleich sei" (Vers 13); „ein jeglicher nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen oder aus Zwang, denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb" (9. 7). Als ein weiterer Grund wird der Dank der Unterstützten angegeben. „Sie preisen Gott über eurem unterthänigen Bekenntnis des Evangeliums Christi und über eurer einfältigen Steuer an sie und an alle. Und über ihrem Gebet für euch, welche verlangt nach euch, um der überschwenglichen Gnade Gottes willen in euch" (Vers 13—14).

Der erste vom Apostel angeführte Grund der christlichen Mildthätigkeit ist von fundamentaler Bedeutung: „daß es gleich sei". Das sollte von allen Gemeinden in der ganzen Welt wohl beachtet werden. Die Gemeinden in Judäa standen in keiner organisierten Verbindung mit den Gemeinden in Griechenland; sie waren dem Ort wie der Art nach sehr verschieden von einander, semitisch und kaukasisch, asiatisch und europäisch; und doch hatten sie alle einen Gott, einen Heiland und einen Geist. Das war in den apostolischen Gemeinden die große treibende Kraft der christlichen Liebe und Brüderlichkeit. Dort wurde, wie wir hören, kein Unterschied gemacht zwischen petrinischem und paulinischem Christentum. Andrerseits beruft sich Paulus niemals auf irgend eine Autorität in der Gemeinde überhaupt, oder auf hohe Würdenträger der einzelnen Gemeinden, oder auf die Muttergemeinde in Antiochien oder Jerusalem, oder auf irgend ein apostolisches Konzil und noch weniger auf einen sichtbaren Stellvertreter Christi, auf einen Papst in der Person des Petrus oder sonst jemandes. Die vielen schwierigen Fragen und Ungehörigkeiten, die in Korinth vorkamen, hätten reichliche Gelegenheit zu solchen Berufungen geboten. Vielleicht wäre es sogar klug politisch gehandelt gewesen, wenn er die Frage über seine eigene Würde, die von einer Partei in Korinth angegriffen wurde, in Antiochien oder Jerusalem zur Entscheidung vorgelegt hätte. Paulus aber zog vor, selbst für seine Sache einzustehen, und er that es mit Erfolg. Wir sollten daraus die

Lehre ziehen, daß wir jede Schwierigkeit, die in unsern Gemeinden entsteht, durchaus auf Grund der heiligen Schrift behandeln und an das christliche Gewissen appellieren. Sehen wir Not und Elend in andern Gemeinden, dann müssen wir an das christliche Gefühl der Brüderlichkeit appellieren und darauf hinweisen, welchen höheren Segen wir für irdischen Beistand eintauschen.

Die Ermahnungen des Apostels waren wirksam; in der korinthischen Gemeinde war die Ordnung wieder hergestellt; er selbst fühlte sich durch die ihm von Titus aus Korinth überbrachten Berichte sehr beruhigt. Paulus folgte bald selbst und fand die Kollekte für die armen Christen in Judäa so reichlich, daß er beschloß, selbst dorthin zu reisen. Es sollte seine letzte Reise nach Jerusalem sein.

78. Paulus hat an seinem Beruf und seinem Amt als Apostel Jesu Christi niemals gezweifelt; er erwähnt es am Anfang aller seiner Briefe als den Grund seiner Macht. Ein Apostel Christi bedeutet für ihn „ein Botschafter an Christi Statt: denn Gott vermahnet durch uns“ (2. Kor. 5. 20). Den Verkündigern des Evangeliums ist das Amt der Versöhnung übertragen (2. Kor. 5. 19), und sie bitten die Menschen: „Lasset euch versöhnen mit Gott“ (Vers 20). Die Liebe Christi ist es, die einen getreuen Prediger dazu treibt, seine Pflicht zu erfüllen (Vers 14); niemand, sogar nicht Christus wird nun mehr nach dem Fleisch gekannt (Vers 16). Es heißt, mit Gott zu arbeiten und auf sich selbst äußerst acht zu geben: „Lasset uns aber niemand irgend ein Ärgernis geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde; sondern in allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit“ u. s. w. (2. Kor. 6. 3.ff.).

„Denn ob wir wohl im Fleisch wandeln, so streiten wir doch nicht nach fleischlicher Weise. Denn die Waffen unserer Ritterschaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören die Befestigungen, damit wir verstören die Anschläge und alle Höhe, die sich erhebet wider das Erkenntnis Gottes, und nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi, und sind bereit, zu rächen allen Ungehorsam, wenn euer Gehorsam erfüllet ist“ (10. 3—6). Das ist die apostolische Gewalt in der Gemeinde, deren Paulus sich rühmt (Vers 8) und auf die er sich (13. 10) wieder bezieht, indem er zugleich darlegt, daß der Herr sie ihm gegeben habe, „zu bessern, und nicht zu verderben“. Die wahre Grenze jeder kirchlichen Gewalt ist angegeben (1. 24): „Nicht, daß wir Herrn seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude; denn ihr stehet im Glauben“.

Das bedeutet, daß die persönliche Überzeugung, eine persönliche Beziehung zu Christus, das Haupterfordernis ist. Durch den Glauben, durch keine andere kirchliche Gewalt, haben wir Sünde und Tod überwunden. Auch Luther und die anderen großen Reformatoren haben unzweifelhaft die Grundidee der paulinischen Predigten wohl verstanden. „Wir reden in Christo vor Gott“ (2. Kor. 12. 19). An einer andern Stelle sagt er: „Denn wir predigen nicht uns sebst (noch eine Kirche), sondern Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen“ (4. 5). Diese Beifügung „um Jesu willen“ ist von großer Wichtigkeit. Wir Prediger können unmöglich jedermann zu Gefallen leben. Jesus, unser Herr und Heiland, ist die Grenze für uns; was nicht auf ihn Bezug hat, gehört nicht

in das Bereich der Pflichten eines Predigers. Wir müssen auf unserer Hut sein, daß wir uns nicht von der Welt zum Narren halten und als ihr Werkzeug zu selbstsüchtigen Zwecken benutzen lassen. „Wir aber rühmen uns nicht über das Ziel, sondern nur nach dem Ziel der Regel, damit uns Gott abgemessen hat das Ziel" (10. 13). Dieses Ziel ist das uns von Gott selbst zugewiesene Arbeitsfeld, es mag klein oder groß sein, und wir, die wir vom Geist erleuchtet sind, müssen die Grenzen desselben kennen und uns innerhalb derselben halten. Die Prediger aber, die ein anderes Ziel haben als Jesus, oder die in der Arbeit für Jesus die von Gott gegebene Grenze nicht innehalten „solche falsche Apostel und trügerische Arbeiter verstellen sich zu Christi Aposteln" (11. 13).

Das Amt des Evangeliums geschieht im Geist und nicht im Buchstaben" (Kap. 3). Die durch die Predigt dieses Evangeliums überzeugten Konvertiten sind auch die beste Empfehlung für dasselbe (3. 1; vergl. 1. Kor. 9, 2). Wenn wir getreu bei dieser Arbeit sind, so können wir auch des Erfolgs sicher sein, eines Erfolgs, der vielleicht nicht vor der Welt, aber gewiß vor dem Urteil Gottes bestehen wird. „Aber Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg giebt in Christo, und offenbaret den Geruch seiner Erkenntnis durch uns an allen Orten. Denn wir sind Gott ein guter Geruch Christi, beides, unter denen, die selig werden, und unter denen, die verloren werden, diesen ein Geruch des Todes zum Tode, jenen aber ein Geruch des Lebens zum Leben. Und wer ist hierzu tüchtig? Denn wir sind nicht, wie etlicher viele, die das Wort Gottes verfälschen, sondern als aus Lauterkeit und als aus Gott, vor Gott, reden wir in Christo" (2. 14—17). Wer dieses Bekenntnis als sein eignes in Wahrhaftigkeit ablegen kann, braucht sich nicht um den Erfolg zu sorgen, sein Werk kann nicht vergeblich sein und seines Lohnes ist er sicher......

80. Eine auffallende Eigentümlichkeit der Briefe des Apostels an die Korinther sind die häufigen Citate aus dem alten Testament, während er sich nie auf die griechischen Schriftsteller bezieht. Die Erklärung dieser Eigentümlichkeit wird später in einem Paragraphen über den Römerbrief gegeben werden. Es lag Paulus fern, die Hellenen oder irgend eine andere Nation dadurch zu bekehren, daß er ihre Eigentümlichkeiten dem Christentum zu Grunde legte und dasselbe den alten nationalen Formen anpaßte. Das war das Resultat der geschichtlichen Entwicklung. Die christliche Kirche wirkte wie ein Sauerteig unter den rings umher wohnenden Völkermengen. Paulus aber sah in den Christen die Erben des himmlischen Reiches. Dies Reich hatte sich unter der alten Heilsordnung vorbereitet; das jüdische Volk, das auserwählte, hatte die Verheißungen Gottes empfangen. Da die Juden aber Jesus als ihren Messias verwarfen, wurden sie selbst von Gott verworfen, und die Heiden, die das Evangelium Christi annahmen, wurden an ihrer statt in die Familie Gottes aufgenommen. In Christus wurden sie Kinder Gottes und Erben der göttlichen Gnade; und jetzt wurde es ihre christliche Pflicht, sich mit allem, was Gott für die Menschen gethan, vertraut zu machen. Das, was sie dazu brauchten, fanden sie aber nur in der Bibel und in keinem andern Buch der Welt. Aber sie mußten lernen, die Bibel in dem allumfassenden Geist Christi, nicht in dem exklusiven Sinn der Juden, zu lesen. Das Gebäude der jüdischen Einrichtungen sollte bald ganz abgebrochen werden. Bemerkenswert ist es, daß der Apostel die Kenntnis des alten Testamentes

bei den Lesern seiner Briefe voraussetzt. Die Handschriften waren damals sehr teuer; nur wenige Christen konnten ein vollständiges Exemplar besitzen. Den Chinesen ist dies heutzutage viel leichter gemacht, und wenn ihr Interesse für die Sache nicht dementsprechend größer geworden ist, so wird sich ihre Verantwortlichkeit um so mehr steigern.

Angeführt oder wenigstens angedeutet wurden in den beiden Briefen an die Korinther: Genesis achtmal, Exodus siebenmal, Leviticus einmal, Numeri dreimal, Deuteronomium zweimal, Jesaias elfmal, Jeremias dreimal, Hosea zweimal, die Psalmen siebenmal, die Sprüche einmal, Hiob einmal; das alte Testament alles in allem sechsundvierzigmal.

Interessant ist es auch zu hören, wie oft Paulus sich an das christliche Gewissen der Korinther wendet, z. B.: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in euch wohnet?" (1. Kor. 3. 16). „Wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden?" (6. 2). „Wisset ihr nicht, daß wir über die Engel richten werden?" (6. 3). „Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben?" (6. 9). „Wisset ihr nicht, daß eure Leiber Glieder Christi sind?" (6. 15) „Oder wisset ihr nicht, daß, wer an der Hure hanget, der ist ein Leib mit ihr?" (6. 16). „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott?" (6. 19). „Wisset ihr nicht, daß, die da opfern, essen vom Opfer? und die des Altars pflegen, genießen des Altars?" (9. 13). „Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle; aber einer erlanget das Kleinod?" (9. 24).

Obgleich die Korinther ungefähr erst seit fünf oder sechs Jahren Christen waren, waren sie doch schon tief in die Kenntnis der heiligen Schriften eingedrungen und besaßen mehr als ein oberflächliches Verständnis der spezifisch christlichen Wahrheit. Das sollte auch bei unserer Arbeit unter den Chinesen unser Ziel sein. (Fortsetzung folgt.)

Japanisches.

Von Prediger H. Ritter in Potsdam.

XXIV. Was ist Christentum?

„Eine Frage im fernen Osten". Von J. T. Yokoi, Pfarrer in Tokyo.

„Es wird vielen von Ihnen einigermaßen seltsam erscheinen, daß ein Sohn des nichtchristlichen Ostens mit solch einer Frage vor diese hochangesehene Versammlung tritt, welche sich in so reicher Zahl aus den führenden christlichen Lehrern des christlichen Westens zusammensetzt. Geben nicht ausreichende Antwort die Glaubensartikel und Bekenntnisse und die maßgebenden Werke über Theologie, und erteilen nicht Auskunft auch die anerkannten Lehrer der Christenheit? Sicherlich erscheint es als der Höhepunkt der Anmaßung und gedankenloser Dreistigkeit für ein Volk des Ostens, solch eine Frage aufzuwerfen und eine Antwort auf eigene Hand zu suchen.

Dennoch sollte es mir wohl gestattet sein, zu sagen, daß die christlichen Kirchen Europas und Amerikas es uns nicht so ganz verargen dürfen, wenn wir uns erlauben, ihre zur kirchlichen Norm erhobenen Lehren in Frage zu ziehen. Denn wie sollte es uns nicht befremden, wenn wir sehen, daß uns das Christentum in einer so großen Verschiedenheit der Formen dargestellt wird? Die römisch- und die griechisch-katholische Kirche kommt zu uns, die eine mit ihrem hierarchischen Priestertum, die andere mit ihrer starr abgeschlossenen Theologie; jede beansprucht, die allein berechtigte Verkünderin der Religion Jesu zu sein. Die Unitarier kommen zu uns mit ihrem rationalistischen Theismus und philosophischen Humanismus als der neuesten und wichtigsten Form des Christentums. Und zwischen diesen beiden Vertretern des äußersten Konservatismus auf der einen und des äußersten Liberalismus auf der andern Seite findet man die ganze Stufenleiter von Vertretern des Sektenwesens: die Presbyterianer mit ihrem Kalvinismus, die Kongregationalisten mit ihrem Unabhängigkeitsprinzip, die Methodisten mit ihrem Arminianismus, die Bischöflichen mit ihrer apostolischen Succession, die Baptisten mit ihrem Untertauchen, die „Freunde," die „Christen", die Plymouth-Brüder, und was nicht sonst noch, mit allen ihren Unterabteilungen, und jede betont ihre eigenen Besonderheiten und verkündet ihr eigenes Lob. Denkt Euch selbst an unsere Stelle! Wie sollte uns das nicht befremden?

Man mag uns indes einwenden, daß diese Spaltungen und Unterschiede nur die Schaumflocken seien, welche auf der Oberfläche des Wassers erscheinen, und daß tief unten im Strom des christlichen Gedankens eine zu Grunde liegende Einheit besteht, welche das Fundamentalprinzip des Christentums sei. Aber, wenn die christlichen Kirchen wirklich in den Hauptpunkten übereinstimmen, warum kommen sie nicht zu uns mit vereinigter Front? Wenn die Dinge, welche sie trennen, nur so ganz nebensächlich sind, warum läßt man diese Dinge nicht beiseite? Welche Vernunft liegt darin, vor aller Welt ihre Sektenstreitigkeiten und missionarischen Eifersüchteleien zu entfalten? Ich weiß nicht, welche Antwort auf diese einfachen Fragen gegeben werden kann. Sei dem, wie ihm wolle, Ihr könnt es uns nicht völlig verargen, wenn wir es wagen, für uns selbst festzustellen, was Christentum sei.

Das ist nicht der einzige Grund, diese Frage aufzuwerfen. Als viele von den jetzigen Leitern des christlichen Gedankens in Japan zuerst den Glauben annahmen, war es die Erhabenheit des christlichen Lebensideals, welche zunächst ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und endlich ihre Herzen gewann. In diesem erhabenen Lebensideal erblickten sie das charakteristische Merkmal, welches die Religion Jesu von dem toten Scholastizismus der konfuzianischen Lehrer oder von den wunderlichen Gebräuchen und sinnlosen Formen der buddhistischen Priester unterscheide. Die Überlegenheit des Christentums, wie sie sich in den einfachen Aussprüchen Jesu und in den edlen Lebensbildern einiger weihevoller Lehrer zeigte, — diese Überlegenheit, die man am besten als Leben und Licht charakterisieren möchte, — war für sie von wundervoll durchschlagender Kraft. Sie waren völlig gefangen genommen. Die Begeisterung der ersten galiläischen Jünger konnte nicht größer gewesen sein. Keine besonderen Lehren, keine verwickelten Gebräuche, kein feststehendes System von Kirchenpolitik wurde zur Annahme vorgelegt.

Das waren die goldenen Tage höchster Glückseligkeit, vollkommener Unschuld und schlichten Glaubens. Rings um sie her herrschte dichte Finsternis, welche sich in heftigem Haß gegen das Christentum zeigte. Schreckliche Verfolgungen bedrohten sie täglich, doch keines von diesen Dingen bewegte sie; denn sie waren vom Eifer der ersten Liebe erfüllt. Aber ganz andere Erfahrungen waren ihnen aufbehalten, nachdem sie in die Bildungsschulen der Mission eingetreten waren. Da wurden sie in die Welt theologischer Fragen eingeführt. Das Problem der Sünde, die Lehren von der Versöhnung und von der Dreieinigkeit, die Theorien über Prädestination und freien Willen und die Fragen der Eschatalogie wurden ihnen entwickelt. Sie waren zuerst erstaunt und befremdet, doch allmählich vertiefte sich ihr Interesse an der Theologie, bis alle ihre Geisteskräfte von dem schwierigen Versuch, jene Probleme zu lösen, in Anspruch genommen wurden. Sie verloren dennoch nicht ganz ihre Begeisterung für Christus und Menschenliebe. Was sie zuerst geschaut, das ideale Leben, so frei und beseligend, ließ sie nimmer ganz los. Aber als nach zehn oder fünfzehn Jahren harter und in gewissem Sinne höchst erfolgreicher Arbeit einige von ihnen begannen, sich selbst Rechenschaft darüber zu geben, waren sie erstaunt, zu finden, daß ihre Vorstellungen von Religion so beschränkt, und ihre Lebensgrundsätze so gekünstelt seien. Sie segelten auf einem engen Strom statt auf dem „weiten, weiten Meere“ der Menschenliebe; ihr Schiff war nicht geeignet, auf dem letzteren zu segeln, und auf ihren Karten stand es nicht verzeichnet. Sie konnten Fragen innerhalb eines streng begrenzten Gebietes theologischer Vorstellungen erörtern, nicht aber Probleme, welche sich auf das große und verwickelte Leben der Menschheit beziehen. Mit andern Worten, sie waren mehr Theologen und Anhänger von Sekten, als Christen und Menschen. Sie folgten mehr von Menschen erdachten theologischen Systemen und überlieferten Gebräuchen, als Christo und seinen Wahrheiten. Der eine war ein eifriger Methodist, der andere ein strenger Presbyterianer, ein anderer ein hochkirchlicher Bischöflicher, noch ein anderer ein radikaler Kongregationalist. Sie waren gebunden an Gebräuche und Ceremonien, an Glaubensbekenntnisse und Menschensatzungen; die Freiheit, welche zu ihnen kam, als sie zuerst Christen wurden, hatte ihnen gute Nacht gesagt. Wie konnten ihre Gewissen und Herzen anders, als sich gegen diese neue Form christlicher Geisteskuechtschaft auflehnen? Sie hörten in den innersten Tiefen ihrer Seelen eine Stimme sagen: „Wenn dies Christentum ist, tragen wir kein Verlangen darnach.“ Und aus diesem Zwiespalt zwischen dem Christentum des Lebens und dem der Theologie erhob sich wiederum die Frage: „Was ist Christentum?“

Aber die Frage gehört nicht dem Volk des Ostens allein an. Sieh', wie von allen Seiten im Westen die Stimmen der Klage über die Eifersüchteleien der Sekten und die religiösen Streitigkeiten vernommen werden, während die negative Kritik, wie das Heer der Gothen, die Burg der Theologie umzingelt und dringt, sie zu stürmen und nicht nur die unwesentlichen Außenwerke, sondern das eigentliche Centrum des Christentums selbst zu nehmen! Ist es da nicht hohe Zeit, daß all' diese Spaltungen und Streitigkeiten aufhören sollten, und daß die Sammlung des Volkes Gottes unter irgend einer einfachen Losung des Evangeliums Christi Platz griffe? Die, welche solcher Bewegung entgegentreten wollten, müssen die Hauptlehre

der dreihundertjährigen Geschichte des Protestantismus außer acht gelassen haben. Denn bedenken wir nur: als die verschiedenen Denominationen zuerst entstanden, dachte da nicht jede, daß sie die einzige wahre Kirche Christi sei, — daß sie allein bestimmt sei zu wachsen, — und daß die übrigen alle zum Tode verdammt seien? Aber wie lautete der Urteilsspruch der Geschichte? Nicht eine Denomination hat göttlichen Segen empfangen, ohne daß alle übrigen durch sie gewannen. Nicht eine Sekte hat an geistigem Rückgang gelitten, ohne daß alle übrigen mit ihr Einbuße erfuhren. Und jeder gute und große Mann, wo immer er gefunden werde, es sei ein George Fox, ein William Penn, ein Whitier oder ein John Bright unter den Freunden, es sei ein Bushnell, ein Beecher oder ein Mark Hopkins unter den Kongregationalisten, ein John Wesley oder ein George Whitefield unter den Methodisten, ein Chalmers oder ein Guthrie unter den Presbyterianern, ein Thomas Arnold, ein Maurice oder ein Robertson unter den Bischöflichen, ein Channing, ein Lowell, ein Garrison oder ein Philip unter den Unitariern, oder er sei sogar einer außerhalb der Grenzpfähle des Denominationalismus, wie Emerson oder Carlyle, — jeder von diesen guten und großen Männern kann nicht anders angesehen werden, denn als ein Erwählter und Gesegneter Gottes. Es kann nicht geleugnet werden, daß sie die wahren Kinder Gottes waren. Eine christliche Kirche, welche irgend einen von ihnen oder sie alle nicht zulassen kann, muß sich an irgend einem Punkte auf einem Abweg befinden. Daher noch einmal unsere Frage: Was ist Christentum?

Aber, statt uns zu lange bei diesen Vorbemerkungen aufzuhalten, wollen wir unsere Aufgabe in Angriff nehmen. Als einen Versuch zu ihrer Lösung gebe ich die folgenden Betrachtungen anheim: —

1. Das Christentum ist die Religion seines Stifters. Sein Leben und seine Lehren müssen Richtschnur und Maßstab für alle kommenden Zeitalter sein. Das Verdienst des Christentums sollte in letzter Instanz nicht nach den auf ihre eigne Autorität gestützten Darlegungen späterer Zeitalter, sondern nach dem Leben und den Lehren Jesu selbst beurteilt werden. Paulus war gewiß ein großer Charakter. Er that wahrscheinlich mehr, als alle andern Apostel zusammen, für die Grundlegung der christlichen Kirche. Doch war er nicht der Schöpfer des Christentums. Er und seine Lehren sollten nach dem Leben und den Lehren Jesu beurteilt werden. Der Paulinismus ist nicht mehr, als eine paulinische Darlegung des Christentums. Ihr Ziel war es, die Menschen zu Paulus' Zeit, besonders die Juden und jüdischen Proselyten, von den Wahrheiten Jesu zu überzeugen. Daher passen seine Beweise und Schlüsse nicht immer für die Denkweise unsres eignen Zeitalters. Die Briefe des Paulus, welche einen so großen Teil des Neuen Testamentes bilden, enthalten viele unübertreffliche Seiten religiöser und sittlicher Unterweisung, welche überdies mit dem erhabenen und begeisternden Glauben an Christus erfüllt sind, der die Welt eroberte. Aber hinsichtlich derjenigen anderen Abschnitte in ihnen, welche theologische und philosophische Darlegungen enthalten, können wir sie nicht als grundlegend für die allein richtige Darstellung des Christentums ansehen. Sie sind hauptsächlich dadurch nützlich, daß sie uns den Weg zeigen, auf welchem das Christentum sich dem Bedürfnis des ersten Zeitalters anpaßte. Denn, während die Wahrheiten Christi stets dieselben bleiben, verändern sich die Bedingungen, unter welchen sie aufgehen und Frucht tragen müssen, beständig,

so daß in jedem Zeitalter und in jedem Lande Männer erstehen müssen, welche in dem Geiste des Paulus das Evangelium anzupassen und zu erklären suchen. Wenn wir dann nicht auf die Briefe des Paulus als auf unsere maßgebenden Führer bei Erforschung des Christentums blicken dürfen, wohin sollen wir uns wenden? Unfraglich zu den Evangelien, besonders zu den Synoptikern. So unvollständig diese Berichte sind, sobald man sie als genaue Biographien Jesu ansieht, so wird doch keine vorurteilsfreie Kritik leugnen, daß wir in ihren Blättern die frühesten Eindrücke von dem Leben Jesu und die Hauptaussprüche besitzen, welche von seinen Lippen flossen. Sie gleichen Gemälden eines alten Meisters. Wenn Ihr zu nah herantretet und sie durch ein Mikroskop betrachtet, so werdet Ihr an ihnen nichts von Geist und Leben sehen. Aber blickt auf sie von einer geeigneten Entfernung aus, und Ihr werdet finden, daß die lebensvollen Züge unter Eurem Schauen wachsen und endlich mit überraschender Deutlichkeit hervortreten. Daher lassen diejenigen Kritiker, welche sich zu sehr mit dem Buchstaben des Textes beschäftigen, zu häufig die Gesamtwirkung des Ganzen außer acht. Zugegeben, daß zwischen den verschiedenen Berichten derselben Ereignisse Widersprüche bestehen; zugegeben, daß diesen Erzählungen einige sagenhafte Elemente beigemischt sind; zugegeben, daß wir selbst in den Fällen, in denen wir die einzigartigen Aussprüche Jesu haben, nicht mit Genauigkeit behaupten können, welche Form die Worte ursprünglich annahmen; dies alles zugegeben, werden dennoch die aufrichtigen und demütigen Erforscher der Evangelien sicher sein, solche Eindrücke von diesem erhabenen Leben und von jenen unvergleichlichen Aussprüchen zu empfangen, daß es nicht langer Zeit bedarf, bevor sie in Christus ihren Herrn und Meister, ihren Weg, die Wahrheit und das Leben erkennen.

2. Eins der ersten Dinge, das uns beim Lesen der Evangelien auffällt, ist das Fehlen nebensächlicher und unwesentlicher Elemente in den sittlich religiösen Lehren Jesu. Es hat Stifter großer Religionen und darunter geistige Riesen gegeben, deren Leben und Lehren unsrer höchsten Achtung wert sind. Doch ist in ihren Systemen so vieles, was wahr nur war in Bezug auf ein Zeitalter oder ein Land und daher nur vorübergehenden Wert hatte, und außerdem so vieles, was zu dem Wesen der Religion in keiner Beziehung steht, daß es schwer ist, irgend einen von ihnen zum sittlich religiösen Ideal der Menschheit zu machen. Sie sind die Erze, welche viel Gold enthalten; aber sie müssen erst im Feuer geschmolzen werden, ehe man sie brauchen kann. Bei Jesus hingegen ist alles reines Gold oder Silber. So oft wir seine sittlichen und religiösen Lehren durchgehen, versetzen sie uns in die Stimmung ununterbrochener Freude und Dankbarkeit. Seine Handlungen sind von allgemeiner Bedeutung. In seinem Leben und seinen Lehren haben wir alle wesentlichen Elemente des sittlich religiösen Lebens, und nichts darüber hinaus. Sie können deshalb Leben und Geistesmitteilung nicht nur für eine Volksklasse oder für ein Zeitalter, sondern für alle Lande und alle Zeiten werden; beide, der Große und Kleine, der Gelehrte und Unwissende, der Gebildete und Ungebildete, alle werden bekennen, daß sie in Jesus den ewigen Weg des Lebens finden.

3. Die Lehren Jesu scheinen uns dazu angethan, um sie nach wenigen einfachen Gesichtspunkten einzuteilen. Vielleicht giebt es dafür keine besseren

Leitpunkte, als die berühmte Dreifaltigkeit des Paulus, Glaube, Hoffnung und Liebe — Glaube an eine gerechte Weltregierung, Hoffnung auf die Zukunft der Menschheit und Liebe zu Gott im Menschen.

So viel Unheil ist durch den Mißbrauch des Wortes „Glauben“ von Theologen angerichtet worden, daß mancher am liebsten des Gebrauchs desselben ganz und gar überhoben sein möchte. Aber kein Verständiger wird gegen den Sinn, in welchem Jesus das Wort brauchte, etwas einzuwenden haben. „Glaube an Gott.“ „Wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn.“ „Warum seid ihr so furchtsam? O ihr Kleingläubigen!“ Jesus glaubte an einen gerechten Gott und an eine gerechte Weltregierung. Er glaubte an die Allmacht der Gerechtigkeit. Er zweifelte nimmer, daß die Gerechtigkeit über alles den Sieg erringen werde. Es war diesen Glaube und seine Zuversicht zur Gerechtigkeit seiner Sache und seiner eignen Person, was ihn durch jede Woge des Wechsels hindurchführte, was ihr durch alle Enttäuschungen hindurch und sogar bis an das Kreuz aufrecht erhielt. Er wußte, daß der gerechte Gott mit ihm war, und daß er in Gott war. Deshalb sagte er: „Alle Dinge sind mir von meinem Vater übergeben; und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und welchem der Sohn ihn offenbaren will.“ Es war diese Einheit mit Gott und der allmächtigen Gerechtigkeit, was seinem Leben und seinen Aussprüchen diese höchste Autorität und diese allgemeine Bedeutung verlieh. Und das ist das Ideal und die Gabe, die er für den geringsten seiner Jünger bereit hält.

Christi Hoffnung auf die Menschheit. — Kein glaubensvoller Erforscher der Evangelien kann des tiefen Eindrucks ermangeln, den die Gesundheit seiner sozialen Ideen hervorruft. Seiner Ansicht nach wohnte der menschlichen Existenz bis zu ihren kleinsten Einzelheiten herab die heiligste Bedeutung inne. Sofern diese Existenz als geheiligt anzusehen war, gab es da keine Stätte für den Pessimismus irgend welcher Art. Seine heilige Freude an Gott und seine Begeisterung für die Menschheit machte es unmöglich, daß er ein Asket oder Einsiedler hätte sein können. Er aß und trank. Er trug kein Bedenken, mit den Zöllnern beim Mahle zu sitzen. In ihm war das Beispiel eines streng religiösen Lebens gegeben, das zu gleicher Zeit vorbehaltlos gesellig war. So war er zu gleicher Zeit mit den Menschen auf der Erde und auch im Himmel mit seinem Vater. Er allein von allen Stiftern großer Religionen verkündete als Grundsatz die Unauflöslichkeit der Ehe, indem er so die menschliche Gemeinschaft auf eine neue geheiligte Grundlage stellte. Er ehrte die Frau. Er segnete die Kinder. Er brachte das Reich Gottes, das, wie ein Senfkorn, auf Erden wachsen und sich in der Welt ausbreiten muß gleich dem Sauerteig, der den ganzen Teig durchsäuert. Die Menschheit muß von allen ihren Krankheiten geheilt werden. Die Sünde muß durch die Kraft des Guten überwunden werden. Die Völker der Erde müssen zu einem Bruderbund vereinigt werden. Gerechtigkeit und Freude müssen über die ganze Erde herrschen.

Anlangend sodann die Liebe zu Gott im Menschen, so ist sie der hervorragendste Zug in Christi Leben und Lehren. Er liebte seine Jünger „und das bis an das Ende.“ „Siebenzig mal sieben mal sollten sie einander vergeben.“ Wenn die Menge sich um ihn sammelte, wie Schafe ohne

Hirten, „so wurde er von Mitleid bewegt." Die Besessenen, die Aussätzigen, die Blinden, die Lahmen, sie alle erfuhren von ihm die Macht seines Erbarmens, die sie von allen ihren Krankheiten heilte. Die Witwe, die um den Tod ihres einzigen Sohnes bekümmert war; die Mutter, die um ihrer wahnsinnigen Tochter willen sich selbst verleugnete; die Schwestern, die den toten Bruder beweinten, — alle riefen sein tiefstes Erbarmen hervor. Ein Weib, das „eine Sünderin" war, das Jesu Füße mit ihren Bußthränen wusch; eine Frau, die im Ehebruch ergriffen und auf das Herzloseste öffentlich verdammt war, — beide empfingen seine Vergebung. Wer immer jenes wundervollste unter den Gleichnissen Christi liest, in welchem er das Gesetz des letzten Gerichts darlegt, der wird sicherlich einen tiefen Eindruck von seiner Liebe empfangen, die ihn veranlaßt, sich selbst und alle seine Interessen mit der leidenden Menschheit zu identifizieren. Wenn die zu seiner Rechten in Verwunderung darüber, daß sie Lob ernten, weil sie dem erhabenen Richter selbst geholfen hätten, ihn fragen: „Herr, wann sahen wir dich hungrig und speisten dich, oder durstig und gaben dir zu trinken? u. s. f.", so vernehmen wir jene Antwort, welche ihn allen Menschenkindern ins Herz schreibt: „Wahrlich, ich sage euch, so ihr das an einem dieser meiner geringsten Brüder thatet, so thatet ihr es mir." Aber die Liebe Christi zu den Menschen war nicht nur Mitleid oder Erbarmen mit ihren Leiden. Seine Liebe zu den Menschen beruhte auf der höchsten Achtung vor der Menschheit. Sie war die Liebe zu Gott in der Menschheit. Jesus glaubte, daß in allen Menschen, auch in den verkümmertsten, die Fähigkeit zur höchsten und edelsten Entwicklung verborgen lag. Er liebte Gott, der in jeder Seele wohnte. Er sagte, indem er sich der Ausgestoßenen und Verachteten der Erde annahm: „Auch ihr seid Kinder Gottes." „Er kam, zu suchen und zu retten, das verloren war" — verloren in Selbstsucht, Weltlust und Elend, — und alle die, welche die Stimme des Menschensohnes hörten, wurden zu dem Leben der Gerechtigkeit und Wahrheit wiedergeboren. So zog er umher, Gutes thuend, — Gutes im höchsten Sinne, — indem er den Menschen das verlorene Ideal offenbarte, indem er Gott in dem Heiligtum jeder Menschenseele enthüllte, indem er das Licht erschloß, welches „in jedem wohnt, der in die Welt kommt."

4. Wenn wir ferner die Methode betrachten, die Jesus anwandte, indem er seine Wahrheiten offenbarte und seine Jünger lehrte, so finden wir sie ungleich der Methode jedes andern großen Lehrers. Jesus Christus offenbarte die ewigen Wahrheiten der Religion und Sittlichkeit nicht so sehr durch Worte als durch Leben. Er lebte und that sie. Er war das Wort und die Offenbarung Gottes. Wie er sie offenbarte, so wollte er, daß seine Jünger sie erfaßten, — nicht durch äußere Beobachtung und philosophische Betrachtung, sondern durch das Leben. Große Gelehrte und Volkshaufen von Tausenden hörten Jesus und disputierten über sein Werk, aber die Offenbarung des ewigen Lebens kam nur zu denen, die zerschlagenen und demütigen Herzens waren. Gott wurde nur von denen geschaut, die reines Herzens waren. Das Himmelreich gehörte nur denen, die nach Gerechtigkeit hungerte und dürstete. Daher sagte er: „Wenn jemand seinen Willen thun will, so wird er erkennen, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede."

Ein bemerkenswerter Zug an Jesus als Lehrer war seine hohe Achtung vor der sittlich religiösen Einsicht jedes einzelnen. Er machte keinen Unterschied der Erziehung, Bildung oder Gaben. Er suchte weder die Begabtesten, noch schloß er die Unbegabten aus. Indem er nicht in tief durchdachten Perioden, wie ein Gelehrter, oder in künstlichen logischen Schlußreihen, wie ein Philosoph, sondern in kurzen Sprüchen und Gleichnissen lehrte, erreichte er alle Volksklassen. Er war der volkstümlichste unter allen Lehrern. Während die großen Gelehrten des Tages durch seine Lehren in Erstaunen gesetzt wurden, hörte das gemeine Volk ihn gern.

Unter seinen Lehren begegnen wir keinerlei Erörterungen über die Frage nach Gottes Dasein, über die Natur der Gottheit, über den Ursprung der Sünde oder die Unsterblichkeit der Seele. Er war nicht ein Lehrer der Theologie, sondern ein Offenbarer des Lebens. Seine ganze Anstrengung schien darauf gerichtet, die Menschen anzuziehen, sie mit sich selbst in Berührung zu bringen, sie zu vermögen, daß sie ihren Blick und ihre Aufmerksamkeit auf ihn konzentrierten. Warum das? Damit er sie dahin bringe, das Ideal ihres Lebens zu sehen, damit er sie in die Gemeinschaft mit Gott und seiner Gerechtigkeit ziehe und sie von dem Leben der Sünde und des Todes errette. Es ist aus diesem Grunde wahrscheinlich, daß Jesus nicht ein Buch oder ein theologisches System noch eine äußere Veranstaltung, ein Priestertum oder ein mystisches Sakrament, hinterlassen hat. Er hat sich selbst hinterlassen. Die Gnade Gottes ist in dem Heiligtum der Seele Jesu enthalten. Er ist der wahre Tempel Gottes. In der Gemeinschaft mit ihm und in dem Leben seines Lebens bringen wir Gott unsere Verehrung dar, verwirklichen wir unsere Kindschaft, und erlangen wir die Zusicherung unserer Erlösung.

Die Theologen sagen gewöhnlich, daß der Tod Christi ein neues Element in die Religion Jesu brachte, welches nicht vorher hätte offenbart werden können, nämlich das versöhnende Verdienst dieses Todes; daß alle Lehren Christi in gewissem Sinne vorbereitend für die große Versöhnungsthat seines Lebens gewesen sind; daß wir zu den Lehren seiner Jünger fortschreiten müssen, wenn wir uns über die Natur des christlichen Glaubens unterrichten wollen; und daß es das Blut und die Leiden Christi am Kreuz waren, durch welche unsere Erlösung erkauft ward. Wir sind indes gezwungen, dieser Behauptung zu widersprechen. Wenn wir das Kreuz und seine Bedeutung richtig verstehen, so sind wir außer stande, darin irgend eine neue Lehre zu erblicken, sondern vielmehr den machtvollsten Ausdruck der alten Lehre Jesu, nämlich, daß sich selbst absterben und für andere und für Gott leben so viel ist, als in das ewige Leben eintreten; und Jesus gab dadurch, daß er sein Blut vergießen ließ und am Kreuze starb, dieser großen Wahrheit den gewaltigsten Ausdruck. Das, worauf es ankam, war nicht, daß er lediglich litte und stürbe, denn sehr viele außer ihm haben ähnlich gelitten und den Tod auf sich genommen, sondern, daß er litte und stürbe in Glauben und Freudigkeit, segnend seine Peiniger und in Hoffnung auf Gott, indem er so alle kommenden Zeitalter lehrte, daß Selbstaufopferung und nicht Selbstsucht der wahre und normale Weg zum Leben sei. Das ist es, was das Kreuz Christi zu so einem alles überwiegenden Faktor im christlichen Glauben macht.

In diesem Sinne fassen wir denn das wahre Wesen des Christentums auf, wie es zuerst von Jesus Christus gepredigt wurde. Es war das sittlich religiöse Leben in Gott und mit dem Menschen. Es war der Glaube an die gerechte Ordnung und Regierung der Welt. Es war die Hoffnung auf die höchste Entwicklung der Menschheit. Es war Liebe, Selbstaufopferung und Begeisterung dafür, den Menschen zu dienen. Es war nicht Philosophie und Dogma, sondern Leben und Geist. Es waren nicht Gebräuche und Sakramente, sondern Persönlichkeit und Freiheit. Es war nicht Asketismus und Pessimismus, sondern Idealisierung des menschlichen Daseins. Es war nicht Gründung einer Institution und Organisation, sondern Beginn der großen sittlich religiösen Wiedergeburt, deren Ende die vollkommene Herstellung des Reiches Gottes sein wird. Im Vergleich nun mit dieser Auffassung des Christentums, welche Ähnlichkeit besteht da mit der gewöhnlichen Darstellung, wie sie von den maßgebenden Instanzen der Kirchen dargeboten wird? Denke an die hierarchischen Systeme deren jedes beansprucht, daß seine besonderen Merkmale wesentlich für das Christentum seien! Denke hinwiederum an die kalte philosophierende und rationalisierende Stellung, die durch eine Klasse sogenannter vorgeschrittener Denker hindurchgeht, welche es zu ihrem Hauptgeschäft machen, die Orthodoxie anzugreifen und über ihre abergläubischen Vorstellungen zu spötteln! Beide, Orthodoxie und Liberalismus, beide, Supernaturalismus und Rationalismus, beide, »High Church« und »Low Church«, wie verschieden sind sie alle von dem, was auf den Hügeln und an den Seeufern Galiläas vor 18 Jahrhunderten gepredigt wurde! Das eine ist die Wahrheit; die andern sind ihre Zerrbilder. In dem einen Fall atmen wir die reine und stärkende Luft der Bergeshöhe, während wir in den andern den verdorbenen Dunstkreis eines dicht gefüllten Theaters einziehen. Sollte Jesus Christus wiederum auf Erden erscheinen und das Evangelium vom Reiche Gottes predigen, würden die Theologen mit seiner Orthodoxie zufrieden sein, oder würde das gemeine Volk in seinem einfachen Leben seinen Herrn und Meister wiedererkennen? Würde er seinerseits die Glaubensartikel und Bekenntnisse willig unterschreiben oder in den wunderlichen Gebräuchen und mystischen Sakramenten sein Evangelium voll Geist und Leben wiedererkennen? Man mag sagen, daß es die geschichtliche Entwicklung der Lehren sei, was das heutige Christentum so verschieden von der Bergpredigt gemacht hat. Aber Entwicklung ist nicht immer eine Verbesserung. Zuweilen liegt ein Rückschritt darin; und die Fälle der Verbildung sind nicht selten in der natürlichen Welt. Auf jeden Fall ist der Gegensatz zwischen dem Christentum Jesu Christi und dem von heute, gelinde ausgedrückt, sicherlich schlagend.

Der Dienst der Wissenschaft gegen die Religion hat zum großen Teil darin bestanden, daß sie die Irrtümer und abergläubischen Vorstellungen der vorhandenen Formen des Christentums an das Licht brachte. Wenn zeitweise die Wissenschaft einigen der Feind der Religion und des Christentums zu sein schien, so erscheint es jetzt nicht so. Alle danken der Wissenschaft und den Männern der Wissenschaft, den Biologen, den Physikern, den Philosophen und Geschichtsforschern für die Lösung der unwillkommenen, aber notwendigen Aufgabe, die Auswüchse, welche das Christentum entstellen, zu entfernen. Die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts ist die zweite

Renaissance, welche als die erste den Weg für die protestantische Reformation vorbereitete, und bereitet jetzt den Weg für die kommende neue Reformation vor. Wie die frühere auf halbem Wege stehen blieb und „protestantisch" blieb, so wird die letztere die allumfassende und weltweite sittlich religiöse Wiedergeburt sein. Ihr Ziel wird es sein, nicht zu protestieren, sondern zu proklamieren. Ihr Ergebnis wird nicht Trennung, sondern Vereinigung sein. Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts lud die Menschen ein, zu St. Paulus zurückzukehren. Die Reformation des zwanzigsten Jahrhunderts wird die Menschen und Kirchen einladen, zu Christus zurückzukehren. „Zurück zu Christus, zur Quelle alles Lebens und Lichtes", das wird die Stimme sein, die man durch die ganze Welt hören wird. Lauter und lauter werden ihre Echos ertönen, bis die „Königreiche dieser Welt das Reich unsers Herrn und seines Gesalbten erkennen werden."

Wenn wir auf den religiösen Zustand Palästinas zu der Zeit, als das Christentum zuerst gepredigt wurde, zurückblicken, so werden wir finden, daß er sehr ähnlich dem gegenwärtigen Zustand war. Da waren die Pharisäer mit ihrer Kasuistik, ihren Ceremonien, ihrer Theologie und ihrer strengen Beobachtung kleinlicher religiöser Vorschriften. Da waren auch die Essäer mit ihrer pessimistischen Abschließung, ihrem Cölibat und Asketismus und ihrer skeptischen Auffassung vom Wert des menschlichen Lebens. Mitten unter diesen Menschen und diesen Lehren erschien Jesus mit dem Evangelium vom Reiche Gottes. Es giebt moderne Pharisäer und moderne Essäer in der ganzen Welt, in christlichen Gegenden so gut, wie in unchristlichen Ländern. Wir fühlen daher dasselbe, ja ein bei weitem größeres, über eine bei weitem größere Stufenleiter sich ausbreitendes Bedürfnis nach der Predigt des Evangeliums vom Reiche Gottes. Die Zeit verlangt danach. Alle Arten von Unbefriedigtheit und Bestrebungen, alle Seufzer und Mühsale, welche sich finden, wo immer die menschliche Gemeinschaft besteht, sind der niedrigste Ruf nach dem Kommen des Reiches Gottes. Diese sündenbeladene und sorgenumfangene Welt wird nicht Ruhe finden, bis das Reich Gottes aufgerichtet ist. Dürfen wir nicht glauben, daß die Zeit zur Erfüllung des verheißenen geistigen Kommens Christi in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit in nahem Anzuge ist?

Es liegt etwas außerordentlich Leidenschaftliches und Mitleid Erweckendes in der Weise, in welcher die Menschen in den verschiedenen Zeitaltern nach Erlösung gesucht haben. Eine Klasse von Menschen gab sich der Kasteiung des Fleisches hin, in dem Wahn, daß der Leib die Quelle alles Übels sei. Eine andere Klasse von Menschen gab sich der Spekulation und dem Studium der Theologie hin, in dem Streben, so das Geheimnis des menschlichen Lebens zu ergründen. Noch eine andere Klasse widmete sich der Erfüllung „religiöser" Pflichten, in der Meinung, so ihre Sitze im Himmelreich zu erkaufen. So haben sie schwer und geduldig gearbeitet, ohne irgend welche Mühe zu sparen, um das Ziel, das sie im Auge hatten, zu erreichen; aber wir müssen mit Bedauern zugeben, daß sie jammervoll fehlgegangen sind. Sie scheinen alles andere gethan zu haben, als das eine, das not war, nämlich, nach dem sittlich religiösen Leben in seiner Verklärung in der Person Jesu Christi zu suchen.

Der christliche Gedanke von heut ist in drei große Lager geteilt. In

erster Stelle sind es die beiden alten Lager des Supernaturalismus und Rationalismus. Wie die Anhänger „Newmans und die Croude-Brüder“ sich in diese entgegengesetzten Extreme schieden, so meint heut mancher, daß er in dem einen oder in dem andern dieser Lager Stellung nehmen müsse. Er müsse entweder ein blinder Gläubiger des Supernaturalismus sein und so seine Erkenntnis aus dem neunzehnten Jahrhundert zu einem tauben Sklaven machen, oder er müsse ein rücksichtsloser Rationalist sein und so die kalte Logik zu seinem höchsten Meister erheben. Und mittlerweile bleibt das Heiligtum seiner Seele unerleuchtet von dem himmlischen Feuer des sittlich religiösen Lebens. Es giebt eine andere Klasse von Leuten, die das dritte Lager einnehmen. Sie stehen zwischen beiden, indem sie den „Mittelweg“ gehen. Sie sehen nach rechts und links, so daß sie an den drohenden Felsen auf beiden Seiten vorbeisteuern möchten. Diese Leute glauben natürlich, daß dies der weiseste und richtigste Kurs sei; aber andere sehen ihn ohne Zweifel als zu ungenügend an, um ihnen zuzustimmen. Diese Leute des Mittelweges bedienen sich orthodoxer Redewendungen und nehmen doch Anstand, ihnen neue Bedeutungen zu geben. Ihre Behauptungen sind beständig schwankend, und sie scheinen ihren Beurteilern absichtlich zweideutig in ihren Darlegungen zu sein. Daher sind sie den Angriffen von beiden Seiten ausgesetzt. So halten diese drei Klassen von Theologen die Diskussion und den Streit im Fluß und niemand kann vorhersagen, wann der Friede hergestellt werden wird. Je mehr sie diskutieren, und je mehr sie streiten, um so weiter scheinen sie von der Vereinigung entfernt zu sein. Sie werden wahrscheinlich weiter streiten und ihre Trennung aufrecht erhalten bis ans Ende der Zeiten, es sei denn, daß die Kirchen Christi einen herrlicheren Weg lernen, den Weg der Flucht aus ihrem Babel der theologischen Diskussionen. Dieser Weg der Flucht wird, so scheint uns, erreicht werden, wenn sie dahin kommen, voll und ganz das Wesen des Christentums zu verstehen, nicht als Dogma, sondern als sittlich religiöses Leben in jeder einzelnen Seele und in der Menschheit im großen. Eine solche Zeit wird sicherlich kommen, und sie ist, wir leben der Zuversicht, nicht so gar fern, wenn alle unsere religiösen Anstrengungen darauf gerichtet sein werden, wiederum zu leben das Leben und von neuem zu wirken das Werk Jesu Christi, oder darauf, daß die Herrschaft des Dogmas für immer ein Ende nehme. Die Orthodoxie des Dogmas wird der Orthodoxie des Lebens und Wirkens Raum geben. Theologische Spekulationen werden zweifellos noch weiter blühen, denn die Menschen werden philosophieren und spekulieren bis ans Ende der Zeiten, aber nur als individuelle Erklärungen der großen gemeinsamen Thatsache des religiösen Lebens, dann, wenn eine solche Zeit kommen wird, wird das Licht der Welt mit dem vollen Glanze des Mittags leuchten, und alle theologischen Zänkereien und alle Sektenspaltungen werden aufhören, und es wird eine Herde und ein Hirte sein, nicht nur in der Christenheit, sondern unter allen Völkern der Erde[1]).

---

[1]) Hiermit schließt die Artikelserie, die unser verstorbener Freund Pred. Ritter unter der Rubrik „Japanisches“ geschrieben hat. Wir rufen ihm für seine treue Mitarbeit an der Z. M. R. unseren Dank in die Ewigkeit nach. Die Fortsetzung dieser Rubrik wird uns Superintendent Dr. Spinner liefern. D. Red.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

XII.

Noch Blumhardt meinte in der Calwer „Missionsgeschichte“ 1846 S. 74, den Betschuanen fehle ein Wort zur Bezeichnung des göttlichen Wesens; erst die Missionare hätten das Wort Morimo d. h. der Obere eingeführt. Aber schon der portugiesische Geschichtsschreiber de Barros (geb. 1496), dessen Nachrichten über die Länder Sofala und Monomotapa Krapf (Reisen in Ostafr. 1858 II. S. 461 ff.) mitteilt, sagt von den kraushaarigen Schwarzen im Innern des letzteren Reiches: „Sie glauben in der That an einen Gott, den sie Mosimo nennen, verehren auch kein Götzenbild im Gegensatz von allen andern Negern, welche Götzen- und Fetischdiener sind“ (S. 465). Damit ist freilich der Ahnenkult nicht ausgeschlossen, und der fragliche Gottesname kann, wie seiner Wortbedeutung nach den höchsten Himmelsgott, so auch den entweder mit ihm noch verschmolzenen oder auch von ihm schon unterschiedenen Urahnen bezeichnen. Gerade als Urahne ist er speziell auch Todesgott. So heißt ein Berg in Transvaal, auf dem Kriegsgefangene geopfert wurden und seit 1877 eine Kirche steht, Modimo-o-olle d. h. Gott hat gefressen. So sagt Burchell (Reisen 1822 II. S. 545) von den Bachapin: „Wiewohl sie einen guten Gott nicht anbeten, fürchten sie doch einen bösen, Mulimo, dessen bösem Naturell sie alles Nachteilige zuschreiben. Dieser böse Geist scheint in ihrem Aberglauben die Hauptrolle zu spielen; sie suchen dessen Wirksamkeit durch die kindischen Bräuche, z. B. Amulette aus vier zusammengebundenen Stücken Antilopenhorn von sich ab und auf ihre Feinde zu leiten“. So erklärt sich, daß die Betschuanen, wie Ratzel S. 300 sagt, den Morimo nicht immer ehrfurchtsvoll behandeln, wie nach Chapman erntende Frauen beim Gewitter mit erhobenen Hauen scheltend Morimo gen Himmel riefen. Nach W. Joest (Ausland 1884 S. 464, Schneider S. 70) glaubten die Barolong schon vor Ankunft der Missionare an den Gott Morimo, „den Einen Oberen“, bringen demselben zwar nie Opfer, wenden sich aber an ihn um Regen; die Häuptlinge gelten als die Hauptmittler zwischen dem himmlischen Regenmacher und den Menschen; Sepinare schrieb sich zwar nicht die Macht zu, den ersehnten Regen herbeiführen zu können, maß aber seinem Gebet eine besondere Wirksamkeit zu. Das trifft freilich in dieser Fassung, mag sie auch der ursprünglichen Auffassung nahe stehen, wenigstens nicht für alle Stämme zu. Wenngleich der Himmel mit der Unterwelt für ihre Anschauung (wie für uns in der Idee des Unendlichen oder des Jenseits) zusammenhängt oder zusammenfließt, so liegt doch auch eine Unterscheidung in Modino, wenn es heißt (Schneider S. 72): Er wohnt im Himmel, aber auch als Weltträger unter der Erde, als welcher er nur ein Bein hat. Der Gott hat sich hiernach geteilt in 2 Hälften. Das übersieht Fritsch (S. 197), welcher ihn nicht als Himmelsgeist (yorimo, holimo, olimo) will gelten lassen und aus der Abwesenheit des Gottesnamens schließt, daß der Gottesgedanke den Betschuanen nur aufgedrungen sei. Er beruft sich auch auf Moffat, nach dem Molimo ursprünglich nur eine Art Kobold der Zauberdoktoren gewesen, ein kleines übelwollendes Ding, das Unfug treibe, aber weder als göttliche Macht, noch von Uranfang bestehend gedacht worden ist, da derselbe erst mit den Menschen und Tieren zugleich aus einer Höhle im Bakoniland hervorgegangen. Das

weist aber wenigstens auf den Urahnen, und gerade durch Abtrennung des Himmelsgottes kann er zu einer Art Kobold herabgesunken sein. Wenn auch Brincker (bei Schneider a. a. O.) Molimo nur als einen bösen, im Erdinnern wohnenden Geist deutet, so spricht doch gegen diese Beschränkung der Name selbst, der den oben bedeutet, sowie der vom Missionar Honin neuerdings (a. a. O.) geltend gemachte Zusammenhang von molimo und molèmo, welches letztere „gute Arznei" bedeutet. Ein Bawanketsihäuptling erbat sich von Fritsch ein molèmo, das ihn giftfest machen könne (S. 202). Wangemann (Berl. Mission im Basutoland 1877, S. 27) erzählt, daß ein Mosuto in Blauberg zu Baumbach sprach: „Jener große Fluß ist Modimo, jenes große Gebirge ist Modimo, und die Trommel, die uns zur Beschneidung ruft, ist Modimo". Da ist das Wort wohl weniger pantheistisch als appellativ gebraucht im allgemeinen Sinn von „göttlich" und bezeichnet doch nach seinem etymologischen Wortsinn die Herkunft vom Himmel; denn es weist mit seinen dialektischen Varianten auf die Urwurzel für Himmel zurück. Dieser senkt sich in den Wolken auf die Gebirge und läßt im Regen die Flüsse schwellen; so erklärt sich die Übertragung des Wortes auf sie aus einfacher Naturanschauung; durch den Trommelschall aber vernimmt die Jugend den Ruf des Himmelsvaters zur Weihe an ihn, den Stammesgott, die ja auch auf Ralowimba den Urahnen = Modimo unkulu zurückgeführt wird. Modimo heißt dann aber auch jeder Ahnengeist, und ein solcher kann ebenso im Himmel, wie auf dem Gebirge oder im Flusse oder in der Trommel weilend gedacht werden; doch ist gemäß der Etymologie des Wortes sein eigentlicher Wohn- und Stammsitz der Himmel. Die Lebendigkeit des Bewußtseins, durch die Ahnen mit dem Himmel zusammenzuhängen, und das dadurch gesteigerte Selbstbewußtsein tritt entgegen in dem Gesang eines alten Bawendahäuptlings, den Wangemann (Zweites Reisejahr 1886 S. 167) von ihm hörte bei Aufführung eines Kriegstanzes: „Dort oben in der Wolke sitzen meine Ahnen; aus der Wolke bin ich gekommen".

So ist nun aber mit dem Pluralpräfix eine allgemeine Bezeichnung der Ahnen durch den größten Teil des Bantugebiets dasselbe Wort Barimo, dialektisch Balimo, Badimo, Wadimo bei den Betschuana, Batoka, Balonda, Dualla, Barumu bei den Wadschagga am Kilimandscharo, Wazimo, Wazimu (sing. Mzimu, Muzimu) im ganzen Seengebiet von Ostafrika. Es hat dieselbe Wortbedeutung wie das lateinische superi, steht aber nicht wie dies im Gegensatz zu inferi, da dem Bewußtsein der Bantu Himmel und Unterwelt zusammenfließt, ja in die irdische Welt hineinreicht (in Wolken, Gebirgshöhen, Meer, Flüssen, andrerseits in den Grabstätten, Reliquien, Reinkorporationen abgeschiedener Geister und ihnen zum Besitz geweihter Objekte). Das Wort selbst aber bezeugt, daß die Abgeschiedenen zum Himmel in wesentlichster Beziehung gedacht sind und vermöge des Zusammenhangs mit ihm ihre Verehrung erhalten. Bei den Wanika wird jeder Mensch nach dem Tode geradezu ein Mulungu d. h. Himmel = Himmlischer (Krapf I. S. 323 ff.), und wenn bei den Zulu die verstorbenen Häuptlinge amatongo heißen, so ist das Plural von itongo Geist, das im Sing. den Himmelsgott bezeichnet. Mit der Urwurzel für Himmel hängen aber auch weitere dialektische Bezeichnungen für die Abgeschiedenen zusammen: kilulu bei den Kimbunda (Bastian D. E. II. 227), kilui Geist im Ki-Rua (Cameron II. 300), lunsi Geist an der Westküste (Bastian II. 223). An der Kongoküste heißen die abgeschiedenen Geister Chimbinde, die nach der obern Welt (Chinimbe) in den Himmel zu Zambi gehen, aber auch von dort in verschiedener Weise zurückkehren (Bastian II. 223 ff.). Es ist nur eine Dialektverschiedenheit, wenn im Kongobecken die abgeschiedenen Geister auch Mobangi (sing. Ubambi) heißen (N. Preuß. Ztg. 24./9. 85), wie bei den

Myongwe Abambo, die auch von Kranken Besitz nehmen und von verschiedenen Zauberpriestern beschworen werden (Wilson, Westafr. S. 288).

Es zeigt sich hier, daß zum Verständnis des Ahnenkults auch ein Eingehen auf die sprachlichen Bezeichnungen für die Idee der Seele und des Geistes sehr wichtig ist. An der Hand der etymologischen Analyse ergäbe sich dann eine Psychologie der Naturvölker, die nicht fremden Kategorien und Maßstäben, sondern ihrer eignen Selbstanschauung entnommen ist. Aber eine solche Psychologie ist nur erst in schwachen Anfängen vorhanden bei der Schwierigkeit des sprachlichen Materials. Wir entschuldigen es daher ebenso sehr, als wir es lebhaft bedauern, daß ein so fleißiger Forscher wie Runze, nachdem er in Heft 1 seiner „Studien zur vergleichenden Religionswissenschaft" die Heranziehung der Sprachwissenschaft so energisch betont hat, nicht in Heft 2, das der „Psychologie des Unsterblichkeitsglaubens" gewidmet ist (1894), mit den sprachlichen Bezeichnungen begonnen hat, die einen sicherern Unterbau abgegeben hätten als die von R. vorangeschickten Motive des Wunsches und Traumes. Erst in Heft 3 will R. laut Vorwort die Sprache als Koeffizienten der psychologischen Motive behandeln. Wir wünschen, daß dadurch der sonst so reiche Inhalt von Heft 2 eine ebenso reiche nachträgliche Ergänzung und gründliche Substruktion erhalte. Man muß doch erst wissen, was den Völkern die Seele eigentlich bedeutet, ehe man von dem Glauben an ihre Unsterblichkeit Erklärungen versuchen kann, wenn es überhaupt solcher bedarf angesichts der in den unmittelbarsten sprachlichen Aussagen über die Seele enthaltenen Selbstgewißheit ihres himmlischen Ursprungs und Fortlebens, welche einfach mit ihrer Unterscheidung von dem Leibe, den sie belebt und von dem sie bei dessen Tod getrennt wird, gegeben ist. In dem Wunsch, den Toten glücklich zu sehen, wurzelt nach R. S. 26 der religiöse Gebrauch der Totenmahlzeiten oder Totenopfer und die Sitte, dem zu Bestattenden das, was ihm auf Erden das Liebste war, mit auf den Weg zu geben. Beides findet sich auch allgemein bei den Bantu, aber erklärt sich nicht so einfach aus jenem Wunsch, der ja im Jenseits so reiche Befriedigung aller etwaigen Bedürfnisse imaginieren könnte, daß den abgeschiednen Geistern an irdischen Opfern und Grabbeigaben gar nichts mehr gelegen wäre. Die Toten werden vielmehr gefürchtet als Verursacher von Krankheit und Tod und deshalb sucht man sie durch jene Gabe günstig zu stimmen. Daß sie sich nur an dem Duft laben und mit dem Geist (besser Geistigem) der Speisen begnügen, ist nach R. S. 28 spätere Auffassung, aber gerade bei den Kaffern vielfach bezeugt und dazu stimmen die zerbrochenen Scherben auf den kongesischen Gräbern; auch die Grabbeigaben müssen auf ihre Weise sterben, um dem Toten ins Geisterreich folgen zu können. Sodann reicht es nicht aus, wenn R. S. 32 die Furcht vor dem Tode, der Vernichtung als Motiv des Unsterblichkeitsglaubens von der Furcht vor dem oft schmerzhaften Sterben unterscheidet; vielmehr steigert sich bei den Bantu die Todesfurcht zur Furcht vor den abgeschiedenen Geistern und bewirkte somit als Motiv des Unsterblichkeitsglaubens gerade das Gegenteil des Beabsichtigten. Was sodann das Motiv des Traumes betrifft, so spielen Erscheinungen der Abgeschiedenen im Traum bei den Bantu eine große Rolle. „Träume sind ihnen Vermittler zwischen Diesseits und Jenseits. Sie glauben, die Geister ihrer verblichenen Väter und Brüder leben noch, weil sie ihnen im Traume erscheinen" citiert R. S. 72 von Zulu und Westbantu nach Callaway und du Chaillu. Wenn aber hinzugefügt wird: „nach derselben Gedankenverbindung" existieren ihre Großeltern nicht mehr, so beruht das vielmehr auf der Gedankenlosigkeit des von du Chaillu ausdrücklich konstatierten teilweisen Verfalls des Unsterblichkeitsglaubens bei Fortbestand der ihn voraussetzenden Bräuche. Bringen die Zulu Verstorbenen, von denen sie träumen, ein Opfer, um sie zu beruhigen, so wäre ja

deren erreichte Beruhigung, wenn sie nicht mehr im Traum erschienen, deren Vernichtung. Auch träumt man von Toten meist nicht, wie sie im Jenseits sind, sondern wie sie auf Erden waren, so daß ihre Erscheinung sich nicht ohne weiteres mit ihrer jenseitigen Existenz deckt. Die bei vielen Naturvölkern sich findende Vorstellung, daß die Seele im Schlaf den Körper verläßt, weist vielmehr darauf, daß der Schlaf wie der Tod die Unterscheidung von Leib und Seele mit veranlaßten, und erst auf Grund dieser Unterscheidung war es möglich, die Traumbilder Verstorbener auf deren fortgehende Einwirkung zurückzuführen, während man andere Träume, in denen man mit noch lebenden Personen verkehrte, doch wohl nirgends ohne weiteres real nahm. Um so mehr erkennen wir an, daß R. S. 92 f. in dem Verstandesmotiv des Unsterblichkeitsglaubens manches nachholt, was wir auf Grund der Sprache und des in ihr sich bereits ausdrückenden unmittelbaren Bewußtseins vorangestellt. Hier gesteht R. selbst zu: „Vorstellungen wie die, daß die Seelen der Toten unter den Überlebenden wohnen und mit ihnen speisen, erklären sich ebenso wie die daraus entstandenen Sitten erst daraus vollständig, daß der plötzliche Übergang aus dem Dasein in das Nichtsein undenkbar erscheint. Die Verstorbenen sind eben nur, nach der Sprache der Zulu, amahlosi d. i. Leute, deren Atem von ihnen gewichen. Entweder klebt der Geist des Toten einstweilen noch an der Scholle, oder es besteht wenigstens ein so intimes Commercium mit den überlebenden Angehörigen, daß auch diesen für ihre Toten Verpflichtungen obliegen". Auch dies beides trifft für die Bantu zu, ferner, was er sagt S. 94 f. von der Sitte, Sklaven und Frauen am Grabe des Herrn zu töten, wofür ihm die Hauptursache das Gefühl der Abhängigkeit und die Pflicht der Solidarität scheint. Diese unglücklichen Opfer werden in der That oft mit zerbrochenen Gliedern mitbegraben, wie die Geräte am Kongo über den Gräbern zerbrochen werden; beides kommt in gleicher Weise als Eigentum des Verstorbenen, das ihm auch über den Tod hinaus gehört, in Betracht. Freilich ist zwischen leblosem und lebendigem Eigentum ein Unterschied und, daß letzteres die Pflicht habe, den Toten ins Jenseits zu begleiten, und auch vielfach eine über den Tod hinausreichende Anhänglichkeit ist auch für die Bantu bezeugt und wird von R. doch als sekundäres Motiv zugelassen. Nur geht R. zu weit, wenn er daran den Partikularismus der Unsterblichkeitsprärogative des Häuptlings knüpft und Gerland nicht zustimmen will, der mit Recht mit diesem Partikularismus die Sitte, Sklaven zu opfern, in Widerspruch findet. Denn diese Sklaven sollen ja auch mit ihrem Herrn im Jenseits fortleben, wenngleich zu seiner Bedienung, und die Aussicht auf das Fortleben in einem bessern Jenseits erleichtert ihnen auch die Todesqual. Weiter sieht R. S. 97 den Unsterblichkeitsglauben bei mehreren Naturvölkern beschränkt durch die Vorstellung von einem andern Tod oder doch dem Risiko eines solchen im Jenseits für die aus dem Diesseits scheidende Seele. Aber diese Vorstellung ist nicht so einfach, wie es scheinen könnte, vielmehr in jedem Fall, wo sie sich findet recht kompliziert und besonders zu untersuchen. Schon bei den rohen Buschmännern, führt R. S. 98 aus Lichtenstein Travels in South-Africa II. 61 an, gelte gründlicheres Töten des einmal Gestorbenen oder Getöteten als Schutzmittel wider die Beunruhigungen durch den sonst fortlebenden Geist. Aber hier wird es wie bei dem gräßlichen, slavischen Vampyraberglauben sich doch nur um eine völligere Zerstörung des Leichnams handeln, dessen sich die abgeschiedene Seele immer wieder zu bemächtigen sucht, um mittelst dieses Vehikels in die Welt der Lebenden hineinzuwirken und sie nachzuholen. Nur dies Nachzehren soll dem Geiste unmöglich gemacht, die in dem Leichnam angenommene Anknüpfung an das Diesseits ihm genommen werden, seine Forterxistenz im Jenseits ist damit noch nicht in Frage gestellt. Bei den Bantu kommt vereinzelt Verbrennen ausgegrabener

Gebeine vor, das vielleicht einen ähnlichen Grund hat. Am meisten dürfte der Kannibalismus, obschon er teilweis mit den Opfermahlzeiten zusammenhängt, den Unsterblichkeitsglauben gefährden, sofern durch Assimilation der fremden eine Erhöhung der eigenen Seelenkraft erstrebt wird; doch ist Unsterblichkeitsglaube und Ahnenkult auch nachweisbar bei denjenigen Bantustämmen, die, wie namentlich im Kongobecken, Anthropophagen sind. Was endlich das sittliche Vergeltungsmotiv des Unsterblichkeitsglaubens betrifft, so findet sich dies bei den Bantu noch nicht, obwohl bei verschiedenen Stämmen namentlich im mittleren Südafrika sich eine Scheidung, ja dualistische Entgegensetzung guter und böser Geister anbahnt. Soweit hierbei der ethische Gegensatz in Betracht kommt, scheint es sich nur um die Fortdauer des im irdischen Leben bewiesenen Charakters, entweder eines gütigen oder eines boshaften zu handeln; und da letzterer am meisten gefürchtet wird, wird oft zu seiner Zufriedenstellung an Opfern mehr gethan als für einen gütigen Geist. Indes muß diese Unterscheidung aus verschiedenen Gründen eine relative bleiben, ganz abgesehen von der Frage, wie weit das moralische Bewußtsein bei diesen Völkern entwickelt ist. Ein in genanntem Sinn gütiger Geist kann auch bei eintretendem Unglück als zornig erscheinen, und der Grund wird dann in einer Vernachlässigung seines Kults gesucht, dieser gesteigert, wenigstens ad hoc. Andrerseits giebt es eine Menge von Geistern, die keinen besonderen Kult erhalten, weil sie entweder keine Nachkommen hinterlassen oder in der Fremde aus diesem Leben geschieden oder als Krieger in Feindesland gefallen sind. Diese erscheinen als besonders gefährlich und werden nur gelegentlich oder an allgemeinen Totenfesten mit Gaben mitbedacht, zu ihrer Beschwichtigung oder Versöhnung. Diese gefürchteten, weil eines besonderen Kults ermangelnden Geister reihen sich den hingerichteten Missethätern, besonders den bösen Zauberern an, denen der Kult versagt wird, und sie werden als böse Geister zusammengefaßt, so daß sich der ethische Gegensatz verschiebt. Die vielfach übliche Verbrennung der Zauberer hat übrigens nach dem Obigen wohl den Zweck, dem abgeschiedenen bösen Geist durch Vernichtung seiner Reliquien eine weitere Einwirkung auf das Diesseits unmöglich zu machen. Endlich ist bei dem ganzen Ahnenkult nie außer acht zu lassen, daß alle abgeschiedenen Geister als abgeschieden, die Lebenden nach sich ziehend gefürchtet werden und insofern prinzipiell als lebensfeindliche böse Todesgötter erscheinen, die aber durch Kult versöhnbar sind und bei regelrechtem und regelmäßigem Kult zunächst als gute Schutzgötter gelten, bis etwa großes und anhaltendes Unglück diese Schätzung ändert. So durchkreuzen sich aber sehr verschiedene Gesichtspunkte in der Unterscheidung von bösen und guten Geistern, und vollends bedarf es der Vorsicht, wo christliche Reisende, Missionare und auch arabische Quellen von Teufelskult sprechen, da das ganze Heidentum vom monotheistischen Standpunkt als solches aufgefaßt werden kann und seit alten Zeiten auf die Verführung böser Dämonen zurückgeführt worden ist. Auch hier ist es daher wichtig, möglichst auf die einheimischen Bezeichnungen zurückzugehen, obwohl durch die arabischen Händler selbst bei heidnischen Stämmen das Wort Satan für ihre Götter in Gebrauch gekommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

Merensky, A. Missions-Superintendent, Deutsche Arbeit am Njaßa, Deutsch-Ostafrika. Mit einer Karte und 25 Abbildungen. Berlin, Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Friedenstr. 9. 368 Seiten. Preis eleg. gebunden 5 Mark.

Das Buch enthält nach einigen einleitenden Kapiteln über die Kulturgeschichte Afrikas und die dortige Thätigkeit der verschiedenen Missionsgesellschaften eine ausführliche Beschreibung der unter Merenskys Leitung in den Jahren 1891—1893 nach dem Kondelande am Nordende des Nyassasees von der Missionsgesellschaft Berlin I entsandten Expedition. Wir fahren mit der Expedition von Kilimane den Kwakwa, Sambesi und Schire hinauf, ersteigen das Schirehochland und rasten mit ihr in dem blühenden Blantyre, der Hauptstation der schottischen Missionsgesellschaft in jenem Teile von Britisch-Centralafrika. Die Fahrt über den Nyassa, die Ankunft und der Aufenthalt im Kondelande am Nordende des Sees wird ebenso eingehend wie interessant geschildert. Auf ganz besondere Beachtung machen die Ausführungen über Sitten, Gebräuche und religiöse Anschauungen der Bevölkerung Anspruch, zumal da, abgesehen von den eiligen Durchzügen Thomsons, Eltons und Girauds, uns Land und Leute bisher nur vom Hörensagen bekannt gewesen sind. Es folgt dann weiter die Geschichte der Gründung der einzelnen Missionsstationen Wangemannshöh, Manow, Mwakareri und Ikombe, ein hochinteressantes Kapital über den Kampf, den die Missionare in dortiger Gegend mit dem Mbasi, einer Art von Volksorakel, zu führen haben und zum Schlusse ausführliche Nachrichten über den Volksstamm der Bakinga (Wakinga), die man früher für Bewohner des Kondelandes hielt, die jedoch nach neueren Forschungen nicht über das Livingstonegebirge hinauswohnen, sowie ein Abschnitt über die Gründung von Langenburg durch Major v. Wißmann. Als Anhang ist beigegeben die Instruktion für die Mitglieder der Missionsexpedition nach dem Nyassasee, ein Verzeichnis der Ausrüstungsgegenstände für die Berliner Missionsexpedition nach dem Nyassasee, eine Beschreibung der Ausrüstung für die Missionare in Deutsch-Ostafrika überhaupt, einige Bemerkungen über Natur und Behandlung des afrikanischen Malariafiebers, eine Stammtafel der Häuptlinge der Wanyakyusa, des im Mittelpunkte des Landes wohnenden Stammes der Wakonde, und endlich als wichtigstes Stück von allen einiges über die Landessprache, das Kinyakyusa. Daß bei der ganzen Schilderung die Beziehung auf die Mission vorwiegt, versteht sich von selbst. Aber auch weitere Kreise haben alle Ursache, dem verehrten Herrn Verfasser für seine Veröffentlichung dankbar zu sein. Trotz der von Jahr zu Jahr anschwellenden Litteratur über unsere Kolonien fehlt es doch immer noch zu sehr an Schriften, die in gefälliger und doch wissenschaftlich-gediegener und gründlicher Darstellung uns ein Bild von der Natur und der Bevölkerung unseres überseeischen Besitzes geben. Die hübsche Ausstattung des Buches dürfte auch seiner weiteren Verbreitung nur förderlich sein. Die Abbildungen und die Karte erhöhen die Anschaulichkeit des Textes. Als besonders schön seien hier die beiden Bilder der prächtigen Kirche in Blantyre auf S. 65 und 67 erwähnt.

Nur in einem, allerdings äußerlichen Punkte, können wir mit Merensky nicht übereinstimmen, das ist die Rechtschreibung der afrikanischen Namen. Wissenschaftlich ist allgemein, mit geringen Änderungen, die seiner Zeit von Lepsius vorgeschlagene Orthographie im Gebrauch. Merensky behält letztere in dem sprachlichen Anhange auch bei, verwendet jedoch im Kontexte eine andere, die er dann aber nicht konsequent durchführt. Das Pluralpräfix der ersten No-

minalklasse wa ändert er z. B. meist in ba, läßt es aber in wahehe stehen. Ebenso dürfte es sich nicht empfehlen, wie M. thut, das w in Wörtern wie Magwanwara, Mpwapwa durch u zu ersetzen, da Nichtkenner der Bantusprachen dadurch leicht zu falscher Aussprache verführt werden können, indem sie dann das u betonen. Überdies wird der Fluß Kwakwa im Texte immer in dieser Form geschrieben und niemals Kuakua, so S. 37 und an allen übrigen Stellen. Auch die Schreibung Bagamoyo, Unyanyembe, Nyassa (M. schreibt gar Njaßa!) dürfte der andern, von M. angewendeten, Bagamojo, Unjanjembe, Njassa vorzuziehen sein. Daß die ursprünglich arabischen Namen nach deutschen Ausspracheregeln transskribiert worden sind, ist nur anerkennend hervorzuheben, nur ist meines Erachtens auch da Verfasser bei einigen nicht ganz korrekt verfahren. Weshalb ist z. B. Daressalam geschrieben statt des bisher gebräuchlichen, richtigen Dar-es-ssalaam? Im Arabischen heißt der Ort dar' es-salâam, das zweite a in ssalâam, auf dem der Ton liegt, gehört mithin zum l, während das dritte a sogar eine besondere mater lectionis hat, auf alle Fälle also als besondere Silbe zu sprechen ist. — Ferner sei bemerkt, daß die Ansicht, die von Mauch wieder entdeckten Ruinen von Simbabye rührten von dem im Alten Testament erwähnten phönizischen Ophirfahrern her, neuerdings viel an Wahrscheinlichkeit eingebüßt hat. Name und Beschaffenheit dieser Ruinen sprechen entschieden gegen semitischen Ursprung. (Vgl. hierzu auch Jahrgang IX dieser Zeitschrift, Heft 1, S. 30, Anm.). — Die Anschauung, daß schon in sehr früher Zeit ein lebhafter Verkehr von Indien, ja von Hinterasien nach Ostafrika hinüber stattgefunden hat, ist erst vor einigen Jahren wieder durch die Untersuchungen des Franzosen Leclerc in seiner Schrift: Les peuplades de Madagascar bestätigt worden, wenn auch dessen Ausführungen in manchen Einzelheiten mit Vorsicht aufzunehmen sind. Auf S. 9 werden Krapf, Rebmann, Roscher und v. d. Decken als verdienstvolle Erforscher Ostafrikas genannt. Hier hätte der Begleiter v. d. Deckens, Dr. Kersten, nicht unerwähnt bleiben dürfen. Die Deckenschen Reisen wären für die Wissenschaft ergebnislos geblieben, hätte sich Dr. Kersten nicht der mühevollen Arbeit der Sichtung und Herausgabe des von jenem und ihm gemeinsam gesammelten Materials unterzogen. Doch das sind Kleinigkeiten, die uns den Genuß des anziehend geschriebenen Buches nicht verkümmern sollen. Sehr wertvoll ist, solange weitere, ausführlichere Veröffentlichungen fehlen, der letzte Anhang über die Kondesprache, das Kinyakyusa. Schon das wenige hier Gebotene läßt einen Einblick in die Struktur der Sprache gewinnen. Vollständigeres Material stellt Merensky überdies in nahe Aussicht. Nur die Tafel der Präfixe scheint nicht in allen Fällen korrekt zu sein. Vergleicht man das Kinyakyusa mit einer anderen, bekannteren Bantusprache, z. B. dem Kisuaheli, dann ergiebt schon das kleine, auf S. 360—363 gegebene Verzeichnis von Wörtern und Redensarten sehr wesentliche Übereinstimmungen. Einiges sei hier herausgegriffen. Nominalpräfix Klasse 9 ku ist gleich Klasse 8 im Kisuaheli (vgl. die von Steere nach der zuerst vom Bischof Tozer aufgestellte table of concords in seinem Handbook of the Suahili Language, London 1884, p. 82) sowie die von Krapf seinem Dictionary of the Suahili Language, London 1882 vorausgeschickte outline of grammar of the Suahili Language, p. XVIII); kinyakyusa: Arzt nganga, pl. baganga ist gleich kisuaheli: mganga, pl. waganga; zu kinyak.: an einander grenzen kupakama ist zu vgl. kisuah.: die Grenze mpaka; kinyak.: Lippe ndomo ist gleich kisuah.: mdomo; kinyak.: lachen kuseka gleich kisuah.: kucheka; kinyak.: drei tatu heißt ebenso im kisuah.; kinyak.: vier na zu vgl. mit kisuah.: —nne; daß im kinyakyusa für die Bedeutungen „anbinden“ und „fliehen“ dasselbe Wort kubopa gebräuchlich sein soll, beruht vielleicht auf einem Versehen oder richtiger Verhören.

Alles in allem kann das Buch jedem, der sich für ostafrikanische Verhältnisse interessiert, nur zur Lektüre empfohlen werden.

Sainte-Marie. Siegesmund.

C. Buchner, Missions-Direktor, Acht Monate in Südafrika. Schilderung der dortigen Mission der Brüdergemeine. Mit einer Kartenskizze. Gütersloh, bei Bertelsmann. 188 S. Geheftet 1,60 M.

Das Heft hat drei Abteilungen. In der ersten giebt uns der Verfasser in der anspruchslosen Form von Tagebuchblättern ein überaus anziehendes Bild von dem Missionsfelde der Brüdergemeine in Südafrika, das er als Visitator in den Jahren 1892 und 1893 besichtigt hat. Im zweiten Teil finden wir Buchners allgemeines Urteil über die Missionsarbeit der Brüdergemeine im Süden des dunklen Erdteils. Leider wird auch hier wieder die schon oft geäußerte Ansicht bestätigt, daß die schlimmsten Feinde der Mission vielfach nicht die Eingeborenen selbst, sondern „christliche" Europäer sind, die sich kein Gewissen daraus machen, die unsittlichen Neigungen, die nun einmal in jedem Afrikaner stecken, für ihre eigenen unlauteren Zwecke zu mißbrauchen. Die dritte Abteilung bildet der Anhang, enthaltend eine hübsche Beschreibung einer Tafelbergbesteigung und die Schilderung einer Fahrt im Ochsenwagen. Sehr vieles von Buchners Ausführungen ist ja nicht neu. Immerhin aber ist die kleine Schrift wohl geeignet, über den Stand der Missionsthätigkeit der Brüdergemeine in Südafrika zu orientieren und zugleich dem Leser ein, bei aller Nüchternheit und Einfachheit der Darstellung, um so treueres Bild des dortigen Kulturzustandes zu geben.

Sainte-Marie. Siegesmund.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

F. M. Zahn, Die Muttersprache in der Mission (A. M. Z. 95, 8). Der Ausschuß der deutschen Missionen, Eingabe an das Auswärtige Amt, betr. die offizielle Anstellung von mohammedanischen Religionslehrern an deutschen Regierungsschulen (ebenda 9). Die Basler Mission im Jahre 1895 (B. M. M. 95, 9). Ein Missionspionier, Lebensskizze des wesleyanischen Missionars Th. Freeman (ebenda, 7—9). Schreiber, Eine große sprachliche Schwierigkeit in der Mission (Rhein. Miss. 95, 8). Jahresbericht (Berl. Miss.-Ber. 95, 11 u. 12). Jahresbericht über das Missionswerk der Brüdergemeine 1894/95 (z. Nr. 9 des Miss.-Bl. d. Brüdergemeine). Jahresbericht (Nordd. Miss.-Bl. 95, 8). Kolonisation und Muttersprache (D. Kol. Z. 95, 35). G. Barth, Unsere Muttersprache in den deutschen Kolonisationsschulen (ebenda, 37). Moule, The royal commission on opium (Church Miss. Int. 95, 7). Hole, The history of the Church Miss. Society (ebenda). E. Burroughs, Our personal responsibility (ebenda). Forest, Mission critics (The Miss. Her. 95, 7). J. Vahl, Hvorfor bringer Hedningemissionen i vore Dage ikke saadanne Resultater som i Apostlenes Dage? (Nordisk M. T. 95, 2). J. Vahl, De romersk-katholske Hedningemissioner (ebenda). J. Vahl, Livsbilleder af nordiske Missionaerer: No. 10, Hans Peter Halbeck (ebenda). H. Rooker, Petrus Kowaas (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg 39, 1). Jaarverslag met Bijlagen (Maandber. v. Nederl. Zendelingg 95, 8 u. 9).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

West-Indien, Trinidad (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 7). Grönland (ebenda, 8 u. 9). Labrador (ebenda). La Mission des Frères moraves au Groenland (Rev. d. Miss. contemp. 95, 8 u. 9). Poor Florida (The Americ. Miss. 95, 8). The Florida infamy (ebenda, 9).

B. Afrika.

Schreiber, Mission und Kolonisation in Südafrika (A. M. Z. 95, 7). Die ärztliche Mission unter den Negern (ebenda, 9). A. Merensky, Hohenfriedberg, eine Missionsstation unter den Waschamba in Deutsch-Ostafrika (Miss.-Freund 95, 8). Südfrika-Ost (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 8). Die Kalahariwüste und ihre Bewohner (Rhein. Miss. 95, 8). Madagaskar (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 9). Richter, Unser Interesse an Madasgaskar (D. evang. Miss. 95, 8). Gründung einer Missionsstation in Maneromango (Ostafr. M. N. 95, 8). Die geistliche Versorgung der Deutschen in Ostafrika (ebenda). Süd-Afrika V: Ein christlicher Fürst (Nordd. Miss.-Bl. 95, 6). Die Außenstation Agbosome (ebenda). Über die Besiedlungsfähigkeit von Deutsch-Südwestafrika (D. Kol. Z. 95, 28). Le dieu Odenté à Daté (Rev. d. Miss. contemp. 95, 7). J. Choisy, La Mission et la sorcellerie (ebenda, 8 u. 9).

C. Asien.

Nitschkowsky, Der chinesische Ahnenkultus (A. M. Z. 95, 7—9). F. Hartmann, Die China-Inland-Mission, Schluß (A. M. Z. 95, 7). Die Bekehrung Indiens (B. M. M. 95, 7). M. Schaub, Tage des Herrn in China (ebenda). Züge aus der Formosa-Mission (ebenda, 8). P. Wurm, Mohammed als Religionsstifter (ebenda). Von der Mohammedaner-Mission (Miss.-Freund 95, 6). Siege des Christentums über den Islam in Nord-Indien (ebenda, 7). Sundermann, Niasmission 1894/95 (Rhein. Miss. 95, 7). W. Frickenschmidt, Pulu Tello auf den Batuinseln (ebenda). Geduldsarbeit in China (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 7). L. Nottrott, Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Kols-Mission (D. evang. Miss. 95, 7 u. 8). Aus Korea (Calw. Miss.-Bl. 95, 7). Das Los der Chinesen-Mädchen (ebenda, 9). Die Lage in Ostasien (D. Kol. Z. 95, 33). Histoire d'un Nouveau Testament en Inde (Rev. d. Miss. contemp. 95, 8 u. 9). G. Ensor, Mr. Curzons „Problems of the Far East“ (Church Miss. Int. 95, 7). Dr. Millers Madras Lecture (ebenda, 8). J. Jones, Buddhism and its Morality (ebenda). H. Bishop, Tamil Evangelists in Travancore (ebenda). M. Lang, A Tour in Hokkaido, Japan (ebenda). The Massacre at Ku cheng (ebenda, 9). C. Baldwin, The Foochow mission (The Miss. Her. 95, 7). Perkins, The seat of near in China (ebenda, 8). Self-support in Japan (ebenda). Twenty-five years in Japan (ebenda, 9). Missions in Japan (The Church at home and abr. 95, 9). J. Vahl, Den ikke nordiske Santhalmission (Nordisk M. T. 95, 2). C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg 39, 1). H. Rooker, Statistieke opgaven betrekkelijk het Zielental der christelijke Gemeenten in de Minahassa, op ultimo 1893 (ebenda). Poso, Boelock-Hawar, Malang (Maandber. v. Nederl. Zendeling 94, 7).

D. Südsee.

P. Richter, Unter den Kannibalen von Englisch-Neu-Guinea (D. evang. Miss. 95, 9).

Vereinsnachrichten.

Elfter Jahresbericht

des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins über das Jahr 1894/95

erstattet auf der Generalversammlung in Pforzheim

am 2. Oktober 1895 vom Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt in Berlin.

I. Unsere Arbeit in der Heimat.

Die Liebe Christi dringet uns also.
2. Korinther 5, 14.

Zum elften Male lassen wir unseren Jahresbericht über die Arbeiten unseres Missionsvereins daheim und draußen ausgehen. Das 10. Centraljahresfest, das wir am 16., 17. und 18. Oktober 1894 in Berlin und Potsdam feiern konnten, war eine Art Jubelfeier unseres Vereins und hat manche Anregungen bei seinen Teilnehmern hinterlassen. Aber der Ton, der am dritten Festtage in Potsdam im Schlußgottesdienste angeschlagen wurde, klingt doch am tiefsten in uns nach: „Die Liebe Christi dringet uns also." Wir kennen kein anderes Motiv unserer Missionsarbeit, als die Liebe Christi, die Liebe, die er uns geboten hat, und die Liebe, in der er uns vorangegangen ist. Wir können nicht anders, wir müssen auch unsere Gaben und Kräfte in den Dienst der Ausbreitung des Evangeliums stellen. Nicht um Opposition zu treiben, wie man uns nachgesagt hat, sammeln wir unsere Freunde in der Heimat, sondern um alle, die noch ferne stehen, zum Friedenswerke der Mission aufzurufen. Aus der Liebe ist unser Werk geboren, in der Kraft und im Geiste der Liebe Christi wollen wir es fortsetzen, denn wie jedes Reich nur durch dieselben Mächte erhalten wird, die es geschaffen haben, so kann auch ein Werk des Reiches Gottes nur gedeihen, wenn es dauernd von den Geistesmächten getragen wird, die an seiner Wiege gestanden haben.

Viel Liebe ist auch in dem verflossenen Jahre in unseren Zweigvereinen und Gruppen lebendig gewesen. An manchen Orten ist neue Teilnahme geweckt. Oft erhielten wir Beweise aufrichtiger Bereitschaft zur Mitarbeit, wo wir es nicht erwartet hätten. Es ist eine Freude, Mission zu treiben. Die Liebe Christi dringet uns also. Wollte Gott es geben, daß wir immer noch mehr diesem Drange folgen und mit wachsendem Eifer mitbauen an seinem Reiche auf Erden!

1. Der Bestand unseres Vereins.

Die Zahl unserer Mitglieder ist gegen das Vorjahr um etwa 1000 gewachsen. Die von uns im März d. J. ausgesandten Fragebogen sind fast ausnahmslos mit vollständigen und sorgfältigen Antworten zurückgekommen, und wir danken unseren Freunden auch an dieser Stelle für die Mühe, die sie auf diesen nicht unwichtigen Teil unserer Arbeit, auf die Vereinsstatistik, verwandt haben. Bei den wenigen Vereinen, die uns keinen

Bericht eingesandt haben, wiederholen wir die Notizen des vorigen Jahresberichts und setzen ein eingeklammertes Fragezeichen hinzu.

Unser Verein gliedert sich in Zweigvereine, unter denen die größeren sich wieder in Ortsvereine spalten oder solche sich angeschlossen haben. Einzelne zerstreute Mitglieder haben sich unter der Leitung von Vertrauensmännern zu Gruppen vereinigt. Nur wenige Mitglieder haben sich unmittelbar beim Centralvorstande gemeldet.

Zweigvereine.

a) Königreich Preußen:

1. Berliner Hauptverein, 470 Mitgl., 1 Ortsverein, Vors. Prof. Dr. Pfleiderer.
2. Berliner Missions-Frauenverein, 196 Mitgl., Vors. Frau Beate von Simson.
3. Breslau, 266 Mitgl., Vors. Senior Decke.
4. Brieg (Schlesien), 371 Mitgl., Vors. P. prim. Lorenz.
5. Danzig, 8 Mitgl., Vors. Sup. Boie. (?)
6. Eberswalde, 48 Mitgl., Vors. Oberprediger Jonas.
7. Frankfurt a. M., ca. 300 Mitgl., Vors. Konf.-R. Dr. Ehlers.
8. Görlitz, 36 Mitgl., Vors. Archidiak. Schönwälder.
9. Königsberg i. Pr., ca. 100 Mitgl., Vors. Pf. Dr. Liedtke.
10. Liegnitz, 205 Mitgl., Vors. P. prim. Ziegler. (?)
11. Potsdam, 2 Ortsvereine, Potsdamer Frauenverein und Ortsverein in Luckenwalde, 255 Mitgl., Vors. Landgerichtsrat a. D. Häckel.
12. Rochau in der Altmark, ca. 50 Mitgl., Vors. P. Wildberg.
13. Schleswig-Holsteiner Landesverein. 22 Ortsvereine in Osterhever (46), Flensburg (34), Hemmingstedt (140), Oldenswort (50), Kiel (241), Brunsbüttel (39), Barlt (34), Husum (100), Rödemis (57), Tondern (26), Marne (28), Herzhorn (45), Neumünster (34), Friedrichstadt (22), Tetenbüll (138), Meldorf (47), Büsum (33), St. Peter (35), Wörden (41), Großenaspe (20), Wilster (100), Wesselburen (48), außerdem 12 Ortsgruppen in Garding (17), Heide (9), Rosthusen (5), Tönning (8), St. Annen-Österfeld (13), Ülvesbüll (7), Niebüll (10), Delve (15), Pahlen (6), Leck (9), Wiemersdorf (10), Bramstedt (9), 1512 Mitgl., Vors. P. Dieckmann in Wesselburen.
14. Stettin, 60 Mitgl., Vors. Pred. Steinmetz.
15. Stralsund, 28 Mitgl., Vors. P. Heyn.
16. Thorn, 39 Mitgl., Vors. Pf. Stachowitz.
17. Wiesbaden, ca. 90 Mitgl., Vors. Pf. Veesenmeyer.

b) Königreich Bayern.

18. Pfälzischer Hauptverein, 40 Ortsvereine, ca. 8000 Mitgl., Vors. Stadtpf. Bickes in Ludwigshafen.

c) Königreich Sachsen.

19. Chemnitz, 168 Mitgl., Vors. Privatier Planich, Schriftführer Oberpf. Dr. Graue.

d) Großherzogtum Baden.

20. Freiburg, 34 Mitgl., Vors. Stadtpf. Dr. Hasenclever.
21. Heidelberg, 300 Mitgl., Vors. Stadtpf. Schück.
22. Karlsruhe, 164 Mitgl., Vors. Prof. Thoma.
23. Mannheim, 126 Mitgl., Vors. Stadtpf. Ahles.
24. Mannheim, Frauen- und Jungfrauen-Verein, 72 Mitgl., Vors. Frau Stadtpf. Hitzig.
25. Pforzheim, 350 Mitgl., Vors. Gymnasialprof. Dr. Reuß; Schriftf. Stadtpf. Klein.

Diese Zweigvereine bilden mit einer großen Zahl von Ortsgruppen den Badischen Hauptverein und zählen im Ganzen ca. 2100 Mitglieder.

e) Großherzogtum Sachsen-Weimar.

26. Apolda, 20 Mitgl., Vors. Pf. Dr. Hering.
27. Blankenhain, 29 Mitgl., Vors. Kirchenrat Bogenhardt.
28. Dermbach, 346 Mitgl., Vors. Sup. Bach.
29. Dornburg, 24 Mitgl., Vors. Pf. Lic. Stölten in Frauenprießnitz bei Kamburg a. S.
30. Eisenach, 180 Mitgl., Vors. Archidiak. Dr. Kieser.
31. Jena, 148 Mitgl., Vors. Archidiak. Dr. Auffarth.
32. Ilmenau, 53 Mitgl., Vors. Superint. Dr. Spinner.
33. Weimar, 454 Mitgl., Vors. Pf. Ernst.

Diese Vereine bilden den Weimarischen Landesverein, dem sich noch einige kleinere Ortsgruppen angeschlossen haben.

f) Großherzogtum Oldenburg.

34. Elsfleth, 30 Mitgl., Vors. Pf. Gramberg in Abbehausen. (?)

g) Herzogtum Braunschweig.

35. Braunschweig, 186 Mitgl., Vors. Oberlandesgerichtsrat Häberlin; Schriftf. Pf. Dr. Pini.

h) Herzogtum Sachsen-Gotha.

36. Landesverein, mehrere Ortsvereine, ca. 400 Mitgl. (außerdem ca. 2000 Wohlthäter), Vors. Sup. Haupt in Uelleben.

i) Herzogtum Sachsen-Meiningen.

37. Landesverein, ca. 450 Mitgl., Vors. Oberkirchenrat Dr. Dreyer.

k) Freie Stadt Bremen.

38. Bremen, 1 Ortsverein in Bremerhaven, 868 Mitgl., Vors. P. Burggraf.

l) Freie Stadt Hamburg.

39. Hauptverein, 163 Mitgl., Vors. P. Dr. Manchot.
40. Missions-Frauenverein, 37 Mitgl., Vors. Frau Illies.

m) Großherzogtum Luxemburg.

41. Luxemburg, 60 Mitgl., Vors. Lehrer Höhn.

n) Schweiz.

42. Deutsch-Schweizerischer Landesverein, 11 Kantonalvereine oder Gruppen in Zürich, Appenzell, Aargau, Bern, Graubünden, Glarus, Luzern, St. Gallen, Basel, Thurgau, Schaffhausen; 1087 Mitgl., Vors. Pf. Dr. Buß-Glarus; Schriftf. Pf. Weber, Zürich 8.
43. Zweigverein der französ. Schweiz, 56 Mitgl., Vors. Pf. Röhrich in Genf.

Demnach verfügen wir über einen Stamm von 43 Zweigvereinen, denen sich 123 Ortsvereine und 15 Ortsgruppen angegliedert haben. Im Gothaischen Landesverein wirken 75 Vertrauensmänner. Die Zahl unserer Mitglieder beträgt über 20 000.

Im letzten Jahre sind neu gegründet außer verschiedenen Ortsvereinen im Anschluß an schon bestehende Zweigvereine der Apoldaer Zweigverein und der Hamburger Frauenverein. Ganz besonders sind wir über die Bildung des letztgenannten Vereins erfreut, er ist nunmehr neben dem Berliner, Potsdamer und Mannheimer der 4. Frauenverein, den unser Missionsverein zählt. Auch in Braunschweig, Wiesbaden, Frankfurt a. M., Karlsruhe, Pforzheim und Weimar sind Gruppen von Freundinnen unserer Mission zusammengetreten. In Braunschweig, Wiesbaden, Pforzheim und Frankfurt a. M. ist die Bildung besonderer Frauenvereine in Aussicht genommen und wird hoffentlich bald zur Thatsache werden. Der rührige Eifer, der an diesen Orten auch in der Frauenwelt für unser Werk sich zeigt, wurde durch Vorträge, die unsere frühere Missionarin Fräulein Auguste Dierks, seit Juni d. J. mit Pfarrer Bickel in Wiesbaden vermählt, wachgerufen. Unermüdlich ist diese treue Vertreterin unserer Frauenmission bemüht gewesen, an verschiedenen Orten Deutschlands durch ihre persönliche Berichterstattung vom Missionsfelde die Herzen für unser Werk zu erwärmen. Möchte diese Bewegung immer weitere Kreise ziehen und uns immer neue Mitarbeiterinnen in der deutschen Frauenwelt zuführen! Die Frauen unserer Missionare und ihre Gehülfinnen draußen wissen nicht genug für solche aufrichtige Teilnahme zu danken, die ihre Arbeit in der Heimat findet. Eine erste schöne Frucht der Thätigkeit unserer Frauenvereine und -Gruppen ist die außerordentlich reiche Beschickung des für den Winter d. J. zu Gunsten unserer Mission in Tokyo geplanten Bazars (vgl. S. 250).

In den meisten Zweigvereinen herrscht reges Leben. Fast überall haben Missions-Gottesdienste und -Jahresfeste, auch Vortrags-Versammlungen und Familienabende stattgefunden. Auch ist unsere Vereinslitteratur, insbesondere unsere Flugschriften, fleißig verbreitet worden. Nur 6 Zweigvereine melden, daß weder Gottesdienste noch Versammlungen abgehalten wurden. Wir wiederholen unsere dringende Bitte, doch kein Mittel unversucht lassen zu wollen, um allerorts die Teilnahme an unserem Werke durch persönliche Anregung zu fördern. Ein großes Verdienst um die Weckung des Missionsinteresses hat sich wiederum unser früherer Missionar Pfarrer O. Schmiedel in Göttern bei Magdala erworben, der auch im vergangenen Jahre an vielen Orten in den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes Vorträge gehalten hat. Neuerdings zeigt sich wieder das erfreuliche Bestreben, die Zweigvereine einzelner geographisch oder politisch

abgeschlossener Länder und Provinzen zu gemeinsamem Wirken zusammenzuschließen. Die Schweiz, die Pfalz, Baden, Sachsen-Weimar, Schleswig-Holstein waren schon früher auf dieser Bahn vorangegangen. Im letzten Jahre ist auch in der Provinz Brandenburg ein Provinzialausschuß gebildet worden, der ein gemeinsames Jahresfest alljährlich veranstalten, neue Vertrauensmänner gewinnen und zur Bildung neuer Zweigvereine anregen will. Die Vereine in Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, Sachsen-Koburg und Sachsen-Meiningen haben sich am 17. Juli zu einem Thüringer Missionsfeste vereinigt und die Gründung eines „Thüringer Vereins für äußere Mission" ins Auge gefaßt, der gemeinsame Missionsfeste veranstalten und gemeinsame Jahresberichte herausgeben soll.

Wir möchten auch an dieser Stelle betonen, daß es unsere Freunde nirgends unterlassen sollten, durch persönliches Werben uns neue Mitglieder zuzuführen und unseren Verein in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Mit unseren Freunden in der Schweiz trauern wir um den Heimgang des Pfarrers Grubenmann in Chur, der unserer Sache von ganzem Herzen zugethan war.

Vertrauensmänner.

In Gegenden, wo noch keine Zweigvereine vorhanden sind, sich aber dennoch Interesse für unsere Mission zeigt, sind Vertrauensmänner bemüht, dies Interesse auf jede Weise namentlich durch Verbreitung unserer Vereinslitteratur zu fördern. Sie sind außerdem vom Centralvorstand ermächtigt, Anmeldungen von Vereinsmitgliedern anzunehmen, deren Beiträge zu sammeln und an die Centralkasse abzuführen.

Unser Verein hat folgende Vertrauensmänner gewonnen:

a) Preußen:
Past. prim. Roth in Köslin, Pf. Dr. Woltersdorf in Greifswald, Oberpf. Dr. Werner in Guben, Oberpf. Sydow in Frankfurt a. O., Pf. Handtmann in Lenzen a. d. Elbe, Pf. A. Becker in Linnep (Bz. Düsseldorf), Past. em. Bleek in Bonn, Pf. Müller in Seelbach (Hessen-Nassau), Pf. Diethold in Vesta (Prov. Sachsen), Pf. Horn in Halberstadt.

b) Bayern: Pf. J. Hans in Augsburg.

c) Sachsen: Past. Dr. Mehlhorn in Leipzig, Pf. Dr. Apfelstedt in Leubnitz bei Dresden.

d) Württemberg: Dekan Dr. Baur in Münsingen, Stadtpfarrer G. Gerok in Stuttgart, Pf. Dr. Gmelin in Großaltdorf, Prof. Dr. Hieber in Stuttgart, Pf. List in Bieberach, Pf. Vischer in Baumerlenbach.

e) Hessen: Dr. jur. Schroeder in Darmstadt, Pf. Happel in Heubach.

f) Sachsen-Altenburg: Pf. Schminke in Tautendorf b. Ottendorf.

g) Sachsen-Koburg: Pf. Eberhard in Scheuerfeld.

h) Elsaß-Lothringen: Studiendirektor Erichson in Straßburg i/E.

i) Waldeck: Pf. Lau in Wildungen.

k) Reuß j. L.: Pf. Lic. Zuppke in Gera.

l) Thüringen: Oberpf. Geussenhainer in Berga a/Elster, Pf. Wünscher in Neustadt a/Orla.

m) Bremen: Pf. Holthoff in Oberneuland b/Bremen.

n) Fürstentum Birkenfeld: Pf. Wolff in Niederbrombach.

o) Niederlande: Pf. Wiesinger in Amsterdam, Leidschekade.
p) Belgien: Pf. Seitz in Antwerpen.

Diese 32 Vertrauensmänner haben etwa 340 Mitglieder gesammelt und unsere Vereinslitteratur verbreitet, auch haben sie hier und da Missionsgottesdienste oder -Versammlungen veranstaltet. In Osnabrück war lange Jahre hindurch der jüngst verstorbene Hauptpastor Dr. Spiegel für unsere Sache thätig, wir rufen ihm unseren Dank in die Ewigkeit nach. Wir haben Pastor Schmidt in Osnabrück gebeten, an Stelle Dr. Spiegels das Amt eines Vertrauensmannes zu übernehmen.

Direkte Mitglieder.

Dem Centralvorstand unmittelbar haben sich nur wenige Mitglieder angemeldet. Da es unser Bestreben ist, zu decentralisieren, so empfehlen wir, wo es nur irgend möglich ist, den zerstreut wohnenden Mitgliedern, sich dem nächsten Zweigvereine oder Vertrauensmanne anzuschließen.

2. Die Leitung des Vereins.

Centralvorstand und Geschäftsausschuß.

Der Centralvorstand besteht gemäß unseren Statuten: 1. aus 15 von der Generalversammlung gewählten Mitgliedern, von denen jedes Jahr $^1/_3$ zum Austritt kommt, 2. aus 4 Vertretern solcher Zweigvereine, die 1000 oder mehr Mitglieder zählen (Pfalz, Baden, Schleswig-Holstein, Bremen). Außerdem gehören unserem Centralvorstande noch 5 Ehrenmitglieder mit Stimmrecht an.

In der letzten Generalversammlung am 17. Oktober 1894 zu Berlin wurde der gegenwärtige Präsident des Centralvorstandes und des Gesamtvereins Prediger Dr. Arndt in Berlin auf fernere drei Jahre gewählt. Neu ist durch Wahl derselben Generalversammlung in den Centralvorstand Pastor Dr. Manchot in Hamburg eingetreten an Stelle des auf seinen Wunsch ausscheidenden Kaufmanns Bohstedt in Hamburg. Die statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes Prof. Dr. Bassermann, Prof. Dr. Kesselring und Konsul R. Schöller wurden einstimmig auf 3 Jahre wieder gewählt.

Einen schweren Verlust beklagen wir in dem Tode des Predigers H. Ritter, der am 27. Mai d. J. nach längerem Leiden sanft entschlafen ist, tief betrauert nicht nur von seiner Familie und seiner Gemeinde, sondern auch von uns, die wir ihn als eins der treuesten Mitglieder unseres Centralvorstandes allezeit geschätzt haben. Einen Nachruf haben wir unserem lieben Mitarbeiter in unseren Vereinsorganen gewidmet (vgl. Z. M. R. 95, S. 188 und Missionsblatt 95, Nr. 7). Bei seinem Begräbnisse vertrat der Vorsitzende den Centralvorstand. Ritters Persönlichkeit wird uns stets unvergeßlich sein. Möge auch sein Geist, seine ausdauernde Treue und seine innige Liebe zur Mission unter uns lebendig bleiben!

Für Pfarrer Röhrich in Genf, der den Wunsch hatte, sein Amt als Mitglied des Centralvorstandes niederzulegen, sollte der Centralvorstand nach Beschluß der Generalversammlung eine Ergänzungswahl vornehmen und für diese Wahl ein Mitglied aus der Schweiz ausersehen. Auf Antrag der Schweizer Freunde ist Pfarrer Röhrich gebeten worden, noch im Central-

vorstand zu bleiben, bis der neu befestigte Zweigverein der französischen Schweiz selbst ein Mitglied für den Centralvorstand vorschlagen kann.

An Stelle des Konsistorialrats Dr. Ehlers, der von diesem Amte wegen der weiten Entfernung seines Wohnortes vom Sitze der Vereinsleitung entbunden zu werden wünschte, wurde Pred. Lic. Dr. Kirmß in Berlin zum Vizepräsidenten des Vereins gewählt.

Der Centralvorstand ist außer seiner am 16. Oktober 1894 in Verbindung mit dem Jahresfeste abgehaltenen Konferenz im verflossenen Jahre nicht vollzählig zusammengetreten. Gegenstände prinzipieller Natur lagen zur Beratung nicht vor, so unterblieb auf einstimmigen Beschluß die übliche Frühjahrskonferenz.

Dagegen ist der Geschäftsausschuß des Centralvorstandes, bestehend aus Pred. Dr. Arndt, Pred. Lic. Kind, Pred. Lic. Kirmß, Prof. Dr. Pfleiderer, Konsul Weber in Berlin, Prediger Ritter in Potsdam, Superint. Dr. Spinner und Senator Wessels, zu zwei Plenarkonferenzen am 17. Januar und am 17. Juni vereinigt gewesen. Die Berliner Mitglieder des Geschäftsausschusses haben außerdem noch 6 Konferenzen abgehalten, von denen zwei im April und Mai im Hause des damals schon erkrankten, aber noch immer eifrig mit uns arbeitenden Predigers Ritter in Potsdam stattfanden. An diesen Konferenzen nahm regelmäßig mit beratender Stimme auch Ernst Stolze, Generalschatzmeister für Deutschland, teil.

Zu unserer großen Freude kann nun auch Pred. Lic. Kind, bisher in Jena, infolge seiner Berufung an die Neue Kirche in Berlin an den Monatskonferenzen der Berliner Mitglieder des Geschäfts-Ausschusses teilnehmen. Bei seinem Scheiden aus Jena erteilte ihm die theologische Fakultät ehrenhalber die Würde eines Licentiaten, seine Gemeinde und seine Freunde brachten durch eine Sammlung 1050 Mk. auf, die auf Wunsch des Predigers Lic. Dr. Kind als eine besondere Stiftung unter der Bezeichnung: „Ehrengabe an Pred. Lic. Dr. Kind bei seinem Scheiden aus Jena", der Centralkasse überwiesen wurde.

Die Arbeiten des Geschäftsausschusses waren ziemlich umfangreich. Wir teilen nur das Wichtigste davon mit.

Der neu gewählte Missionar Pf. Emil Schiller wurde nach Vollendung seiner Vorbereitung in Berlin, Ilmenau und London am 3. März d. J. in Potsdam feierlich nach seinem Arbeitsfelde in Japan abgeordnet. Es war das letzte Fest, dessen Einrichtung unser entschlafener Freund Ritter noch besorgen und an dem er selbst noch in frischer Kraft des Geistes und mit der glühenden Liebe seines Herzens teilnehmen konnte. Ausführlich berichtet über dies Fest unsere Z. M. R. (95, S. 121 u. ff.).

Am 5. März empfing der Protektor unseres Missionsvereins Se. Königl. Hoheit der Großherzog Karl Alexander von Sachsen sowohl Missionar Pf. Schiller als den Vorsitzenden unseres Vereins in gnädigst gewährter Audienz. Auch bei dieser Gelegenheit haben wir wieder die deutlichsten Beweise der regsten Teilnahme unseres hohen Protektors an unseren Arbeiten erhalten.

Bei dem schweren Verluste, der den Großherzog Karl Alexander und sein ganzes Haus durch den Tod des Erbgroßherzogs im November 1894 traf, hat der Centralvorstand seine aufrichtige Teilnahme durch ein Kondolenzschreiben an den Großherzog bezeugt.

Dem Missionar Pf. Munzinger wurde zur Wiederherstellung seiner Ge-

sundheit und zum Besuch der Heimat ein Urlaub gewährt. Während des Winters 1895/96 hat er Vortragsreisen zum Besuch der Zweigvereine in Aussicht genommen. Nach Beendigung seines Urlaubes im Frühjahr 1896 wird er auf seinen Posten in Japan hoffentlich in neugestärkter Gesundheit zurückkehren (vgl. S. 241 f.).

In Tokyo ist ein neues Wohnhaus für unsere Missionare und ein neues Gebäude für unsere Armenschule errichtet worden. Auch die 2. Hälfte des Koishikawa-Grundstückes, auf dem schon unsere theologische Schule erbaut war, haben wir angekauft.

Durch die Güte der betreffenden Herren Verleger haben wir unseren Missionaren in Japan für die dortige Bibliothek unseres Vereins die Christliche Welt, die Chronik der christlichen Welt, die Protestantische Kirchenzeitung, die Theologische Litteraturzeitung und für die Vertreterinnen unserer Frauenmission die Zeitschrift „Die Frau" gratis oder doch nur für eine geringe Portoentschädigung verschaffen können.

In Shanghai sind wir mit Pfarrer Lic. Hackmann bemüht, an der Förderung der evangelischen Gemeinde, der Schule und der Fürsorge für die Angehörigen unserer Marine zu arbeiten. Das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches unterstützt auf unsere Bitte die deutsche Schule in Shanghai, der Centralausschuß für innere Mission die Seemannsmission, die Pf. Hackmann betreibt (vgl. unten S. 254 f.).

Auf die Ausbreitung unseres Missionsvereins in der Heimat sind wir fortwährend bedacht. Die Bildung neuer Vereine, besonders neuer Frauenvereine, die Berufung von Vertrauensmännern und die Einrichtung von Geschäftsstellen hat den Geschäftsausschuß viel beschäftigt. Ein Flugblatt für Konfirmanden ist auf Beschluß der letzten Generalversammlung unter dem Titel: „Gehet hin in alle Welt! Bitte für die Arbeit des Allg. evang. prot. Missionsvereins", von Pred. Lic. Kirmß ausgearbeitet und in 10 000 Exemplaren verschickt worden. Ein Aufruf zur Gewinnung neuer Mitglieder wurde im letzten Sommer und noch in den letzten Wochen an viele evangelische Männer in Württemberg versandt, bei denen wir Interesse für unser Werk voraussetzen dürfen. Unsere Flugschriften, die sich eines lebhaften Absatzes erfreuen, sind vermehrt und zum Teil neu aufgelegt worden. Das Sammelbuch, das schnell beliebt geworden ist, wurde in neuer Auflage hergestellt.

Zu unserem Bedauern sind wir genötigt gewesen, den völlig unbegründeten Angriffen, die der frühere Petersburger Konsistorialrat Dr. Dalton, jetzt in Berlin, in seinem Buche: „Auf Missionspfaden in Japan", Bremen 1895, wider unseren Missionsverein und seine Missionare eröffnet hat und die von einigen Kirchenzeitungen aufgenommen sind, aufs entschiedenste entgegenzutreten (vgl. Z. M. R. 95, S. 129 u. ff.). Wir sind der festen Überzeugung, daß solches ungerechtes Vorgehen wider unser Werk die Liebe unserer alten Freunde zu unserer Mission kräftigen, andererseits uns aber auch neue Freunde gewinnen wird.

An Stelle des Predigtamtskandidaten Lic. Dr. Wobbermin, der Ende Oktober 1894 sein Amt niederlegte, um sich ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen, ist Predigtamtskandidat Hermann Lehmpfuhl aus Berlin zunächst auf 3 Jahre zum Sekretär unseres Missionsvereins berufen worden.

Unsere angefügte Jahresrechnung giebt außer der Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben auch ein getreues Bild über den Stand unseres Vereinsvermögens. Leider ist es uns noch nicht gelungen, uns von hemmenden Schulden zu entlasten. Den Aufruf zur Bildung eines Betriebsfonds und zur Schuldentilgung, den der Centralvorstand auf Beschluß der Generalversammlung im November 1894 erlassen hat, trug im verflossenen Geschäftsjahre nur 1612 Mark ein. Noch immer haben wir die Güte von Freunden und Mitgliedern unseres Vereins durch Gewährung von Darlehen und Vorschüssen in Anspruch nehmen müssen. Die Schuld auf unserem Grundstück in Tokyo muß im Laufe dieses Jahres getilgt werden, weil die deutsche evangelische Gemeinde, die erste Eigentümerin jenes Grundstückes, das Geld für den Kirchbau braucht. Auch möchten wir die mit 3% verzinsliche Anleihe bald zurückzahlen.

Unsere Einnahme beträgt 41 579 Mk., gegen 47 755 Mk. im Vorjahre, also 6178 Mk. weniger. Wir hoffen, daß sich dieses Minus bald wieder in ein Plus verwandelt. Die Ausgaben belaufen sich auf 35887 Mk. gegen 48 180 Mk. im Vorjahre, also 12 293 Mk. weniger; diese Minderausgabe erklärt sich nur daraus, daß wir an die Schuldentilgung noch nicht herangehen konnten. Die am 1. April 1895 vorhandenen Kassenbestände dienten zur Leistung unmittelbar bevorstehender größerer Zahlungen und sind daher keineswegs ein Äquivalent für die auf uns lastenden Schulden.

Wir bitten dringend alle unsere Freunde, in ihrem Sammeleifer nicht müde zu werden und uns thatkräftig zu unterstützen, damit wir unsere Arbeiten in Japan und China mit ungeschwächten Kräften fortsetzen können.

Geschäftsstellen.

Die Geschäftsstellen sind berufen, den Centralvorstand in allen Arbeiten zur Ausbreitung des Vereins zu unterstützen und für dieselbe durch Veranstaltung von Gottesdiensten, Versammlungen mit Vorträgen, Vertrieb der Vereinslitteratur und die Tagespresse zu wirken.

1. Die norddeutsche Geschäftsstelle, unter Leitung des Predigers M. Fischer in Berlin, dem die Prediger Haupt und Stage zur Seite standen, hat eine Personal-Veränderung dadurch erfahren, daß Prediger Stage durch seine Berufung nach Hamburg aus der Leitung ausscheiden mußte. An seine Stelle wurde Prediger Lic. Dr. Kind berufen. Eine Versammlung veranstaltete die Geschäftsstelle in Görlitz, wobei Prediger Fischer einen Vortrag hielt. Ferner ist durch Berichte in den Zeitungen und durch Verbreitung der Flugschriften für unseren Verein gewirkt worden. Das bemerkenswerteste Ereignis in dem Gebiet der Geschäftsstelle ist aber die Bildung des Brandenburger Provinzial-Ausschusses unter Vorsitz des Landesgerichtsrates a. D. Häckel. Zu demselben gehören ferner Pf. Andrießen in Frankfurt a/O., Pred. Haupt in Berlin, Oberpred. Jonas in Eberswalde. Dieser Provinzial-Ausschuß will die in der Provinz zerstreuten Mitglieder sammeln, neue Zweigvereine ins Leben rufen und alljährlich, um das Band der Zusammengehörigkeit zu pflegen, ein Wandermissionsfest veranstalten.

2. Die süddeutsche Geschäftsstelle, geleitet von Stadtpf. Schück, in Gemeinschaft mit Stadtrat Ammon, Prof. Dr. Bassermann, Dr. Lobstein, Bankdir. Schenkel, Stadtpf. Schmitthenner, Dir. Prof.

Dr. Uhlig in Heidelberg, hat sich mit Erfolg bemüht, namentlich in Lothringen und Württemberg neue Vertrauensmänner zu gewinnen.

3. Die Geschäftsstelle für Mitteldeutschland, bis zum Juni d. J. unter Leitung von Pred. Lic. Dr. Kind in Jena, wird jetzt von Pf. Dr. Hering in Oberroßla bei Apolda geleitet, dem Pf. Ernst in Weimar und Pf. Schmiedel in Göttern bei Magdala zur Seite stehen.

4. Die Geschäftsstelle für Westdeutschland, geleitet von Pf. Dr. Pini in Gemeinschaft mit Pf. Gerlich und Schuldir. Schaarschmidt in Braunschweig.

5. Die Geschäftsstelle für Norddeutschland in Hamburg. Die Leitung hat Pastor Dr. Meincke in Gemeinschaft mit Hauptpastor Dr. Grimm und Pastor Jensen übernommen.

In der Schweiz ist der Vorstand des deutsch-schweizerischen Landesvereins mit bestem Erfolg aufs eifrigste für unser gemeinsames Werk bemüht gewesen. An der Spitze stehen Pf. Dr. Buß, Prof. Dr. Kesselring, Kaufmann Hintermeister-Boßhardt, Konsul Schöller, Pf. Schönholzer und Pf. Weber. In den meisten Kantonen wurde ein Missionsgottesdienst abgehalten, außerdem 4 Versammlungen außerhalb des Gotteshauses. Die Einführung der Sammelbücher hat sich hier sehr bewährt.

Vereins-Litteratur.

Unsere Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft (Berlin, A. Haack, jährlich 4 M.) ist durch Beschluß der Generalversammlung zum Vereinsorgan auch in dem Sinne erhoben, daß alle Mitteilungen des Centralvorstandes an die Zweigvereine und Vertrauensmänner durch dieselbe erfolgen sollen. Sie bedarf auch jetzt noch eines größeren Leserkreises in den Reihen unserer Mitglieder.

Das vom Stadtpf. Schück in Heidelberg herausgegebene Missionsblatt des Allg. ev.-prot. Missionsvereins (jährlich 60 Pf., bei direktem Partiebezug 20 Pf.) erfreut sich einer großen Verbreitung (20000 Ex.). Vom Centralvorstand wird es regelmäßig mit allgemein verständlichen populären Mitteilungen über unsere Missionsfelder versorgt.

Eine nicht unwesentliche Stelle in unserer Vereins-Litteratur nehmen endlich die Flugschriften ein, die sich z. T. eines recht bedeutenden Absatzes erfreuen. Bisher sind erschienen:

I. Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. Eine Woche in der japanischen Christengemeinde zu Tokyo. Mit 2 Tafeln: Abbildungen von Kirche und Pfarrhaus. 4. Aufl.

II. Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. Kultur- und Missionsbilder aus Japan.

III. Munzinger, Carl, Pfarrer und Missionar. Aus dem Lande der aufgehenden Sonne.

IV. Lipsius, D. Richard Adelbert, Geh. Kirchenrat Prof. Unsere Aufgabe in Ostasien. Mit einem Lebensbilde des Verfassers von Pred. Lic. Dr. Paul Kirmß. Mit 1 Abbildung: Richard Adelbert Lipsius.

V. Kranz, Paul, Pfarrer und Missionar. Eine Missionsreise auf dem Yang tze kiang in China im Mai 1894. Mit einer Abbildung und einer Kartenskizze. 2. Aufl.

Als Festgabe zum 11. Centraljahresfeste hat der Centralvorstand herausgegeben:

VI. Faber, Ernst, Missionar Dr. theol. China in historischer Beleuchtung. Eine Denkschrift zu seinem 30jährigen Dienstjubiläum als Missionar in China. Mit zwei Abbildungen und einer Karte. (Doppelflugschrift).

Sämtliche Flugschriften sind im Verlage von A. Haack in Berlin erschienen und kosten einzeln im Buchhandel je 50 Pf., bei direktem Bezug von 50 Exemplaren einer oder verschiedener Flugschriften an je 20 Pf., die Flugschrift Nr. 6 als Doppelflugschrift kostet einzeln 1 Mk., in Partien von 50 Exemplaren an je 40 Pf.

Unsere allgemeine mit der Kais. Landes- und Universitäts-Bibliothek in Straßburg i. E. verbundene Missionsbibliothek hat durch Einlieferung neuer Jahrgänge verschiedener Missionsblätter und -Zeitschriften eine kleine Vermehrung erfahren.

II. Unsere Missionsfelder.

Geduld aber ist euch not, auf daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfanget. Hebr. 10, 36.

Die Mission ist ein Werk unendlicher Geduld. Nirgends zeigt sich dies deutlicher, als auf den Saatfeldern des Evangeliums in Ostasien. Im Sturmschritt soll nun einmal die Christianisierung der Chinesen und Japaner nach Gottes Ratschluß nicht erfolgen. Auch im vergangenen Jahre sind mancherlei Hemmnisse der Mission hervorgetreten, trotzdem es schien, daß die gewaltige Erregung der ostasiatischen Völkerwelt durch den japanisch-chinesischen Krieg die Herzen dem Evangelium zugänglicher machen würde. Die Geduld, die den Missionaren nötig ist, muß aus der Liebe geboren sein, aus derselben Liebe, die uns auch in der Heimat nicht müde werden läßt, unablässig für die Mission zu arbeiten. Nur ausharrender Geduld und treuer Arbeit gilt Gottes Verheißung, — die Ernte wird nicht ausbleiben, wenn nur die Aussaat zur rechten Zeit und mit der rechten Sorgfalt geschehen ist.

Unser Bericht schließt sich aufs engste an den vorjährigen an. Allgemeines, das zur Erläuterung unserer Missionsinstitute diente, wiederholen wir nicht. Wir lassen in der Hauptsache unsere Missionare selbst reden und beginnen mit der Mission in Japan, von der uns unsere Missionare ein ausführliches und getreues Bild geliefert haben.

1. Japan.

Die allgemeine Lage der Mission.

Die allgemeine Lage der Mission nicht bloß, sondern ganz Japan stand in dem verflossenen Jahre unter dem Zeichen des Krieges mit China. Im Juni 1894 begannen die Feindseligkeiten und am 17. April, dem Tage vor der Ankunft unseres neuen Missionars Pfarrer Schiller, wurde der Friede unterzeichnet.

Über die hervorragende Kulturbedeutung dieses Krieges haben unsere Missionare uns mehrfach berichtet. Einen gründlichen Aufsatz sandte uns Pfarrer Munzinger, der im 1. Hefte unserer Z. M. R. und gleichzeitig auch in der „Post“ am 18. Januar d. J. erschien. „Mit dem japanisch-chinesischen Kriege beginnt eine neue Epoche in der Weltgeschichte, Ostasien tritt in die Geschichte ein.“ Die europäischen Mächte werden in Zukunft mehr als seither mit den Vorgängen in den heidnischen Kulturländern des

Ostens zu rechnen haben. Äußerlich zwar wurden unsere Missionare vom Kriege nicht berührt, ihre Arbeiten konnten in Ruhe und Frieden fortgeführt werden, aber naturgemäß war das Interesse des japanischen Volkes im höchsten Grade auf den Krieg konzentriert und wie hier in Japan die politischen Verhältnisse von jeher einen ganz besonders fühlbaren Einfluß auf die Erfolge der Mission ausgeübt haben, so ist dies ganz besonders in diesem Jahr geschehen.

Auf der einen Seite hat der Krieg, in rein äußerlicher Beziehung, ein sozusagen offizielles Hervortreten des Christentums in die Öffentlichkeit veranlaßt. Die japanischen Christen wollten einerseits nicht an Opferwilligkeit hinter ihren nichtchristlichen Landsleuten zurückstehen, andererseits suchte man auch die Gelegenheit zu benutzen, das Christentum von seiner besten Seite zu zeigen. Vereinigungen wurden gegründet, um die Soldaten in christlichem Sinne zu beeinflussen. Die fremden Missionare thaten sich zusammen, um ein Unterstützungskomitee zu bilden, mit dessen Sammlungen die Kosten für Evangelisation und Bibelverbreitung im Hauptquartier zu Hiroshima bestritten werden sollten. Unsere Missionare gaben sowohl von der Mission aus als privatim ihre Beiträge; in das Komitee für Tokyo wurde auch Pf. Dr. Christlieb gewählt. In der Schlußsitzung Anfang Juni wurde festgestellt, daß „die japanischen Soldaten jetzt einen ganz anderen Begriff vom Christentum bekommen haben als vor dem Kriege". Die Summe der Einnahmen war 2500 Yen = ca. 5000 M.

Die japanischen Prediger vereinigten sich ebenfalls. Vorsitzender des Vereins für Tokyo, der über 1000 Yen zusammenbrachte, war unser Pfarrer Minami, der auch eine erfolgreiche Kollektenreise auf's Land unternahm. Drei der besten japanischen Prediger wurden auf den Kriegsschauplatz abgesandt, die aber bei der kurzen Dauer ihrer Anwesenheit dort nicht viel „Positives" ausrichten konnten. Aber diese Thätigkeit hat doch der Öffentlichkeit gezeigt, was für Japan so wichtig ist, daß das Christentum dem Nationalitätsprinzip nicht an sich feindselig gegenübersteht. Während im Anfang des Krieges die Erlaubnis zur Missionierung unter den Soldaten noch verweigert worden war, wurde dieselbe später überall erteilt.

Ebenso wurden die 10 Pflegerinnen, die sich freiwillig zur Pflege anboten, angenommen; ihre Aussendung geschah wesentlich durch Minamis Vermittlung, und sie wurden in unserer Hongokirche durch einen Gottesdienst verabschiedet.

Damit sind die günstigen Wirkungen des Krieges auf die Mission und das christliche Gemeindeleben erschöpft. Die Hauptwirkung, das wird nicht geleugnet werden können, war wohl entgegengesetzter Art: nur wenig Interesse für das Christentum und für religiöse und geistige Fragen überhaupt blieb übrig. Die Zunahme der Christen ist nach der Loomisschen Statistik außerordentlich klein, nämlich bei einem Bestande von 37 398 am Ende des Jahres 1893 nur 1842 oder noch nicht ganz 5 %. Manche Kirchen wurden kaum noch von der Hälfte der früheren Zahl besucht; eine der größten und schönsten mußte, wie uns unlängst berichtet wurde, wegen mangelnden Besuches geschlossen werden. Das Gemeindeleben lag wohl überall ziemlich darnieder. Die christlichen Zeitschriften verloren zugleich mit allen Veröffentlichungen, die sich nicht direkt auf den Krieg bezogen, stark an Absatz, und überall waren die Fortschritte so klein, daß, wer keinen Rückschritt zu verzeichnen hat, sich glücklich preisen darf.

Bei der Kleinheit unserer Mission kann wenigstens, was die Gemeinden betrifft, von einem Rückschritt kaum die Rede sein. Taufen haben wir in Tokyo 2, in Osaka 5 aufzuweisen, außerdem trat ein neues Mitglied in Hongo ein. Der Absatz von unserer Zeitschrift Shinri ist stark zurückgegangen.

Was die Aussichten für die Zukunft betrifft, so ist es nach allgemeinem Urteil unmöglich, sich heute davon ein Bild zu machen.

Der siegreiche Verlauf des Krieges hat das Selbstgefühl der Japaner gewaltig gehoben, die Intervention der drei Mächte Deutschland, Rußland und Frankreich zu Gunsten Chinas die stets vorhandene Abneigung gegen die Fremden erheblich gesteigert. Daß der Krieg auf das Verhältnis der fremden Missionare zum japanischen Christentum ungünstig einwirkt, erscheint fast notwendig. Ob überhaupt eine entscheidende Wendung eintritt, und was für eine, läßt sich noch nicht bestimmen. In Missionskreisen wird der Zeitpunkt vielfach als ein kritischer aufgefaßt, der eine bedeutende Änderung zur Folge haben werde, ohne daß jemand bestimmen kann, ob zum Guten oder Bösen. Aus Kreisen, die der Mission und dem Christentum gleichgiltig gegenüberstehen, haben unsere Missionare vielfach die Meinung gehört, daß durchaus keine Änderung zu erwarten sei, und daß die christliche Bewegung noch weniger als sonst in den Vordergrund des Interesses treten werde.

In unserer Mission ist in dem inneren Leben keine Veränderung weder zum Guten noch zum Schlimmen zu konstatieren. Äußerlich hat sich indes manches verändert, und wir sind ein gutes Stück weiter gekommen durch verschiedene Neubauten für Missionszwecke. Die bisher noch der deutschen evangelischen Gemeinde zu Tokyo gehörige Hälfte des Koishikawa-Grundstückes ist in unsern ausschließlichen Besitz übergegangen und mit einem Gebäude für die Armenschule und dem Pfarrhaus für unseren japanischen Prediger Minami bebaut worden (vgl. oben S. 236). Auf der schon früher uns gehörenden Hälfte des Grundstückes neben der theologischen Schule wurde ein Wohnhaus für Pfarrer Dr. Christlieb erbaut. Somit ist jetzt bis auf die Hongokirche, die 5 Minuten entfernt ist, die ganze Mission auf einem abgeschlossenen Platze vereinigt, und wir sind aufrichtig darüber erfreut, daß nun auch äußerlich unser Missionswerk in der japanischen Hauptstadt sich als ein abgeschlossenes und geordnetes Ganzes präsentiert.

Unsere Missionare und ihre Helfer.

Pfarrer Munzinger und Pfarrer Dr. Christlieb haben ihre Arbeit in alter Weise fortgesetzt. Nach Genesung von seiner schweren Krankheit konnte Pfarrer Munzinger Ende September 1894 seine Arbeit wieder aufnehmen. Zur größten Freude gereichte es uns, daß er sich auf den dringenden Wunsch des Centralvorstandes gern entschlossen hat, seine Kraft noch länger unserer Mission in Japan zu widmen. Zum Besuche der Heimat und zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit wurde ihm ein mehrmonatlicher Urlaub bewilligt. Am 7. Juni trat er, geleitet von den Segenswünschen seiner Mitarbeiter und der japanischen Gemeindeglieder, seine Reise nach Deutschland über Amerika an. Am 19. Juli traf er nach $5^1/_2$jähriger Abwesenheit wohlbehalten in seiner Heimat Quirnbach in der Pfalz ein, herzlich begrüßt von lieben Verwandten und Freunden, unter denen er leider den Vater († März 92) und einen Bruder († März 95) nicht wiedersehen sollte. Seither hat Pfarrer Munzinger bereits auf dem

Jahresfeste des Pfälzer Hauptvereins am 18. August d. J. zu Kusel einer zahlreichen Missionsgemeinde persönlich von seiner Thätigkeit Bericht erstatten können. Wir hoffen, ihn auch bei unserem Centraljahresfest am 1. Oktober in Pforzheim begrüßen zu können, und haben im kommenden Winter, sobald seine Gesundheit, die immer noch nicht völlig wiederhergestellt ist, einigermaßen gekräftigt ist, größere Rundreisen in Aussicht genommen, auf denen unser Freund und Mitarbeiter auch weiter entfernten Zweigvereinen Bericht erstatten wird. Im Frühjahr 1896 wird, wills Gott, seine Rückkehr nach Japan stattfinden.

Pfarrer Dr. Christlieb ist mit seiner Gattin am 1. Mai in sein neu erbautes Wohnhaus auf unserem Missionsgrundstück übergesiedelt. Er widmet nach wie vor seine Kräfte außer dem Pfarramt der deutsch-evangelischen Gemeinden in Tokyo und Yokohama namentlich unserer theologischen Schule. Für Schaffung einer japanischen theologischen Litteratur hat er uns eingehende Vorschläge unterbreitet. Frau Pfarrer Dr. Christlieb hat neben ihrer Mitwirkung bei der Frauenmission noch die Leitung unserer neuen Armen-(Volks-)Schule und einen Teil des Handarbeitsunterrichts in dieser Schule übernommen. Ihre japanischen Sprachkenntnisse hat sie soweit vervollständigt, daß sie sich geläufig unterhalten kann, allerdings mit Ausschluß tiefer eindringender Gespräche.

Eine herzliche Freude war es uns, am 3. März d. J. in Potsdam unseren neuen Missionar Pfarrer Emil Schiller abordnen zu können.

Emil Schiller, geboren am 16. Oktober 1865 zu Husum in Schleswig, erhielt seine Gymnasialbildung in Bonn, studierte in Bonn und Berlin und absolvierte im Oktober 1888 und Mai 1890 die beiden theologischen Examina zu Koblenz. Seit Mai 1890 Hilfsprediger zu Siegburg, wurde er nach bestandener Prüfung pro rectoratu im Frühjahr 1892 Rektor der lateinischen Schule und zweiter Prediger der Gemeinde Tecklenburg in Westfalen. Im Winter 1894/95 hat er sich für das Amt eines Missionars in Berlin und Potsdam, in Ilmenau unter Dr. Spinners Anleitung und in London vorbereitet.

Am 11. März trat Pfarrer Schiller seine Reise nach Japan von Genua aus an. Am 18. April landete er, unter Gottes Schutz sicher geleitet, in Yokohama. Viele Wünsche und Hoffnungen der Missionsgemeinde begleiteten ihn. Um so herzlicher freut es uns, aus seinen ersten Briefen zu ersehen, daß er mit entschlossenem Mute und im fröhlichen Vertrauen auf Gott seine Arbeit begonnen hat. Der Tag seiner Einführung am 27. April war ein Festtag unserer Hongo-Gemeinde. Die Sommerferien hat Pfarrer Schiller im Innern Japans in Shiogama zugebracht, um sich bis Ende September ausschließlich dem Studium des Japanischen zu widmen. Von Oktober d. J. an wird er mit Pfarrer Christlieb an der theologischen Schule unterrichten.

Leider hat der schon oben (S. 236) erwähnte Konsistorialrat Dr. Dalton in seinem Buche: „Auf Missionspfaden in Japan", auch unsere gegenwärtigen Missionare Munzinger und Christlieb, die ihm nach seiner eigenen Aussage während seines 6tägigen Aufenthaltes in Tokyo „manchen Liebesdienst" erwiesen haben, aufs heftigste angegriffen. Munzinger und Christlieb fühlen sich durch diese Angriffe, die an offenbaren Unrichtigkeiten, Entstellungen, einseitigen Auffassungen und Beurteilungen leiden, nicht im mindesten in ihrer Arbeitsfreudigkeit gestört. Sie können die absprechende Kritik Dr. Daltons um so ruhiger ertragen, als sie auf dem Missionsfelde selbst die Achtung der Vertreter der älteren Missionsgesellschaften, mit denen sie im freund-

schaftlichen Verkehre stehen, im vollen Maße genießen. Ist doch auch der Umstand, daß unser japanischer Prediger Minami der Vorsitzende des Vereins japanischer Prediger in Tokyo ist, eine thatsächliche Widerlegung des durchaus falschen Bildes, das Dr. Dalton von der Stellung anderer Missionen zu unserer Mission entworfen hat. Erst jüngst hat unser Missionar Munzinger gerade infolge der Daltonschen Angriffe von einem der angesehensten amerikanischen Missionare die Versicherung „aufrichtiger Achtung und wärmster Verehrung" und für unsere Mission überhaupt das Zeugnis erhalten, daß sie „eine wertvolle Zugabe zu der christlichen Streitmacht in Japan" ist. Da wir in unserer Z. M. R. eine ausführliche Widerlegung der Daltonschen Angriffe gebracht haben, so gehen wir an dieser Stelle nicht weiter auf sie ein und sprechen nur den Wunsch aus, daß unsere Missionare sich niemals durch solche oder ähnliche Angriffe beirren lassen mögen, ruhig auf der eingeschlagenen Bahn in unverdrossenem Eifer zur Ausbreitung des Evangeliums fortzufahren, — unsere ganze Missionsgemeinde steht hinter ihnen mit ihren Fürbitten und ihrer aufrichtigen Teilnahme!

Eine freudige Überraschung wurde unseren Missionaren durch den Besuch unseres chinesischen Missionars, des Pfarrers Paul Kranz mit seiner Gattin, bereitet, der eine Erholungsreise nach Japan im letzten Sommer unternommen hatte. Besonders war es für Pfarrer Dr. Christlieb eine große Freude, den Freund wiederzusehen, mit dem er seit der Jahresversammlung zu Bremen im Jahre 1891, wo sie beide dem Rufe des Centralvorstandes zum Missionsdienst folgten, nicht wieder zusammengetroffen war.

Mehrere japanische Hilfskräfte haben sich mit unseren Missionaren zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Die beiden japanischen Prediger, die unsere Jahresberichte schon häufig erwähnt haben, wirken auf ihren alten Posten weiter. Prediger Minami ist nach wie vor Pastor der Hongo-Gemeinde. Prediger Maruyama arbeitet auf der erst im vorigen Berichtsjahre neu angelegten Station Osaka, wo er 5 Katechumenen getauft hat. Er ist seit Januar d. J. zugleich Redakteur unserer japanischen Zeitschrift „Shinri".

Fräulein Inasawa und Lehrer Fujimoto, die auch schon im vorigen Jahresberichte genannt wurden, sind Lehrer an unserer Armen- und Sonntagsschule. Fujimoto hat die vorgeschriebene Staatsprüfung als Volksschullehrer bestanden. An der Sonntagsschule unterrichtet außerdem noch Ogawa. Für japanische Handarbeiten ist Fräulein Tomioka an der Armenschule angestellt. Der im letzten Berichte genannte Bibelmann Yanagita in Fujisawa steht nicht mehr in unseren Diensten.

So wirken denn auf unserem japanischen Arbeitsfelde drei Missionare, die Gattin eines Missionars, zwei japanische Prediger, zwei japanische Lehrerinnen und zwei japanische Lehrer, im ganzen 10 Arbeitskräfte. Wollte Gott es geben, daß nach überwundener Reaktion die Arbeit draußen wieder wächst, daheim aber unsere Liebe und Teilnahme, damit wir bald einen vierten Missionar nach Japan aussenden können!

Die deutsch-evangelischen Gemeinden

in Tokyo und Yokohama werden, wie früher, durch Pfarrer Dr. Christlieb versorgt. An den Festen übernahm auch Pfarrer Munzinger einige Predigten.

Die Zahl der deutschen Familien in Tokyo ist im weiteren Rückgange begriffen, eine Zunahme erwarten wir erst wieder, wenn der Handelsverkehr nach hergestelltem Frieden einen neuen Aufschwung nimmt. Allerdings ist die Teilnahme des Deutschen Reiches an der Intervention Frankreichs und Rußlands zu Gunsten Chinas einer Steigerung des deutschen Einflusses in Japan vorläufig nicht günstig. Indessen weisen so viele Umstände auf eine engere Verbindung Japans und Deutschlands, daß wir an einem künftigen Wachsen des deutschen Elements in den Fremdenkolonien Japans nicht zweifeln. Nach dem Berichte Pfarrer Dr. Christliebs vom 30. Januar d. J. betrug die Mitgliederzahl der deutsch-evangelischen Gemeinde 24, zusammen mit den Familiengliedern 41 Seelen, im ganzen wohnten aber zur Zeit des Berichts nur 46 evangelische Deutsche, einschließlich der Frauen und Kinder in Tokyo, außer diesen noch 22 Deutsche, die anderen Konfessionen angehören. Der Kirchenbesuch ist gering, entspricht aber der Seelenzahl und beläuft sich im Durchschnitt auf 25% derselben. Die Mitgliederbeiträge beliefen sich auf 335 Yen, das Kirchenopfer auf 15 Yen. Über die Seelenzahl der Gemeinde zu Yokohama liegt uns keine Angabe vor. Pfarrer Christlieb hat im ganzen 16 Taufen in Tokyo, Yokohama, Kobe und Nagasaki vollzogen, wozu er zum Teil weite Reisen unternehmen mußte (vgl. Missionsbl. 95, Nr. 6/8), außerdem 3 Konfirmationen in Tokyo und Kobe, 2 Beerdigungen in Yokohama, 4 deutschen Kindern hat er Religionsunterricht erteilt. Sind dies auch alles nur geringe Ziffern, so wäre es doch durchaus verfehlt, nach ihnen allein den Wert der Einrichtung unserer deutschen evangelischen Gemeinden in Japan beurteilen zu wollen. Jeder, wer einmal im Auslande gelebt hat, weiß, wie dankbar unsere evangelischen Glaubensgenossen sind, wenn sie aus dem Munde eines Landsmannes das Wort des Lebens verkündigen hören.

Die Vorstände der Gemeinden sind in ihrer Zusammensetzung unverändert geblieben, der Generalkonsul Dr. Schmidt-Leda in Yokohama ist zur Zeit abwesend. Das Harmonium wird wie seither bei den Gottesdiensten in Tokyo von Herrn Lehrer Volljahn, in Yokohama von Herrn Luther gespielt.

Der Kirchbau in Tokyo ist in ein neues Stadium getreten. Im Einverständnis mit dem Großherzoglich-Sächsischen Kirchenrate und mit Genehmigung des Großherzogs von Sachsen hat der Kirchenvorstand in Tokyo beschlossen, den Kirchbau in wesentlich kleineren Verhältnissen, als ursprünglich geplant, für etwa 150—180 Sitzplätze auszuführen und so zu gestalten, daß die Kosten die vorhandene Bausumme von etwa 16 000 Yen nicht überschreiten. Der Königl. Regierungs-Baumeister Muthesius in Berlin hat auch die Ausarbeitung des neuen Bauplanes übernommen. Unser Missionsverein hat, wie schon oben kurz mitgeteilt, auch den Rest des ursprünglich für den Kirchbau erworbenen und für einen anderen Bauplatz eingetauschten Grundstückes käuflich übernommen und wird die Kaufsumme im Laufe dieses Jahres ratenweise auszahlen.

Heidenchristliche Gemeinden und Predigtstationen.

1. Die Hongo-Gemeinde.

Die Pastoration der Gemeinde wurde ganz in der früheren Weise vom Prediger Minami verwaltet. Sein Bericht sagt: „Die Hongogemeinde ist nicht schlechter geworden im Vergleich mit dem letzten Jahr, aber auch nicht

besser, alles ist im wesentlichen gleich geblieben. Es wurden zwei getauft und zwei neu aufgenommen, davon war einer von Maruyama getauft und hierher überwiesen. Der Besuch des Gottesdienstes ist zwischen 10 und 20. — Es ist kein Gemeindevorstand gewählt, die Verwaltung liegt beim Pastor und bei Fujimoto. Letzterer hat die Kasse, in der sich etwa 150 Yen befinden (davon 100 Yen seit Anfang des Bestehens der Gemeinde)".

Stiftungs- und Weihnachtsfest wurden wie gewöhnlich gefeiert. Über das letztere, das einen Höhepunkt im Gemeindeleben darstellte, hat Frau Dr. Christlieb einen ausführlichen Bericht für das „Missions-Blatt" geschrieben, der demnächst erscheinen wird.

Die Abendgottesdienste in der Charwoche waren leider nur schwach besucht. Bei Pf. Munzingers Abschiedsfeier Anfang Juni war die Beteiligung recht zahlreich, ebenso bei Pf. Schillers Einführung am 27. April. Ausführliche Berichte über beide Feiern sind im „Missions-Blatt" nachzulesen.

Die wieder eingerichteten Sonntagabendvorträge erfreuten sich eines guten Besuches, behandelten in der Zeit des Krieges Themata, die sich auf die Bedeutung desselben in sittlich-religiöser Beziehung erstreckten (vgl. Z. M. R. 95, S. 112).

Die Sonntagsschule hat sich durch die Vermehrung der Armenschule sehr vergrößert, es kommen fast alle Armenschulkinder und noch einige andere, regelmäßig 50, manchmal gegen 70. Die Sonntagsschule ist die größte in Tokyo. Drei Lehrer geben Unterricht: Frl. Inasawa, Fujimoto und Ogawa. Da die theologischen Schüler jetzt ins fünfte Semester eintreten, soll einer von ihnen oder zwei noch Unterricht geben. Zur Weihnachtsfeier der Sonntagsschule haben Mitglieder der deutschen evangelischen Gemeinde reiche, dankenswerte Gaben gespendet.

2. Die Yotsuya-Gemeinde.

Minamis Bericht sagt: „In Yotsuya ist das Werk leider sehr zurückgegangen. Ich hatte anfangs 3 Familien, davon 2 mit Kindern, von denen ich hoffte, daß sie den Grundstock einer künftigen Gemeinde bilden sollten. Eine ist nach Osaka versetzt worden, der Mann der andern ist in Formosa und hat seine Familie aufs Land geschickt. In der dritten war der Vater immer krank; ein Sohn ist seit zwei Jahren Hörer, aber noch nicht getauft. Sonst habe ich gar keine Mitglieder. Darum war der Besuch der Bibelstunde sehr schwach. Herbst 1894 und Anfang 1895 besorgte Fujimoto die Arbeit, so lange die Abendvorträge in Hongo dauerten. Die zwei theologischen Schüler, die im Gebäude wohnen, hatten eine Sonntagsschule eingerichtet; ihre Kinder sind aber alle verzogen. Sie wollen sehen, daß sie neue bekommen." Wir bedauern, daß nach diesem Berichte die Erwartungen, die unsere Missionare gerade auf diese Gemeinde gesetzt hatten (vgl. 10. Jahresbericht S. 20), bisher noch nicht in Erfüllung gegangen sind, und wünschen von Herzen, daß auch in Yotsuya bald neues Leben einziehe.

3. Die Station in Fujisawa.

Der Bibelmann Yanagita mußte leider entlassen werden. Es sind noch einige Christen da, zwei von Munzinger getauft, zwei aus andern Kirchen, alles Ärzte. Sie waren eine Zeit lang verzogen und sind in allerneuester Zeit wieder zurückgekehrt. Es soll so weiter geführt werden, daß alle vier Wochen etwa einer der Missionare hingeht, ab und zu auch Minami. Als Station für Propaganda besteht es vorläufig nicht.

4. Die Station Osaka.

Über Osaka brachte unsere Z. M. R. 95, S. 47 f. bereits eine ausführliche Mitteilung. Der Leiter dieser Station, Prediger Maruyama, welchem der früher erwähnte Kandidat Fujita, der aus persönlichen Gründen sein Verhältnis zu uns gelöst hat, nicht mehr zur Seite steht, berichtet neuerdings: „Osaka ist eine Handels- und Industriestadt, in dieser Beziehung die größte in Japan. Damit hängt zusammen, daß die Leute im wesentlichen nur den kaufmännischen Gewinn im Auge haben. Nicht nur die Religion, sondern auch die geistigen Güter überhaupt werden in Osaka vernachlässigt. Die geistige Kultur wird von den Einwohnern wenig berücksichtigt. Wenig höhere Schulen, fast keine Gelehrte sind vorhanden. Von einheimischen Religionen ist der Dienst des Fuchsgottes am meisten verbreitet, daneben der Buddhismus in der Form der Zenshu-Jodo- und Nichiren-Sekte. Fast alle christlichen Missionen sind dort vertreten.

Auf einem solchen Boden ist die Missionsthätigkeit schwierig. Die Erfolge sind darum auch nicht sehr groß. Die Abendschule wird benutzt, um auf die Schüler religiös einzuwirken. Getauft wurden vier Schüler am 7. Oktober 1894; am 19. Mai wieder einer. Von diesen fünf ist einer nach Tokyo gegangen und in die Hongogemeinde eingetreten; die vier andern sind Mitglieder des Jünglingsvereins, den sie auf meine Anregung unter den Studenten der dortigen medizinischen Akademie gegründet haben. In diesem Verein werden Ansprachen von verschiedenen Pastoren gehalten, ich habe die Bibelerklärung übernommen. Dieser Kreis ist also die Stätte für meinen religiösen Unterricht neben dem privaten religiösen Gespräch zum Zweck der Vorbereitung auf die Taufe. Die Mitglieder dieses Vereins stehen fast alle sehr freundlich zu mir bis auf einen oder zwei streng orthodoxe.

Es ist nun wünschenswert, daß wir in unserem Kreise bald Leute von verschiedenen Ständen haben, denn aus jungen Leuten und Schülern allein kann keine Gemeinde gebildet werden, die auf eigenen Füßen stehen könnte. Schon deswegen müssen wir das wünschen, weil nur die Kaufleute die Eingeborenen sind. Nun kann ich aber in meiner Stellung nur schwierig mit solchen Leuten in nähere Beziehungen treten.

In unserem kleinen Kreise soll bald eine regelmäßige religiöse Versammlung eingerichtet werden. Ob bald mit einem öffentlichen Gottesdienst begonnen werden kann, ist noch fraglich. Ein bescheidenes Bethaus würde auf 6—800 Yen kommen."

Unser Missionar-Kollegium beschloß in seiner Jahreskonferenz am 28. Mai d. J., dem Verein vorzuschlagen, daß in 1—2 Jahren die Summe von 800 Yen zum Bau eines solchen Bethauses bereit gestellt werden möchte. Sobald es uns die Einnahmen unseres Missionsvereins gestatten, werden wir an einen solchen Bau herangehen, der unserer Arbeit in Osaka erst eine feste Grundlage verschaffen wird.

Schulen und Vereine.

1. Theologische Schule.

Im letzten Juni betrug die Zahl der Schüler 6: Oguri, Fujimoto, Aoki, Hiroi, Komai, Kikuchi, und ein Zuhörer Tanaka. Mit denselben begann das Wintersemester 1894/95. Anfang Oktober trat Oguri plötzlich

aus, indem er ohne jede Grundangabe abreiste. Fujimoto trat seine Stellung als Lehrer an der Armenschule an und hörte noch einige Monate die Vorlesungen über das Alte Testament. Ein neuer Schüler, Miyagawa, trat ein; nachdem der Zuhörer weggeblieben war, trat ein neuer Schüler Issawa ein, sodaß unser jetziger Bestand ist:

Hiroi (seit Sept. 93), Aoki (Sept. 93), Komai (seit Febr. 94), Kikuchi (Januar 94), Miyagawa (Sept. 94), Issawa (April 95). Die 4 ersten bilden den Oberkurs.

Die Vorlesungen im letzten Jahre waren folgende:

Winter-Semester. Christlieb: Gesch. d. neueren Philosophie (O. K. 4 St.), Entstehung des Alten Testamentes III. (O. K. 4 St.), Entstehung des Alten Testaments I. (U. K. 4 St.).

Munzinger: Einleitung ins Neue Testament I. (O. K. 4 St.), Korintherbriefe, Exegese I. (O. K. 4 St.), Deutsch (O. u. U. K. 2 St.), Griechisch (U. K. 2 St.).

Minami: Deutsch (O. u. U. K. 2 St.).

Sommer-Semester. Christlieb: Geschichte der Philosophie, Kant (O. K. 4 St.), Entstehung des Alten Testaments IV. (Schluß) (O. K. 4 St.), Entstehung des Alten Testaments II. (U. K. 4 St.), Deutsch (O. u. U. K. 2 St.).

Munzinger: Kirchengeschichte (Repetitorium) (O. K. 4 St.), Einleitung ins Neue Testament II. (O. K. 4 St.), Korintherbriefe, Exegese II. (O. K. 4 St.).

Minami: Deutsch (O. u. U. K. 2 St.).

Die Schüler des Oberkurses machen dieses Semester ihr historisch-philosophisches Hauptexamen. Die von Munzinger geprüften Gegenstände wurden bereits Anfang Juni erledigt mit günstigem Resultat, die von Christlieb zu prüfenden Fächer sollen am Ende der Sommerferien examiniert werden, um dem eigentlichen Semester nicht zu viel Zeit wegzunehmen. Die Schüler werden abwechselnd bei Schiller in Shiogama wohnen, um ihm Unterricht im Japanischen zu geben.

Die Haltung der Schüler ist musterhaft zu nennen, ihr Fleiß und Betragen, ihre Höflichkeit gegen die Lehrer ließen nichts zu wünschen übrig. Sie sind eng befreundet untereinander und kamen in der regelmäßigen Students-Society und auch sonst mit uns Lehrern in gesellige Berührung. In Anbetracht der allgemein und stark gestiegenen Preise für die Lebensmittel haben wir ihnen einen monatlichen Zuschlag von 1 Yen zu ihren Stipendien bewilligt, sowie ihnen teilweise privaten Verdienst durch Übersetzungen, japanische Stunden u. s. w. vermittelt.

Vom nächsten Semester ab beginnt die praktische Ausbildung der Schüler durch Sonntagsschulunterricht, Predigtdolmetschen u. s. w.

2. Deutsche Schule.

Auf den Erlaß des Unterrichtsministers hin vom Sommer 1895, durch den die deutsche Sprache für das College of Law und für das College of Litterature obligatorisch gemacht wurde (vgl. Z. M. R. 95, S. 51), haben wir eine deutsche Schule ins Leben gerufen, die in den Räumen des Gebäudes in Hongo in 3 Klassen abgehalten wird. Wöchentlich werden 6 Stunden gegeben, wobei die Missionare, Herr Bolljahn und Herr Krug (aus der deutschen Gemeinde), sowie Minami und Ogawa unterrichten. Herrn Bolljahn sprechen wir auch an dieser Stelle unsern Dank für seine

unentgeltlich geleistete Hilfe aus. Die Schüler gehören teils zur Universität, teils zur Kotochūgakko (Gymnasium), teils zu Vorbereitungsschulen. Es kommen etwa 30 regelmäßig und haben bis jetzt ausgehalten. Am 25. April versammelten sich die Schüler bei Thee und Kuchen im Saale der theologischen Schule, und es wurde ein Verein gegründet, der unter dem Namen Dōkōkwai zu praktischen Übungen im Deutschen bestimmt ist. Bis jetzt ist erst einer der Schüler uns auch in der Hongogemeinde näher getreten. Direkten Missionserfolg dürfen wir wohl überhaupt nicht viel von der Schule erwarten, allein sie hebt das Ansehen unserer Mission und ist eine Arbeit für das Deutschtum im allgemeinen.

3. Armenschule.

Von all unseren Einrichtungen ist die Armenschule, hervorgegangen aus der früheren Abendschule, die blühendste. Mit dem Ertrag des am 9. Mai 1894 (vgl. 10. Jahresbericht S. 19) veranstalteten Konzertes haben wir ihr eine eigene, einfache, aber praktische Heimat auf dem Missionsplatz gegründet, und der Aufschwung der Schule hat alle unsere Erwartungen übertroffen. Sie zählt jetzt 70 Kinder, und man kann sagen, daß fast täglich neue angemeldet werden. Der Raum für die Handarbeitsschule ist bereits zu klein, und wir haben den Rest unseres Geldes zu einer schon vorhergesehenen Erweiterung verwandt. Die Schule wird von Frau Pfarrer Christlieb geleitet. Der Unterricht liegt hauptsächlich in den Händen von Fujimoto und Fräulein Inasawa; die letztere, die bei Christliebs wohnt, darf als die Seele des Ganzen bezeichnet werden.

Die Schule stellt in ihrem Unterbau eine gewöhnliche japanische Volksschule dar mit Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Etikette und Turnen. Sie besteht aus 3 Klassen: Die ordentliche Schule umfaßt die III. Klasse (18 Mädchen, 10 Knaben) Lehrstoff: Kanaalphabete und Buch Nr. 1 der vorgeschriebenen Lesebücher für chinesische Charaktere; die II. Kl. (6 Mädchen, 4 Knaben) Lehrstoff: Buch 2 und 3; I. Kl. (13 Mädchen, 10 Knaben) Lehrstoff: Buch 4—6; am Schluß Graduierung. Lehrer der 3. und 2. Klasse ist Fujimoto, Lehrerin der 1. Klasse ist Fräulein Inasawa.

Darüber besteht noch eine Art von Selekta oder Fortbildungsschule: 7 Mädchen, 1 Knabe (Buch 7, 8), in welcher unter Inasawas Unterricht die Kinder die chinesischen Charaktere der zwei obersten Bücher lernen, die sonst nur in Mittelschulen eingeführt sind, ebenso Geschichte und Geographie Japans.

Dazu kommt die Handarbeitsschule, in der 25 Mädchen nachmittags im Nähen, Flicken und Zuschneiden, sowie im Sticken und Stricken von der geprüften Handarbeitslehrerin Tomioka und Frau Dr. Christlieb unterrichtet werden. Eine Art Haushaltungsschule besteht darin, daß die älteren Kinder alle Reinigungsarbeiten in der Schule selbst vornehmen, zwei Mädchen bis jetzt mit Frl. Inasawa ihr Essen kochen u. dgl. Fräulein Inasawa ist so ziemlich den ganzen Tag drüben und eine Anzahl Kinder halten sich fast den ganzen Tag dort auf. Zwei Mädchen will sie später ganz zu sich nehmen.

Jeden Samstag ist großes Bad für alle Kinder, was eine große Wohlthat für die aus den ärmsten Familien stammenden Kinder ist.

Die Schule ist die einzige in Tokyo, deren Besuch für die Kinder vollkommen frei ist, auch die Bücher liefert die Mission leihweise. Alles

zusammen macht eine monatliche Ausgabe von nur etwa 3 Mark. Die Schule ist sehr bekannt in Tokyo und wird häufig besichtigt, ein japanischer Universitätsprofessor hat sie sogar als „vorbildlich" bezeichnet.

Was die religiöse Einwirkung auf die Kinder betrifft, so wird sie auf folgende Weise versucht. Jeden Morgen früh ist Gebet, am Schluß Choralgesang und gemeinsames Vaterunser. Am Montag früh gemeinsame Andacht mit Gesang und Gebet, ebenso beim Wochenschluß.

Für alle zusammen giebt Minami am Dienstag (11—12 Uhr) Religionsunterricht, für die Selekta außerdem noch Montags und Freitags (10—11 Uhr), der später in Taufunterricht übergehen soll.

Die Kinder, wenigstens die Mädchen, sollen später möglichst bei Bekannten und in der Nähe als Dienstboten untergebracht werden, so daß man sie im Auge behalten und mit ihnen in Berührung bleiben kann.

Über die erste Einrichtung der Armenschule, die Einrichtung und Einweihung des neuen Schulgebäudes, sowie über den Betrieb des Unterrichts hat uns Frau Pf. Dr. Christlieb höchst anziehende Berichte gesandt, die im Missionsblatt (95, Nr. 7 u. 8) erschienen sind.

4. Der Studentenverein Sol oriens hatte sich besonders durch Vorträge im Herbst und Winter 1894/95 wieder kräftig geregt. Die Vorträge wurden an den Sonntagabenden gehalten und waren gut besucht, sie behandelten ethische Themata, auch Fragen, die den Krieg betrafen. (Vgl. oben S. 245).

5. Der theologische Verein, Theological Students Society, hat seine Thätigkeit in der früheren Weise fortgesetzt.

Litterarische Mission.

1. Die Zeitschrift Shinri ist bis Dezember von Minami, seit Januar von Maruyama redigiert worden. Im letzten Jahre haben außer unseren Missionaren unsere japanischen Mitarbeiter und Studierende der Theologischen Schule Beiträge geliefert, die Themata, die sämtlich in unserer Z. M. R. 95, S. 114 abgedruckt sind, betreffen theologische, philosophische, religionsgeschichtliche Fragen u. s. w., namentlich ist auch der Krieg mehrfach behandelt worden, so in den Aufsätzen von Minami, die Kriegsführung und die Moral, Christlieb, der Krieg ein Element der göttlichen Weltordnung. Der Verkauf hat stark nachgelassen seit dem Kriege, die Zahl der Abonnenten ist auf 20 gesunken; wir suchen die Hefte zu verschenken und durch eine fortlaufende Geschichte der Philosophie (Übersetzung der Vorlesung von Christlieb) für die Studenten der Philosophie an der Universität anlockend zu machen. Zugleich dient diese Geschichte der Philosophie natürlich dem apologetischen Interesse.

Sehr nützlich wären für Shinri kurze Aufsätze bekannter deutscher Theologen, worüber Pf. Munzinger bei seiner Anwesenheit in der Heimat noch persönlich berichten wird.

Den Buchladen haben wir wieder eingehen lassen, da er uns gar keinen Nutzen, weder geschäftlich, noch zur Verbreitung unserer Schriften, gebracht hat.

Über die Schaffung einer theologischen Litteratur ist ein eingehender Antrag Pf. Dr. Christliebs für die Centralvorstandskonferenz am 1. Oktober d. J. gestellt worden.

2. Die Bibliothek und das Lesezimmer. Die Bibliothek hat auch im vergangenen Jahre einen kleinen Zuwachs durch Ankäufe und Geschenke erhalten.

Frauenmission.

Frau Dr. Christlieb besucht die Frauen regelmäßig, manchmal zusammen mit Frl. Inasawa. Alle Monate wird eine Frauenvereinsversammlung in Dr. Christliebs oder Minamis Hause abgehalten. Der Damenverein ist in diesem Jahre nicht mehr zusammengekommen; da er ganz in japanischen Händen ist, haben wir auf seine Versammlungen fast keinen Einfluß. Die Präsidentin, Frau Staatsrat Hirata, war sehr viel krank, sie versichert aber, daß der Verein wieder ins Leben treten werde. An Fräulein Inasawa hat Frau Dr. Christlieb eine treue Gehilfin. Der Schwerpunkt der Thätigkeit beider ruht, wie schon berichtet, in der Armenschule. Zu dem für den Winter d. J. geplanten Bazar in Tokyo sind von den Freundinnen unseres Missionsvereins in Deutschland zahlreiche Gaben gesammelt und durch Frau Pfarrer Burggraf in Bremen im Juli nach Japan abgesandt worden. Möge auch dieser 2. Bazar, wie sein Vorgänger im Jahre 1893 einen recht erfreulichen Erfolg haben!

Statistisches.

Nach der von Rev. Loomis herausgegebenen Missionstabelle für Japan (abgedruckt in Z. M. R. 95, S. 168 f.) beträgt die Zahl der im Jahre 1894 von unseren Missionaren getauften Japaner 6, dazu 2 Kinder; die Zahl der Schüler incl. der Sonntagsschule ist von unseren Missionaren auf 187, die Zahl der Gemeindeglieder auf 208 angegeben.

Unsere Missionare versichern in ihrem Jahresberichte vom Juni d. J., daß sie alles thun werden, was in ihren Kräften steht, um das Evangelium in die weitesten Kreise zu tragen und alle Umstände zu benutzen, die der Krieg und die öffentlichen Verhältnisse vielleicht bieten, und bemerken dabei, daß sie gerade die Erwägung, die unser hoher Protektor Großherzog Karl Alexander von Sachsen in der unserem Vereinspräsidenten erteilten Audienz (vgl. oben S. 235) nahe legte, die christliche Religion als die Wurzel aller wahren Civilisation darzustellen, von jeher zu einem ihrer Ausgangspunkte gemacht haben und gerade infolge des Krieges noch mehr machen werden. Sie schließen mit dem Wunsche, daß Gott auch im nächsten Jahre ihnen Kraft verleihen möge, ihr nicht immer leichtes Tagewerk getreulich auszurichten, und daß er ihren Freund und Mitarbeiter Pf. Munzinger wieder gesund und erfrischt an Leib und Seele zurückführen möge. Dieser Wunsch ist auch der unsrige. Mögen unsere Missionare nicht müde werden, an dem Werke der Verheißung zu arbeiten, — Geduld ist ihnen not, aber „die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden!“

2. China.

Allgemeine Lage.

In den letzten Wochen hat sich die Aufmerksamkeit der christlichen Kreise Europas in erhöhtem Maße gerade auf das chinesische Volk, das

größte aller heidnischen Völker, gelenkt. Schon im Juli d. J. schrieb uns unser Missionar Pfarrer Kranz von unheilvollen Nachrichten, die aus der großen Westprovinz Chinas, aus Szechuen, nach Shanghai gekommen waren. In mehreren Städten waren die katholischen und protestantischen Missionsstationen von Pöbelhaufen vollkommen zerstört. Und anfangs August kam die erschütternde Kunde von der Ermordung einer ganzen Anzahl evangelischer, amerikanischer und englischer Missionare in Kutscheng, Provinz Fukien, nach Europa. Das sind furchtbare Ausbrüche nicht nur des fanatischen Fremdenhasses, sondern auch des finstern Aberglaubens und der sittlichen Roheit der Chinesen, — aber auch ebenso starke Antriebe, jenem heidnischen „Kulturvolke", das doch noch in so tiefer Barbarei steckt, die wahre Bildung, das Evangelium mit seinen heiligenden Segensmächten, zu bringen.

Die Hoffnung, daß der japanisch-chinesische Krieg, der mit einer so schmählichen Niederlage der Chinesen endete, den Stolz der Chinesen, „dies Haupthindernis für das Vordringen des Christentums und westlicher Civilisation", brechen würde, hat sich leider bisher noch nicht erfüllt. Im Gegenteil wächst der Übermut der Chinesen. Die zersprengten undisziplinierten Soldatenhaufen aber fanatisieren die Massen und stiften sie zu Unruhen und Greuelthaten an. Pf. Kranz schreibt am 9. Juli d. J.: „Das wahre Wohl Chinas würde es erfordern, daß durch ein einiges, energisches Vorgehen der westlichen Mächte diesen Unruhen endlich für immer ein Ende gemacht werde. Wenn China sich nicht selbst regieren kann, dann wird es um des armen Volkes und um des Fortschrittes der Menschheit willen eine Pflicht der civilisierten Mächte, China in ihre Kontrolle zu nehmen. Für die Millionen des armen, geplagten Volkes wäre es sicherlich das Beste. Es ist ein wahrer Jammer, daß dies große, fruchtbare Land durch die miserable Wirtschaft der Mandarine solange ins Elend gebannt ist". Der uralte Größenwahn Chinas und der Stolz der Litteraten bilden außer der schlechten Wirtschaft der Mandarine die Hauptursachen der Hemmnisse aller Kulturfortschritte in China. Daß aber „eine Neugestaltung Chinas schließlich nur der thatkräftigen Mitwirkung der christlichen Mission möglich ist, weil nur durch diese weitreichende und sofortige Einwirkung auf große Massen des Volkes geschehen kann", betonen unsere Missionare in allen ihren Berichten.

Wir bedauern, daß wir wegen Raummangels die Schilderung der allgemeinen Lage in China abkürzen müssen und machen unsere Freunde, die sich eingehender darüber unterrichten wollen, auf die ausführlichen Berichte unserer Missionare aufmerksam, die wir in unserer Z. M. R. 95 ff., 53 ff., 114 ff., 176 ff. abgedruckt haben. Namentlich hat Dr. Faber mit gründlicher Sachkenntnis auch über die politische Lage in China berichtet, wie er sich denn auch in seiner Denkschrift, unserer neuesten Flugschrift: „China in historischer Beleuchtung", als einen zuverlässigen Kenner chinesischer Verhältnisse erweist.

An der großen, unendlichen Missionsaufgabe in China haben wir bisher nur in ganz bescheidenem Umfange teilgenommen, aber wir hoffen zu Gott, daß die treue Arbeit auch unserer Sendboten auf diesem schwierigsten aller Saatfelder des Evangeliums nicht vergeblich sein werde.

Unsere Arbeitskräfte.

Missionar Rev. Dr. Ernst Faber hat am 25. April d. J. ein Jubiläum seltener Art gefeiert. An diesem Tage waren 30 Jahre seit

seiner Ankunft in China und seinem Eintritt in die dortige Missionsarbeit verflossen. Mit tiefem Danke gegen Gott hat er diesen Tag begangen, wir aber haben unserem lieben Freund und Mitarbeiter unsere herzlichsten Segenswünsche gesandt. Dr. Faber hat zur Erinnerung an diesen Jubiläumstag unserem Vereine seine Denkschrift: „China in historischer Beleuchtung", gewidmet. Zu unserem Jahresfeste erscheint diese Abhandlung als die 6. Flugschrift unseres Missionsvereins, sie wird um der gründlichen Belehrung willen, die sie über alle Verhältnisse Chinas erteilt und durch die sie viele irrige Vorstellungen beseitigt, voraussichtlich auch in weiteren Kreisen Beachtung finden. Wir freuen uns aufrichtig über diese dankenswerte Gabe unseres Freundes. — Die Gesundheit Dr. Fabers war durch seinen Aufenthalt in Japan während des letzten Sommers aufs neue gekräftigt, so daß er den Winter gut überstanden hat; in den Monaten Juli und August d. J. hat er wieder eine Erholungsreise nach Unzen bei Nagasaki in Japan unternommen. Seine Thätigkeit zur Herstellung und Verbreitung christlicher Litteratur in chinesischer Sprache, worüber wir unten berichten, ebenso seine Mitarbeit in den verschiedenen Gesellschaften hat Dr. Faber mit unermüdlicher Ausdauer fortgesetzt.

Missionar Pf. Kranz hat seinen ständigen Aufenthalt seit Ende September 1894 wieder in Shanghai genommen, so daß nun dort alle Vertreter unserer Mission beisammen sind. In Tschifu, wo er im Sommer 1894 wohnte, hat er für die dortigen Deutschen einmal einen Gottesdienst gehalten, auch die Kinder getauft. Mit großem Eifer setzt er seine Sprachstudien fort, beteiligt sich aber auch durch Verbreitung christlicher Litteratur direkt an der Missionsarbeit. In unseren letzten Jahresbericht hatte sich ein Fehler eingeschlichen (S. 25): Nicht das Wenli (Bücherstil) oder das Kuanhoa (Hochchinesisch) studiert Kranz, sondern das Wenli und das Kuanhoa, beides sind nämlich zwei ganz verschiedene Stilarten. Kranz hat uns darüber, wie über die chinesischen Stilarten überhaupt, eine deutliche Auseinandersetzung gegeben (Z. M. R. 95, 117 f.). Er hat im letzten Jahre die chinesischen Klassiker Mencius, Lunyü, Tahsio, Chungyung, Shuking und Sheking gelesen. „Denn die Kenntnis der Klassiker ist natürlich Grundvoraussetzung späterer litterarischer Arbeiten. Der Weg hierzu ist lang, einsam und mühsam, aber das Ziel, Millionen von Chinesen durch ein christliches Buch zu beeinflussen, ist herrlich." Daneben setzt Kranz seine grammatikalischen Studien (nach Hirth, Thomas Wade, Prof. Arendt, Dr. Mateer, Kuanhoa Tsche Nan, Dr. Martin u. s. w.) fort. Auch hat er bereits den chinesischen Kommentar Dr. Fabers über das Markus-Evangelium lesen können. Zwei chinesische Lehrer unterstützen ihn bei seinen Sprachstudien, dem einen erteilt er englischen Unterricht und liest mit ihm das Neue Testament in der Hoffnung, daß er später ein Christ und vermöge seiner guten chinesischen Kenntnisse ein nützliches Glied der Kirche werde. — Mit großem Interesse verfolgt Kranz auch die Bewegungen des kirchlichen Lebens in der Heimat. Er hat einen Aufruf: „Drei Beweggründe zur Weltmission", verfaßt und in vielen Exemplaren auch nach Deutschland an verschiedene Adressen versandt. Mit glühender Liebe ist er der Bekehrung der Chinesen zugethan und möchte nun auch in der Heimat alle Christen zu regstem Missionseifer anspornen. Auf unseren besonderen Wunsch hat Kranz diesen Aufruf unter Verkürzung des rein Theologischen und Exegetischen noch reicher mit kon-

kretem Material über die sittlich-religiöse Not der Heidenwelt ausgestattet. Es ist dieser Aufruf in Nr. 9 unseres Missionsblattes erschienen und soll als besonderes Flugblatt auf unseren Versammlungen und Festen verteilt werden. Exemplare dieses Aufrufs sind in beliebiger Zahl unentgeltlich vom Bureau unseres Centralvorstandes in Berlin zu beziehen. Kranz bittet in seinem Berichte für das 1. Vierteljahr 1895 (Z. M. R. 95, S. 179) um Gaben zur Verteilung christlicher Schriften, besonders der Bogentraktate Dr. Fabers. Seine Frage: „Sollten sich zu Hause nicht viele Christen finden, welche gern in dieser Weise direkt Mission treiben möchten?" hat bereits ein erfreuliches Echo gefunden; erst vor wenigen Tagen wurden uns 100 Mark zur Verbreitung christlicher Litteratur in China gespendet. — Auch auf die Sammlung lebendiger Christen in der Heimat zur Bethätigung des Glaubens und der Liebe möchte Kranz einwirken. Ihm schwebt dabei die Endeavour Society und die Seelsorgergemeinde des Pfarrers Sulze vor Augen, und er hat im März d. J. einen Aufruf zur Bildung eines „Bekennerbundes" ausgearbeitet (vgl. Z. M. R. 95, S. 180). Er hofft, daß durch solche intensive Pflege des Gemeindelebens die Missionskraft und die Missionsthätigkeit der deutschen Christen erstarken würde. Wir wissen uns mit ihm in diesem Wunsche eins und sind von Herzen dankbar für jeden Vorschlag, der auf Belebung und Stärkung des Missionssinnes in der Heimat abzielt, damit endlich die von Kranz citierte, uns tief beschämende Frage eines amerikanischen Missionars: »What can we expect from Germany? (was können wir von Deutschland erwarten?)" die rechte Antwort finde. — Im letzten Sommer hat Pfarrer Kranz mit seiner Gattin eine Erholungsreise nach Japan unternommen, dabei auch unsere Missionare besucht und tiefe Eindrücke nicht nur von der Notwendigkeit der japanischen Mission, sondern auch von ihrer segensreichen Wirkung erhalten.

Lic. Heinrich Hackmann, Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Shanghai, findet in seinem Amte, das er seit dem 22. April 1894 bekleidet, viel Befriedigung. Er ist unablässig auf Erweiterung seiner Arbeit bedacht. In seinen persönlichen Verhältnissen ist insofern eine wichtige, erfreuliche Neuerung eingetreten, als ihm in dem Schulhause der deutschen Kolonie in Shanghai eine Amtswohnung überwiesen ist. Außer kleinen Reisen nach anderen Küstenorten im September v. J. und März d. J. unternahm er im Sommer eine dreiwöchentliche Erholungsreise nach Unzen bei Nagasaki in Japan, wo er mit Dr. Faber 14 Tage zusammen verleben konnte. Von seiner Thätigkeit giebt uns ausführliche Kunde der Bericht über:

Die evangelische Gemeinde in Shanghai.

Es entwickelt sich diese Gemeinde immer mehr zu einem Mittelpunkt und Hort deutschen evangelischen Lebens im fernen Ostasien. Die Rührigkeit des Gemeindevorstandes, an dessen Spitze Generalkonsul Dr. Stuebel steht, vereinigt sich mit dem Eifer des Pfarrers Lic. Hackmann zu ersprießlichem Wirken. Höchst erfreulich ist der im März d. J. vollzogene Anschluß dieser Gemeinde an die Großherzoglich-Sächsische Landeskirche. Von diesem Anschluß erwartet die Gemeinde nicht nur einen starken Rückhalt in der Heimat, sondern auch eine Förderung ihres kirchlichen Lebens. Die Zahl der durch einen Beitrag sich bethätigenden Mitglieder der Gemeinde beläuft sich jetzt schon auf 90, die Beiträge erreichten die Höhe von

ca. 1700 Dollars. Der lebhafteste Wunsch der Gemeinde geht, wie schon im vorigen Jahresbericht erwähnt, auf ein eigenes Kirchengebäude, so daß sie nicht mehr genötigt wäre, von der Gastfreundschaft der Union Church Gebrauch zu machen. Über seine Thätigkeit hat Lic. Hackmann uns ausführlich berichtet (vgl. Z. M. R. 95, 182). Wir heben daraus nur das Wichtigste hervor:

1. Kirche.

Die Gottesdienste werden regelmäßig an jedem ersten und dritten Sonntage im Monat, sowie an allen Festtagen abgehalten und nach den dortigen Verhältnissen gut, im Durchschnitt von 40—50 Personen besucht. Die Weihnachtsfeier fand eine besonders zahlreiche Beteiligung und war auch von Engländern besucht, die einmal ein deutsches Weihnachtsfest kennen lernen wollten. Auch an Kaisers Geburtstag fand der Festgottesdienst eine recht gute Teilnahme. Der Abendmahlsgottesdienst am Charfreitage war außerordentlich gut besucht. Einen neuen Schritt, um die zerstreut in China lebenden evangelischen Deutschen gewissermaßen zu einer Gemeinde zu sammeln, hat Lic. Hackmann gethan, indem er unter freudiger Zustimmung des Kirchenvorstandes seine Predigten im Druck als Sonntagsgruß an die Deutschen in Ostasien verschickt. Gegen eine geringe Abonnementsgebühr erhält jeder evangelische Deutsche diesen Sonntagsgruß. Vor uns liegen die ersten als Sonntagsboten ausgesandten Predigten, die unter dem Motto 2. Korinther 6, 9: „Als die Unbekannten und doch bekannt", gewiß geeignet sind, nicht nur ein unsichtbares Band um unsere Landsleute in Ostasien zu schlingen, sondern ihnen auch einen kleinen Ersatz für die Erbauung in der Gemeinde bieten, da Lic. Hackmann frisch und lebendig aus seinen persönlichen Erfahrungen in Shanghai heraus redet und in trefflicher Weise die Auslegung des Wortes Gottes auf die besonderen Verhältnisse unserer Landsleute in China zu beziehen versteht. Wer daheim im deutschen Vaterlande diese Predigten zu lesen wünscht, wolle sich direkt wegen ihres Bezugs mit Pfarrer Lic. Hackmann in Shanghai in Verbindung setzen.

Seit dem 4. November 1894 hat Lic. Hackmann auch eine Sonntagsschule eingerichtet, die durchschnittlich von 15 Kindern besucht wird.

Um die Gemeinde auch an Wochentagen zu sammeln und ihr Interesse an geistigen Fragen zu wecken, hat Lic. Hackmann im Winter alle 14 Tage am Montag öffentliche Vorträge gehalten.

Bis zum März d. J. hatte Lic. Hackmann 5 Taufen, eine Trauung und 8 Beerdigungen vollzogen, zwei Töchter bereitet er zur Konfirmation vor.

2. Die Schule.

Aus den kleinen Anfängen, die nach dem vorigen Jahresbericht Lic. Hackmann mit dem Unterricht einiger deutscher Kinder gemacht hatte, ist zu unserer großen Freude eine selbständige deutsche Schule hervorgegangen. Am 80. Geburtstage Bismarcks, am 1. April d. J., konnte die neue deutsche Schule in Shanghai eingeweiht und eröffnet werden. Ein hoch bedeutsamer Fortschritt in der geistigen und sittlichen Pflege der heranwachsenden Jugend unserer Landsleute in China! Es ist für die Einrichtung und Erhaltung der Schule ein Schulkomitee gebildet, dessen Vorsitzender Generalkonsul Dr. Stuebel ist, und zu dem außer Hackmann noch 5 Gemeindeglieder gehören. Für die Schule wurde ein eigenes Haus gemietet, in dem Lic. Hackmann auch eine Amtswohnung erhalten hat. Neben ihm unterrichten

noch Frl. Julie Pfankuch und Frau A. Roemer, zwei deutsche Lehrerinnen. Die Schule besteht aus drei Klassen, die von 9 Knaben und 15 Mädchen besucht werden. Auf unsere Bitte hat das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers aus dem sogenannten Schulfonds zur Erhaltung der deutschen Schule in Shanghai am 18. Mai d. J. 1500 Mark für das Etatsjahr 1894/95 und 3000 Mark für das Etatsjahr 1895/96 bewilligt. Unsere Freude und unseren Dank für diese hochherzige Förderung unseres Werkes an unseren Landsleuten in China haben wir dem Auswärtigen Amt ausgesprochen.

3. Die Marine.

Pf. Lic. Hackmann hat regelmäßig am Bord der von Shanghai ankommenden Kriegsschiffe Gottesdienste gehalten an den Sonntagen, an denen er keinen Gottesdienst in der Gemeinde hatte. Die Mannschaften der Schiffe hat er öfters zu geselligen Unterhaltungsabenden in seine Wohnung eingeladen. Sein Plan, einen Lesesaal für die Matrosen der Kriegs- und Handelsmarine einzurichten, geht hoffentlich bald der Verwirklichung entgegen; wir haben auf unser Bitten vom Centralausschuß für innere Mission die Zusicherung erhalten, daß auch Shanghai in den Wirkungskreis der Seemannsmission mit aufgenommen werden soll. Es wird der Centralausschuß zunächst allerlei geeigneten Lesestoff an Lic. Hackmann senden, den er den Matrosen zu ihrer Unterhaltung und Belehrung darreichen kann. Wir bitten unsere Freunde, die sich für diesen nicht unwichtigen Teil der Thätigkeit unseres deutschen Pfarrers in China interessieren, Bücher und Zeitschriften passender Art an unseren Centralvorstand (Berlin C., Friedrichsgracht 53) zur Weiterbeförderung einsenden zu wollen. Einen festen Mittelpunkt wird allerdings die Fürsorge für die deutschen Matrosen erst dann erhalten, wenn es möglich ist, ein Seemannsheim oder wenigstens doch einen Lesesaal in Shanghai einzurichten. Voraussichtlich wird die Hilfe des Centralausschusses für innere Mission Lic. Hackmann dazu in den Stand setzen.

Seinen letzten Bericht schloß Pfarrer Lic. Hackmann mit dem Wunsche: „Möchte unser Leben hier draußen von der Christenheit daheim doch immer mit warmer, belebender Teilnahme begleitet werden, wie auch wir immer im Geiste die Hand nach der Heimat hinüberstrecken!" Wir wünschen unserem lieben Freunde Gottes reichsten Segen zu seiner so mannigfaltigen und so weit verzweigten Arbeit. Möchte die evangelische Gemeinde in Shanghai immer weiter aufblühen und immer mehr ein Stützpunkt echt deutschen, frommen, evangelischen Lebens in Ostasien werden!

Missionsarbeit.

Dr. Ernst Faber ist unablässig bemüht, durch Verbreitung christlicher Schriften in chinesischer Sprache der Mission die wichtigsten Dienste zu leisten. Sein am 4. Oktober v. J. erschienener Kommentar des Lukas-Evangeliums findet einen großen, immer noch wachsenden Absatz. Auf Anregung des Pfarrers Kranz hat Faber 13 schon früher gedruckte Bogentraktate wieder auflegen und außerdem noch 7 neue Traktate drucken lassen. Diese Bogentraktate (vgl. Z. M. R. 95, 179) behandeln verschiedene religiöse, ethische Themata, nach dem Bedürfnis der Chinesen ausgewählt. Sodann hat Faber eine Abhandlung über den Konfuzianismus in englischer Sprache geschrieben, die wir noch in deutscher Über-

setzung in unserer Z. M. R. mitteilen werden. Die Arbeit an den 13 chinesischen Klassikern setzt Faber fort. Seit Februar d. J. hat er noch einen Gelehrten Yang als Gehilfen angenommen; Yang ist ebenfalls ein Graduierter wie der andere Mitarbeiter Fabers Kwu, aber dieser ist Anhänger der Sung-Schule, der orthodoxen Richtung, Yang dagegen ist Anhänger der Han-Schule, einer freieren Richtung, er ist in Hankow durch einen Missionar der Londoner Mission getauft. Im Erziehungsverein für China (Educational Association of China) und in der Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen (Society for Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese) ist Dr. Faber nach wie vor thätiges Mitglied.

Missionar Pfarrer Kranz versucht, sich auch aktiv an der Mission neben seinen Sprachstudien zu beteiligen. Er ist Mitglied des Komitees der britischen Bibelgesellschaft und der Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen geworden. Das Exekutiv-Komitee dieser letzteren Gesellschaft hat ihn einstimmig gebeten, ihren Sekretär Mr. Richard während seiner längeren Beurlaubung zu vertreten. Für die Verbreitung der oben erwähnten chinesischen Bogentraktate Dr. Fabers in 200 000 Exemplaren hat Pf. Kranz der chinesischen Traktat-Gesellschaft in Shanghai 400 Dollars überwiesen. Für den Frauenverein in Shanghai, der sich unter der Leitung von Mrs. Archibald Little zur Bekämpfung der Unsitte der Fußverkrüppelung gebildet hat, schrieb Pf. Kranz einen Aufsatz, worin die von den Chinesen vorgebrachten Entschuldigungen jener Unsitte widerlegt und die durchschlagenden Gründe dagegen kurz zusammengestellt sind. Diesen Aufsatz übersetzte Mr. Richard ins Chinesische und hat jener Frauenverein als seine erste chinesische Flugschrift herausgegeben. Endlich hat Pf. Kranz die Vorarbeiten zu einem chinesischen Katechismus begonnen. Er beabsichtigt, den Stoff der Katechismuslehre in 100 Fragen und Antworten zu behandeln und ausgewählte Bibelstellen zu jeder Antwort hinzuzufügen. Als Grundlage benutzt Pf. Kranz außer dem Lutherschen den neuen Wiesbadener Katechismus, der eine Überarbeitung des Badenser Katechismus ist.

Dies alles sind vielversprechende Anfänge zur Ausbreitung des Evangeliums in dem chinesischen Volke, aber doch nur erst Anfänge! Gott wolle unsere Missionare mit der rechten Geduld und mit göttlichem Vertrauen auf seine Verheißung ausrüsten!

Wir schließen unseren Jahresbericht. Seine Aufgabe ist es, ein Bild von unseren mannigfachen Missionsunternehmungen zu geben, nicht etwa, um unsere Leistungen und Fortschritte in ein helles Licht zu stellen, sondern um uns recht deutlich zu zeigen, wie viel wir noch thun müssen, wenn wir auch nur zu einem kleinen Teile die Aufgaben erfüllen wollen, die unser in Ostasien warten. Es kann nicht Friede auf dem Erdkreise werden, bis nicht auch dort unter jenen Millionen von Heiden Jesu Liebe siegt. Wollen wir aber zu diesem Siege beitragen, so ist nicht nur Geduld und Ausdauer nötig, sondern vor allem die Liebe, die uns also nach dem Gebot des Erlösers dringen soll, die Liebe Christi, der letzte und der tiefste Grund aller Missionsarbeit!